

Kürbiskern

B 20094 F

LITERATUR, KRITIK, KLASSENKAMPF

Lyrik, Prosa: *Hughes, Nina Simone, Gail B. White, Marge Piercy, Vesper, Oberländer, Häfner, Gröhler, Borowik, Oakes, Grossman, Lewan, Kusz, Kogon*

Angela Davis: Das Wesen der Freiheit

Hyman Lumer: Nixons Wirtschaftspolitik

Amadeo Richardson: Rassismus und Klassenkampf

Ronald Tyson: Schwarze Filme

Kaspar Maase: Amerikanisierung der Kultur (BRD)

Winfried Roth: US-Interessen, Beispiel Italien

Im Gespräch: *Henry Winston*, Vorsitzender der KPdUSA;
Jarvis Tyner, Vorsitzender der Befreiungsliga junger Arbeiter;
Nguyen Khac Vien, Herausgeber der „Vietnamese Studies“

DAS ANDERE AMERIKA Gegen US-Imperialismus



wird noch in diesem Jahr Tageszeitung

Ich bestelle die UZ – UNSERE ZEIT – Zeitung der DKP – zum vierteljährlichen Bezugspreis von DM 6,50.

Sobald die UZ als TAGESZEITUNG erscheint, abonniere ich sie zum monatlichen Bezugspreis von DM 7,--.

Name, Vorname

Straße und Hausnummer

Unterschrift Datum

Geworben durch

Wenn Ihre Bestellung für die Tageszeitung bis zum 30. 9. 73 vorliegt, wird sie Ihnen einen Monat gratis geliefert.

Einsenden an:

DR.-WENZEL-VERLAG GMBH
41 Duisburg 12. Pothmannstraße 12

kürbiskern

Literatur, Kritik, Klassenkampf

Herausgegeben von
Walter Fritzsche, Friedrich Hitzer, Oskar Neumann,
Conrad Schuhler, Hannes Stütz

Damnitz Verlag München

DAS ANDERE AMERIKA
GEGEN US-IMPERIALISMUS

Angela Davis mit Beschützern

451

Gedichte:

<i>Langston Hughes/Nina Simone</i>	452	<i>Guntram Vesper</i>	455
<i>Gail Brockett White</i>	453	<i>Harry Oberländer</i>	456
<i>Marge Piercy</i>	453	<i>Martin Häfner</i>	458
<i>Nina Simone</i>	454	<i>Harald Gröbler</i>	459

Henrich Borowik: Zwei Porträts

— Der hundertprozentige Amerikaner in Hanoi	460
— Mark Hallert	468

Richard Oakes: Alcatraz ist keine Insel

479

Victor Grossman: GI in Germany

489

Kenneth M. Lewan: Spieler

499

Fitzgerald Kusz: Tarzan

507

Michael Kogon: Drei Geschichten

508

KRITIK

<i>Angela Davis: Das Wesen der Freiheit</i>	514
<i>Hymen Lumer: Nixons Wirtschaftspolitik</i>	526
<i>Amadeo Richardson: Rassismus und Klassenkampf</i>	538
<i>Ronald Tyson: Schwarze Filme und der Freiheitskampf der Afro-Amerikaner</i>	549
<i>Kaspar Maase: Amerikanisierung der Kultur in der BRD</i>	558
<i>Winfried Roth: USA-Interessen, Beispiel Italien</i>	576

KLASSENKAMPF

Gespräche:

<i>Henry Winston: Ein Kampf ums Leben</i>	586
<i>Angela Davis: Gegen unseren gemeinsamen Feind</i>	592
<i>Jarvis Tyner: Arbeiterjugend und Studenten</i>	594
<i>Nguyen Khac Vien: ... den Imperialismus schrittweise zurückdrängen!</i>	600
<i>V. P. Lukin: Amerikanisch-chinesische Beziehungen</i>	616

Anmerkungen

632



Langston Hughes / Nina Simone
Backlash Blues

Mister Backlash, Mister Backlash, wer, glauben Sie, bin ich denn
Sie erhöhen meine Steuern, frieren meinen Lohn ein
und schicken meinen Sohn nach Vietnam
Sie geben mir zweitklassige Häuser und zweitklassige Schulen
Meinen Sie, daß die farbigen Leute nur
zweitklassige Dummköpfe sind.
Mister Backlash, ich laß Sie mit dem Backlash Blues allein.
Wenn ich einen Job suchen will, etwas Kleingeld zu verdienen
Haben Sie doch nur Ihren alten gemeinen weißen Backlash
anzubieten
Doch die Welt ist groß, groß und hell und rund
Voll von Leuten, die, wie ich, schwarz sind, gelb,
auch beige und braun.
Mister Backlash, ich laß Sie mit dem Backlash Blues allein.
Mister Backlash, Mister Backlash, was, meinen Sie,
hätt' ich zu verlieren
Ich will Sie mit dem Backlash Blues allein lassen
Sie werden ihn haben, den Blues, nicht ich
Warten Sie nur, Sie werden sehen.

Gail Brockett White
Studenten-Frau

Samstag. Zwei Bündel Wäsche erledigt.
Ich tippe ein paar Fußnoten. Nach dem Lunch
ist die Sonne heiß – du gehst zur Bibliothek
ohne zu klagen, verbringst dort zwei Stunden.
Wir sprechen, diskutieren über ein Baby – zu teuer,
wir brauchen meinen Job. Diskutieren über einen Hund –
der Wirt erlaubt das nicht. Ich mache Schweinskoteletten.
Du sitzt aufrecht und liest
Toynbee und Ayre, im Bett.
Die Lampe macht einen kleinen Kreis auf dem Kissen.
Wir reden nie miteinander. Ein Baby würde nichts ändern.

Marge Piercy
Verwandlung

Meine Hüften sind ein Schreibtisch.
An meinen Ohren hängen
Ketten von Büroklammern.
Meine Haare sind aus Gummiringen,
Meine Brüste quellen von Kopiertinte.
Meine Füße tragen Bürotischräddchen.
Klick. Klack.
Mein Kopf ist
ein schlecht organisierter Ordner.
Mein Kopf ist eine Schalttafel,
wo gekreuzte Drähte brechen.
Mein Kopf ist ein Papierkorb
verbrauchter Ideen.
Drücke meine Finger
und in meinen Augen erscheint
Soll und Haben.
Klick. Klack.
Mein Nabel ist ein Rückgabeknopf.
Mein Mund stößt Stapel erledigter Papiere ab.
Geschwollen, schwer, rechteckig
bin ich dabei, eine
Baby-Xerox-Maschine zu gebären.
Lege mich unter F ab,
denn ich war einmal
eine Frau.

Meine Haut ist schwarz, meine Arme lang
mein Haar ist wollig, mein Rücken stark
stark genug gegen Schmerzen
immer wieder verletzt,
wie nennen sie mich? Mein Name ist *Aunt Sarah*.

Meine Haut ist gelb, meine Haare lang
zwischen zwei Welten gehöre ich
mein Vater war reich und weiß
er zwang meine Mutter einmal spät nachts,
wie nennen sie mich? Mein Name ist *Safronia*.

Meine Haut ist getönt, meine Haare weich
meine Hüften laden dich ein, mein Mund wie Wein
wessen Mädchen kann ich sein?
eines jeden, der mich kaufen kann,
wie nennen sie mich? Mein Name ist *Sweet Thing*.

Meine Haut ist braun, mein Benehmen hart
die erstbeste Mutter würde ich töten, mein Leben war roh,
bin schrecklich verbittert dieser Tage,
meine Eltern waren doch Sklaven,
wie nennen sie mich? Mein Name ist *Peaches*.

Als es aus war die Leichen
im Hubschrauber und
auf dem Rollfeld endlich
gefilmt werden konnten als wir
das im Fernsehen sahen
sagten wir: Gott
sei Dank seit heute
wird zurückgeschossen
an allen allen Fronten.

Nebenprodukt der Nächstenliebe

Kurz nach dem 1. Weltkrieg begann
der bekannte Henry Ford mit den Versuchen
Kriegskrüppel
an seine Bänder zu stellen.
Ford hat behauptet
er habe erst später bemerkt daß diese
Krüppel fleißiger gearbeitet hätten die innere
Sammlung sei größer gewesen ihr Wille
stärker. Indem der bekannte Henry Ford
die Krüppel von der Straße holte
bekam er bessere Arbeiter wer
hätte das gedacht außer ihm.

Harry Oberländer
nach der verteidigung der stadt quang tri
durch die truppen der volksbefreiungsarmee

fragten einige
was ist da verteidigt worden
reste von mauern, baumstümpfe, kraterlöcher
und verbranntes fleisch
und andere schrieben gedichte
über den tod der bäume am mekong
feststellend immerhin
daß das wichtigere der mensch sei
natürlich
vor städten, die unbewohnbar sind
vor erde, die unbebaubar ist
muß niemand furcht haben
und ein zerstörtes land
werden alle vergessen
aber sahen wir nicht auch
sie, die nun schon
regen und fruchtbarkeit
zur waffe der zerstörung machten
schickten ihre botschafter um die erde
in kaum verhohlener hast
armeen, die für unbesiegbar galten
haben begonnen zu verhandeln
in unruhigem schlaf wälzen sich die mörder
träumend von einer vergangenen stadt
von kratern, stümpfen und verwesendem fleisch
der tod
ist nicht mehr in ihrer hand

ansprache, gerichtet an das denkmal
des herrn adam opel zu rüsselsheim

he du
ja du im paletot
den feinen filzhut locker an die hüfte gehalten
du mit diesem blick
der friedvoll und gelassen
ins weite schweifen würde
stunde dort nicht längst
noch eine montagehalle — m 55
he du
meinst wohl man sollte hier
— wie damals als du noch lebendig rumstandst —
eine tiefe verbeugung machen vor dir
„dieser gute mann, christ und familenvater
gibt uns arbeit und brot und in der pause
gibt uns die mildtätige sophie, sein menschenfreundliches weib,
pflaumenmus aus hölzerner kelle“
ach, in alle ewigkeit
sollen wir deiner mit achtung gedenken
mindestens in dem augenblick
der zwischen freizeit und dem blick des pförtners
auf den werksausweis liegt
und dann stückzahl um stückzahl
dankbar röhelnd deinen namen vor uns hinsagen
die mit dem blei in den lungen
und die mit den magengeschwüren
und die ganz normalen kranken, die gesunden arbeiter
he du
jetzt hör mal zu
marzottos denkmal in valdagno
haben sie schon gestürzt
und dem steinernen henry ford in detroit
wäre es längst ganz lieb
er wäre spurlos unter die erde gekommen
he du
schau nur hin
deine knochenmühle ist nicht mehr das
was sie mal war

schon sind im gestampfe der pressen
andere töne zu hören
worte wie solidarität
streik oder lineare forderung
also paß auf du
wenn sie dir die schlange um den hals legen,
den steinernen, den für die ewigkeit gedachten,
und du kippst mit deinem edlen gesicht
ins stiefmütterchenbeet
sei froh daß du nicht sehen mußt
wie über deinen heiligen hallen
aus ganz gewöhnlichem vergänglichem stoff
die rote fahne weht

Martin Häfner
fernsehgedicht

wir kennen sie alle:
die highways nach new york
das motel vor st. louis oder
die abfahrt westlich von frisco
harte männer in leisen wagen
raubkatzen zum sprung bereit
granitgesichter zynismus im mundwinkel
lachen erst nach feierabend
knappe befehle
nur die fäuste haben lange dialoge

schnitt:
operationssaal (dramatische zuspitzung)
warten halbgerauchte zigaretten
largo der geigen: beileid vom fbi
ja so ist das bei uns:
der böse muß büßen
das gute siegt immer —
spätestens in zwei wochen
bei der nächsten folge

Harald Gröhler
Kommunikation im US-Untergrund

Verkaufe wegen
bevorstehenden Selbstmords
1 Arbeitsplatte
und 5 Schubladen
1 Wandhängeschrank
plus Gewürzfächer
alles weiß Resopal
zusammen DM 500,—
auch einzeln zu haben
1 Zwölf-Volt-Autobatterie
DM 30,— bis 40,—
4 Automatten
Eisschrank weiß
10,— bis 20,— Mark
muß repariert werden
IST IM ARSCH, JA?
Kohleherd weiß Emaille
DM 350,—
Interessenten bitte
Postkarte an
Ursel Weber
ICH WÜNSCH DIR
SCHÖNEN TOD!

(Übersetzung vom Schwarzen Brett einer Campus-University)

US-Moden

Achtung! Eilt!
Verkaufe
einmalig gut erhaltenen
Lodenmantel
Gestapo-Look.
Anschreiben bitte.

(Übersetzung einer Annonce)

Henrich Borowik Zwei Porträts

Der hundertprozentige Amerikaner in Hanoi

Er kam herein wie ein Zivilist. Seine Kleidung ließ eher an einen Rekonvaleszenten im Krankenhaus als an einen Gefangenen denken. Er sah nach rechts und links, als ob er eine Straße überquerte, dann auf das Tonband. Der unbewaffnete Begleitsoldat zeigte auf einen Stuhl. Der Amerikaner nickte und setzte sich lautlos, ohne den Tisch zu berühren. Sorgfältig legte er die Hände auf die Knie.

„Guten Tag“, sagte ich.

„Guten Tag, Sir.“ Er sah mich ruhig und mit aufmerksamer Erwartung an. „Sie wissen, ich bin sowjetischer Journalist und möchte Sie interviewen. . .“

„Ja, Sir, ich weiß.“

„Sie haben nichts dagegen?“

„Nein, Sir.“

„Gut, dann fangen wir an.“

Er nickte bereitwillig. „Ja, Sir.“

„Möchten Sie Tee?“

„Danke, Sir.“

Er drehte geräuschlos die Tasse um, die nach vietnamesischem Brauch mit der Öffnung nach unten stand, und goß sich Tee ein.

„Sagen Sie bitte, wie ist Ihr Name?“

„William Thomas Mayall, Sir.“

„Wann sind Sie geboren?“

„Am 7. Juli 1948.“

„Wo?“

„In New York, Sir. In Brooklyn.“

„Was machen Ihre Eltern?“

„Oh, Verzeihung, Sir. Mein Vater ist, sozusagen, Mechaniker.“

„Haben Sie Familie?“

„Ja, Sir, ich bin verheiratet, aber keine Kinder.“

„Sie wohnen in New York?“

„Ja, Sir. King Fisher Road 200, Levittown, im Staat New York. . .“

Wahrscheinlich unterschied sich der Schuljunge William Thomas Mayall wenig von dem heutigen 24-jährigen Flieger. Seine Wangen haben die jugendliche Rundung und Frische noch nicht verloren. Eine Stirn ohne Falten. Eine reine Stirn. Im elektrischen Licht erschienen die Ohrläppchen durchsichtig. Ein ge-

rader Blick, mit dem Ausdruck ernsthaften Bemühens – so hat man wahrscheinlich auf den Trainer der Football-Mannschaft geschaut, in der William, seinem kräftigen Körperbau nach zu schließen, gespielt hat.

„Können Sie mir Ihren Dienstgrad nennen?“

„Unterleutnant, Sir.“

„Welche Pflichten hatten Sie an Bord?“

„Pflichten? Ach ja, Sir. Navigator, Sir.“

„In einer B-52?“

„Ja, Sir.“

„Seit wann haben Sie an Kriegshandlungen gegen Vietnam teilgenommen?“

„Seit Ende November 1972, Sir.“

„Wann sind Sie in Gefangenschaft geraten?“

„Am 22. Dezember.“

„War das Ihr erster Anflug auf Hanoi? Oder haben Sie schon früher . . .?“

„Nein, Sir. Das war, Sir, sozusagen – meine dritte . . . Mission nach Hanoi.“

„Könnten Sie etwas über die ersten zwei sagen?“

„Ja, Sir. Bei unserer Mission über Hanoi am 18. Dezember hatten wir die westlichen Vorstädte Hanois zum Ziel. Am 19. Dezember, bei der zweiten Mission, also da waren wir 25 Meilen nördlich von Hanoi . . . Und die dritte Mission . . . bei der dritten Mission waren wir über den südlichen Vororten von Hanoi.“

„Sie sind Navigator. Das heißt, es hing letztlich von Ihnen ab, wo auf den Knopf gedrückt wurde?“

„O-oh, nein Sir. Der Navigator steuert nur das Flugzeug von einem Ort zum anderen.“

In diesen schrecklichen 12 Dezembertagen und Nächten bombardierten die B-52 speziell Hanoi. Der Alarm begann abends um zehn. Das Bombardement dauerte etwa 20 bis 30 Minuten. Die B-52 flogen in einer Höhe von 9 000 Metern.

In jeder Nacht gab es vier oder fünf solcher Angriffe. Der letzte begann kurz vor Morgengrauen, als die Mütter schon keine Kraft mehr hatten, die Kinder, die zum ersten Mal in dieser Nacht eingeschlafen waren, von dem Mattenlager hochzuheben und sie wieder in den Bunker zu tragen. Gerade dann begannen die B-52 ihren schrecklichsten Angriff, mit der größten Zahl an Flugzeugen – und ausgerechnet auf die Wohnviertel. Die Piloten der vorherigen Angriffe schließen schon, sie waren müde. Vor Morgengrauen kamen neue, ausgeruhte Mannschaften . . .

„Zu welcher Tageszeit wurden Sie abgeschossen?“

„Nachts, Sir.“

„Wann genau?“

„Vor Morgengrauen. Kurz vor Morgengrauen, Sir.“

„Wer hat Ihnen die Notwendigkeit der Bombardierung erklärt und wie?“ „Man hat uns vor jeder Mission zusammengerufen und uns instruiert, welche Ziele wir . . . welche Ziele wir anfliegen sollten. . . .“

„Sie haben wahrscheinlich schon früher geahnt, daß die B-52 nicht nur militärische Objekte bombardieren?“

„Nein, nein, Sir. Man hat uns gesagt, daß unsere Ziele ausschließlich militärische Objekte sind . . .“

„Und Sie haben nicht gedacht, daß die große Bombenlast, die die B-52 abwirft, auch nichtmilitärische Objekte in den Bereich der Zerstörung einbezieht?“

„Ja nun, begreiflicherweise. . . Nein, nein, Sir. Die B-52 fliegt sehr hoch, und es ist sehr schwer . . . es ist unmöglich, genau zu sehen, was man bombardiert . . .“

Den ganzen Tag vorher war ich auf dem Khamtchien herumgelaufen. Genau gesagt, nicht auf der Straße selbst – sie ist erstaunlicherweise heil geblieben – sondern auf jenem „Teppich“, der an ihrer Südseite ausgebreitet wurde. Dieser „Teppich“ ist etwa 600 m breit und über einen Kilometer lang. Die Bevölkerungsdichte im Viertel dieser 1000 Jahre alten Straße betrug 38 000 Menschen pro Quadratkilometer. Der Teppich des Todes war fest geknüpft. Die Bomben fielen sehr dicht. Ich versuchte, ein Stück Boden zu finden, auf dem ein Mensch – hätte er vorher die Folgen des Bombenangriffs gekannt – sich so hinlegen konnte, daß er am Leben blieb. Ich habe keinen solchen Platz gefunden. Nicht einmal für ein Kind.

„Hat man Ihnen die Folgen Ihrer Angriffe gezeigt, nachdem Sie gefangen-genommen wurden?“

„Ja, Sir, eine solche Gelegenheit wurde geschaffen. Ich war zu der Zeit krank, wirklich – die Wunden waren noch nicht verheilt. Aber meine Zimmernachbarn sind gegangen und haben einige Viertel besichtigt, und als sie dann wiederkamen, haben sie erzählt, was sie gesehen hatten.“

„Was haben sie Ihnen erzählt?“

„Sie haben etliche nichtmilitärische Objekte gesehen . . . solche zivilen Viertel, die zerbombt wurden. Zum Beispiel das Krankenhaus Bach Mai und Wohnviertel . . . einige Wohnviertel . . . sie haben gesehen . . . wo friedliche Bevölkerung wohnte . . . so etwas wie ein Schulhof . . .“

Die Bomben zerstören auch die Farben. Hanoi hat in meiner Erinnerung drei Grundfarben: gelb – von den Hauswänden, grün – vom ganzjährigen Laub der Bäume, und rot – von den Ziegeldächern. Der „Teppich“, den die B-52 ausbreitet, ist von totem Grau.

Das vietnamesische Dorf hat im Winter zwei Farben: das feuchte Schwarz der abgeernteten Erde und Grün, dunkel bei den Bäumen und zart smaragdgrün bei den Reisschößlingen. Die Bomben schlendern feuchte Erde in die

Luft. Die schwarze Erde wird grau, wie ein in Alabama ermordeter Schwarzer. Die tote graue Masse verklebt jedes Hähnchen, alles, was nicht von Natur grau ist. Es scheint, daß man dieses Grau nicht abwaschen und nicht abkratzen kann. Auch die Gesichter der Überlebenden scheinen grau.

„Wie war Ihre Stimmung, nachdem sie das gesehen hatten? Welche Meinung hatten sie? Was haben sie Ihnen gesagt?“

„Ja, allgemein, natürlich . . . sie sind wiedergekommen und haben erzählt, und wir haben diskutiert, was sie gesehen hatten . . . Sie haben sich scheußlich gefühlt, ja Sir, nachdem man ihnen das alles gezeigt hatte.“

Dabei veränderte sich das Gesicht meines Gesprächspartners nicht: sonnengebräunt, eine leichte Röte auf den Backenknochen, das Gesicht eines gesunden, ausgeglichenen, offenbar größtenteils zufriedenen Menschen, bei dem die positiven Emotionen überwiegen und dessen Gewissen rein ist. Er glaubt sicherlich ehrlich, daß die Verhaltensregel, die ihm seinerzeit seine Mutter beigebracht hatte, auch in seinem Alter und in seiner Lage noch galt: Hast du etwas angestellt – gib zu, was du schlecht gemacht hast, und alles wird dir verziehen. Er gab es zu: „Scheußlich, ja Sir“, und das heißt, jetzt ist alles so, wie es sein muß.

„Wann sind Sie in die Armee eingetreten?“

„Im August 1970, Sir. In Houston, Texas.“

„Wurden Sie eingezogen oder sind Sie freiwillig gekommen?“

„Nein, Sir. Freiwillig zur Air Force.“

„Wieso haben Sie sich entschlossen, als Freiwilliger in die Armee einzutreten?“

„Ich habe gespürt, daß das meine Pflicht ist . . . meine patriotische Pflicht . . . die Pflicht, meine . . . nun, meine Fähigkeiten und Möglichkeiten meinem Land zu geben, ja, für eine bestimmte Zeit, natürlich, die . . . nach dem Einberufungsgesetz . . . und um Amerika zu schützen.“

Das sagte er wirklich: Amerika zu schützen.

„Zu schützen – wovor?“

„Ja . . . vor dem Kommunismus“, er antwortete, wie mir schien, leicht verwundert über meine Frage.

„Hatten Sie eine Vorstellung davon, was der Kommunismus ist?“

„Als amerikanischer Student . . . wir haben das nicht speziell studiert, aber wir hatten, sozusagen . . . einen Arbeitsbegriff . . .“

Ich weiß nicht, mit wieviel Jahren William Mayall das Objekt antikommunistischer Propaganda wurde – höchstwahrscheinlich aber sehr früh. Ich habe selbst in New York den Zeichentrickfilm „Rotkäppchen“ im Fernsehen gesehen, der für die allerjüngsten Amerikaner gemacht war. Darin trug der Wolf eine Mütze mit Hammer-und-Sichel-Abzeichen und sprach mit russischem Akzent.

„Was für Filme mögen Sie?“

„Nun, allgemein historische, so halbdokumentarische, wissen Sie, und andere

solche Dinge . . .“

„Haben Sie den Film ‚The Green Berets‘ gesehen?“

„Oh ja, Sir. Den hab ich gesehen.“

„Hat er Ihnen gefallen?“

„Nun, damals war ich noch ein kleiner Junge. . . . Aber ich . . . äh . . . weiß nicht. . . . Also, für die Jugend, wissen Sie, ist es sehr interessant, Kriegsfilme zu sehen. Kriegsfilme ertüchtigen sehr . . .“

„Was sind Ihre liebsten Fernsehsendungen?“

„Na, meistens hab ich im Fernsehen Abenteuerfilme gesehen, oder so etwas wie . . . vielleicht, die Serie ‚FBI‘. Oder auch Western und . . .“

„Mission unerfüllbar?“¹

„Ja, ‚Mission unerfüllbar‘ ist meine Lieblingsserie. Und außerdem ‚FBI‘.“

„Was haben Sie außer dem Studium gemacht?“

„Allgemein habe ich sehr aktiv Sport getrieben. Football, Basketball, Baseball. Ich hab immer in derselben Mannschaft gespielt. Wir waren zwölf – und immer zusammen.“

„Bevor Sie zur Armee gingen, hatten Sie sicher schon Ihre Meinung über den Krieg in Vietnam?“

„Ja, Sir, natürlich. Ich verfolgte das in den Zeitungen. Wir haben darüber auch an der Universität oft diskutiert. Mir schien irgendwie, daß es . . . also daß es ein innerer Konflikt in Vietnam sei, und daß sie wahrscheinlich das besser selber lösen könnten als . . . wie soll ich sagen, mit Hilfe von außen.“

„Das heißt, Sie waren gegen den Krieg? Sie waren auf der Seite der Antikriegsbewegung?“

„Nein, ich habe, sozusagen . . . ihren Standpunkt . . . Jetzt sehe ich das nicht ganz so wie früher. Jetzt haben die, sozusagen, recht. Aber früher war ich nicht sicher, wer recht hatte.“

„Sie möchten sagen, daß Sie damals noch keine bestimmte Haltung in dieser Frage hatten?“

„Ja . . . das heißt, ich habe an keiner Antikriegsbewegung teilgenommen, aber auch nicht an dieser, na, Sie wissen schon . . . ich habe nicht verlangt, daß man mit Bomben . . .“

„Auf Hanoi?“

„Auf Hanoi, ja Sir.“

„Wie erklären Sie sich das? Sie sagten, daß Sie nicht überzeugt waren, daß Amerika sich in diesen inneren Konflikt einmischen müßte . . .“

„Ja, Sir . . .“

¹ „Mission unerfüllbar“ ist eine wöchentliche Einstundensendung des Fernsehens, die von den unwahrscheinlichen Abenteuern einer Gruppe von fünf Amerikanern handelt, die ihr Leben hauptsächlich dem Kampf gegen Kommunismus und kommunistische Spione widmen. Das Programm geht nun schon seit über zehn Jahren über den Bildschirm und ist für ein breites und sehr anspruchsloses Publikum angelegt. H. Borowik

„Aber gleichzeitig waren Sie nicht gegen den Krieg.“

„Ja, Sir. Aber ich hatte zu der Zeit selber Unannehmlichkeiten genug. An der Universität . . . verstehen Sie, das Studium, sozusagen . . . seinen Weg machen . . . Deswegen habe ich, sozusagen, wirklich nicht besonders bei irgendwelchen Nebensachen mitgemacht, die sich nicht auf das Studium bezogen.“

„Hatten Sie Freunde in der Antikriegsbewegung?“

„Nein, Sir.“

„Haben Sie von Lieutenant Calley gehört?“

„Ja, Sir. Ich habe davon gehört.“

„Wie denken Sie über ihn?“

„Also, ich . . . ich habe gedacht, daß das eine Schande war . . . eine schändliche Sache, die da passiert ist.“

„Umfragen haben ergeben, daß viele Amerikaner in der gleichen Lage genau so gehandelt hätten wie er. Wie stehen Sie dazu?“

„Interessant! Gerade heute habe ich darüber mit meinen Zimmerkameraden diskutiert. Wir haben dieses ganze Ding durchdiskutiert. . . . Nein, ich glaube nicht. Natürlich, ich hoffe, daß ich nicht so gehandelt hätte. Obwohl ich, verstehen Sie, noch nie in einer solchen Situation war. . . . Deswegen kann ich nicht 100 Prozent sicher sein. . . . Aber so empfinde ich. . . . Ich . . . sozusagen . . . ich denke, daß ich so etwas sicher nie gemacht hätte . . .“

„Erzählen Sie bitte genauer, unter welchen Umständen Sie in Gefangenschaft kamen.“

„Ja, Sir. . . . Ich katapultierte mich heraus und landete mit dem Fallschirm auf einem Reisfeld. . . . Ich versuchte, eine Funkverbindung mit dem Rettungstrupp herzustellen, aber ohne Resultat. . . . Und dann, ich möchte sagen, kamen nach etwa fünf Minuten irgendwelche Leute aus dem Ort . . . ungefähr fünfzehn, meistens Halbwüchsige, kann sein, zwölf bis fünfzehn Jahre alt. . . . Sie nahmen mich gefangen . . .“

„Waren das Soldaten?“

„Nein, Sir. . . . Das waren ganz bestimmt keine Soldaten, einfach eingeborene Bevölkerung. . . . Vielleicht die Ortsmiliz. . . . Es war nur ein älterer Mann dabei, etwa 40 bis 45 Jahre alt. Sie rannten auf mich zu. Ich hob die Hände und ergab mich. . . . Sie nahmen mir die Waffen, den Proviant und das Funkgerät ab und führten mich in irgendein Haus, und dort saß ich und wartete . . .“

„Wie verhielten sich diese Leute Ihnen gegenüber?“

„Nun, ich möchte sagen, sie verhielten sich . . . Sie verbanden mir die Wunden. . . . Sie gingen mit mir durchaus nicht so um, wie ich es erwartet hatte. . . . Sie waren wirklich sehr nachsichtig. Sie . . . sie haben mir zum Beispiel die Hände gefesselt, aber . . . komisch . . . sie haben das so gemacht, daß es nicht wehtat. . . . Merkwürdig . . . Einer hat mich gefesselt,

und der andere hat aufgepaßt, daß es nicht zu fest war, zu schmerhaft. ... Sie haben mir eine Zigarette angeboten. ... Ich weiß nicht, sie hatten bis dahin wahrscheinlich noch keinen Amerikaner gesehen. ... Das war eine von diesen Situationen, die ... Sie blickten mich neugierig an. ... Aber sie haben mir nichts getan. ... Ich war, sozusagen, etwas nervös – als mich so viele Leute umringten. ... Aber als die Soldaten kamen, baten sie die Leute, wegzugehen ... auf eine bestimmte Entfernung. Schließlich ... sie haben mir kein Härtchen ... nichts ... Und diese Vietnamesen, die hier im Gefängnis sind, sind einfach sehr großmütig und nett zu uns. ... Sie geben uns das Nötige zu essen, einen Schlafplatz, Kleidung ... alles, was wir zum Leben brauchen ... nein, Sir ...“

Das war wahrscheinlich der einzige Moment in dem ganzen Interview, wo mein Partner nicht auf meine Fragen horchte, sondern seinen eigenen Worten zuhörte. Offenbar hatte er sich bis jetzt das Gefühl von Unverständnis bewahrt, das er zuerst empfand, als die Vietnamesen auf ihn zukamen und ihn nicht in Stücke rissen.

Ich fragte ihn nach seiner Schulbildung:

„Ich bin Bachelor of Arts der Universität Houston“, antwortete Mayall.

„Was wollten Sie denn werden?“

„Ich hatte den Grad in Geschichte und Literatur erworben und wollte Lehrer werden ...“

„Welchen amerikanischen Schriftsteller mögen Sie, Bachelor of Arts, am meisten?“

„Ja, Sir. Ich liebe die amerikanische Literatur. Aber (?! ich habe viel Hemingway gelesen ... wie ich es auffasse, war er ziemlich ... und ... Edgar Poe. Das sind meine zwei liebsten Autoren.“

„Glauben Sie, daß die Ideale Hemingways wenigstens in geringem Maße dem entsprechen, was Sie tun? Ich begreife Hemingway – einen Schriftsteller, der für Amerika gekämpft hat, und ich versuche, Sie zu verstehen, einen Menschen, der den Grad eines Bachelor of Arts hat und Bomben auf Hanoi wirft.“

„Aber Hemingway hat doch immerhin bei den Streitkräften gedient, Sir, und er ... ich kann es nicht bestimmt sagen, daß er gegen den Krieg war ... ich spüre aber irgendwie, daß er dagegen war. ... Aber ... allgemein gesagt ...“

„Haben Sie irgendeinen russischen oder sowjetischen Schriftsteller gelesen?“

„Ja, Sir, ich habe zwei Spezialkurse über russische Geschichte an der Universität Houston gehört. Und ich habe dieses ... ja, ‚Väter und Söhne‘ gelesen, Sir ... und ... äh, ja, ‚Die toten Seelen‘, Sir. Beide Bücher haben mir sehr gut gefallen, Sir.“

„Also, Sie sind dann nach der Universität Lehrer geworden?“

„Oh nein, Sir. Ich bin gleich nach Studienabschluß zu den Fliegern gegangen.“

„Und Sie haben nicht versucht, Ihre Studienkenntnisse anzuwenden?“

„Oh nein, Sir. Ich habe damals gar nicht versucht, Lehrer zu werden.“

„Sie wollen sagen, daß Sie Ihre Pläne geändert hatten und beschlossen, nach Vietnam zu gehen, um, wie Sie sagen, ‚das Vaterland zu verteidigen?‘“

„Sehen Sie, Sir, die Sache war so: ich bin freiwillig gegangen, da ich das für meine Pflicht hielt ... aber ehrlich gesagt, ich wußte nicht, daß ich nach Vietnam komme ... Damals habe ich, sozusagen, gedacht, daß bald Frieden ist. Zwei Jahre dauert die Ausbildung, und ich war überzeugt, daß der Frieden Ende 1972 unbedingt kommen muß! Und ich dachte, Ehrenwort, daß ich nie- mals einen richtigen Krieg zu sehen kriege ...“

Endlich wurde mir der Sinn der „patriotischen Pflicht“ und „Verteidigung Amerikas“ etwas deutlicher. Das Problem besteht darin, daß ein junger Amerikaner, wenn er einberufen wird, nicht den Truppenteil auswählen kann, in dem er dient. Aber der Freiwillige kann es. Mayall hätte man auf jeden Fall, so oder so, zur Armee eingezogen. Aber als Freiwilliger konnte er die Air Force wählen, wo die Ausbildung mit am längsten dauert. Seine ganze Be- rechnung stützte sich offenbar darauf, daß der Krieg beendet sein würde, wenn der „Vaterlandsverteidiger“ bereit sein würde zu „verteidigen“ ...

Äußerlich und, sozusagen, nach statistischen Erhebungen saß vor mir das offizielle Ideal eines amerikanischen jungen Mannes – einfach, stark, mutig – einer, der viel Football spielt und daher weiß, was die Zugehörigkeit zu einer Mannschaft bedeutet, der vielleicht ein treuer Freund ist, und der klar und deutlich mit „yes, Sir“ auf eine Anordnung des Trainers antwortet. Ein Junge eben, wie ihn die Pfadfinderlager erziehen, die unter der Losung stattfinden: „Die Eltern geben uns ihren Boy, und wir geben ihnen einen Cowboy zurück.“ Über einen wie ihn sagt man in den Staaten, er sei ein „hundertprozentiger Amerikaner“.

Ich konnte mich nicht zurückhalten und fragte, ob er sich für einen hundertprozentigen Amerikaner halte.

Er schien sich über die Frage zu wundern und fragte auf jeden Fall erst zurück: „Verzeihung, für was, Sir? Ach, für einen hundertprozentigen Amerikaner! ...“ Er lächelte. Nein, ohne Selbstironie. Er lächelte geschmeichelt. Und die Antwort, die ich erhielt, klang zwar bescheiden, aber nicht ohne Stolz: „In gewissem Maße, kann sein, ja, Sir ...“

Mark Hallert

Er sprach ruhig und beherrscht. Ohne Emotionen. Nur manchmal hob er die Schultern und schüttelte den Kopf, als ob er zum ersten Mal die Geschichte seines eigenen Lebens höre. Sicher war das auch so.

Er machte keine Einwände, als ich den Notizblock herauszog, um seine Erzählung festzuhalten. Ich glaube, er hat es nicht einmal bemerkt. Er hatte offenbar ein sehr starkes Bedürfnis, jemandem sein Herz auszuschütten, und ich schien dazu geeignet, ein zufälliger Weggefährte, den er zum ersten und wahrscheinlich zum letzten Mal sah.

Er nannte mir seinen Namen nicht, und ich habe auch nicht gefragt. Wir waren auf einem kleinen, von einer lauten Menge erfüllten Platz in Quito zusammengetroffen. Er rief mich an, hielt mich für einen „Norte-american“; er hob die Schulter und schüttelte den Kopf – seine Lieblingsbewegung. Nun ja, was einem nicht alles passiert im Leben, ein „Commie“ aus Moskau, einfach so, auf der Straße in Quito!

Wir setzten uns in ein Café, gleich bei dem Platz, um die Ecke. Ich habe viele Fragen gestellt, die ich hier weglassen, und übermittelte nur seine Erzählung.

... da gab es nichts mehr zu kitten

Ich ging mit sechzehn von zu Hause fort. Wir lebten in Seattle, recht wohlhabend, mein Vater war Bankdirektor, den ganzen Tag in der Arbeit. Abends versammelten sich bei uns seine Freunde, sie spielten Karten. Jeden Abend. Immer dasselbe. Irgendwann habe ich ihn einmal gefragt: wozu machst du das alles? Wofür arbeitest du? Wofür lebst du? – Er war beleidigt: „Unter anderem auch für dich, mein Teurer. Dies alles wird dir gehören.“ Ich sagte, daß ich nichts brauche und daß ich lieber einfach sein Freund wäre und mit ihm reden wollte. Er antwortete, ich sei ein undankbarer Bursche, daß er seinen Rücken ja meinetwegen krumm mache und daß er nicht einmal zu seinem Vergnügen Karten spiele, sondern wegen der Familie, denn seine Partner seien wichtige Leute.

Was soll man davon lange reden, es sind alles Kleinigkeiten, obwohl sie für mich damals keine Kleinigkeiten waren.

Vater sagte: „Was hast du denn bloß für Freunde – lauter Gauner. Freunde dich doch mit dem Sohn des Bankpräsidenten an, das ist etwas anderes.“ Einmal wollte er mich in den Golfclub mitnehmen, damit ich die Tochter eines wichtigen Herrn von „Boeing“ kennenlernen. Aber ich bin nicht mitgegangen. Bei denen, die er „Gauner“ nannte, war es interessanter. Einfach und schön. Ich war da ich selbst. Und zu Hause gerade anders: man darf nicht reden, wie man denkt, nicht tun, was man möchte, man muß so tun, als ob man sein Zuhause liebt und glaubt, daß man geliebt wird.

Sicher, mein Vater liebte mich wahrscheinlich. Und die Stiefmutter auch. Bloß auf ihre Art. Sie lächelten mir niemals zu, wenn wir allein waren. Nur vor Leuten. Weil es so üblich ist und auch nötig.

Nun, mit diesen „Gaunern“ war ich immer mehr zusammen. Sie waren keine Gangster, auch keine Trunkenbolde, nicht einmal Marihuana haben wir damals geraucht. Aber irgendjemand hatte meinem Vater erzählt, daß wir dort, in dieser Bande, „Stoff“ rauchten, bis wir umfielen. Vater veranstaltete einen Skandal. Er verlangte, daß ich mich von meinen Freunden trenne, sonst würde er alles der Polizei melden, und man würde sie alle als Rauschgiftsüchtige und Sittenstrolche einsperren. Ich sagte, das wäre eine schreckliche Gemeinheit – meine Freunde rauchten nicht und feierten keine Orgien. „Und womit gebt ihr euch dort ab?“ „Wir reden.“ – „Ihr redet?! Tagelang redet ihr?!“ Interessant, worüber ihr grüne Jungens ganze Tage reden könnt!“ – „Über das Leben, über euch, über alles. Manchmal schweigen wir auch einfach.“ – „So, über das Leben. Was weißt denn ihr vom Leben!“ sagte Vater, „das ist alles gelogen. Ihr macht dort Sauereien und raucht „Stoff“. Denk doch bloß, in welche Lage du mich bringst! Ich wollte dich mit einem bemerkenswerten Mädchen bekanntmachen, aber du hast dich stattdessen mit Prostituierten und Narkotikern herumgetrieben! Ich werde von der Polizei verlangen, dieses ganze Gesindel einzusperren . . .“

Ich hatte nicht gedacht, daß er seine Drohung erfüllt. Ich glaubte nicht daran, weil wir wirklich nichts Schlechtes getan hatten. Aber er einigte sich mit der Polizei. Man sperrte uns ein. Das heißt, alle – außer mir. Er hätte auch mich einsperren lassen, er fürchtete nur, daß die Leute reden.

Ich ging mit meinen Kameraden zur Polizei, sagte den Cops, sie sollen mich auch nehmen. Aber die lachten nur. Ich ging zu meinem Vater und sagte: Nach dem, was passiert ist, kann ich nicht mehr in diesem Hause leben, ich schäme mich für dich. Er wurde blaß, aber antwortete ruhig: Wenn du gehst, lasse ich dich nie wieder herein. Mein Vater war überhaupt ein willensstarker Mensch. Wenn er etwas sagte, führte er es auch aus. Aber ich hatte mich auch fest entschlossen. Ich konnte nicht mehr zurück. Wissen Sie, das ist wie mit einer Nuß. Man nimmt sie zwischen die Zähne und drückt mit dem Kiefer, drückt sie zusammen. Man kann sie herausnehmen, aber man kann auch noch mehr pressen. Und dann, plötzlich – „kräck“, und alles ist vorbei, man hat keine Wahl mehr, die Schalen kann man nicht zusammenkitten. Ich wollte auch nicht. Und eigentlich, es gab da nichts mehr zu kitten.

Hippieland

Wir trennten uns ohne Geschrei, ohne Tränen. Ich ging, wie ein Kunde aus einer Bank. Er gab mir sogar einen Zettel, daß ich nicht von zu Hause wegelaufen war, sondern daß ich mit seiner Einwilligung reise. Für mich war das

praktisch, für ihn auch. So daß die Polizei sich nicht einmischte und der Vater keine Unannehmlichkeiten hatte.

Ich nahm von zu Hause nichts mit. Nur den Fotoapparat, ein Geschenk vom Vater, als ich noch klein war. Ich hatte alles überlegt: Ich werde Bands fotografieren, nackte Mädchen, alle Sorten Blumen, das Meer und Palmen. Zum Essen reicht's, und mehr brauche ich nicht.

Zuerst fuhr ich nach Berkeley und arbeitete in einem Hippie-Laden. Wir sammelten alles mögliche alte Zeug und verkauften es an die Davongelaufenen. Davon gab es Tausende, solche wie ich. Sie wissen ja selbst: 1968. Dann ging ich weiter nach Los Angeles, in den Stadtteil Dangens. Wir lagen den ganzen Tag am Strand, lachten, sangen, faulenzen, übernachteten in Hütten, die gab es dort in Menge. Kleine Holzhäuschen, die man uns billig überließ, sieben Dollar am Tag für ein Zimmer. Wir schliefen in einer Reihe auf dem Boden, niemand hatte irgendwelche Sachen, so zu acht-neun im Zimmer. Das kam auf weniger als einen Dollar pro Nase. Und für einen Dollar konnte man einen individuellen Platz unter einer Treppe mieten, mit Matratze. Das galt als letzter Schick. Es lebte sich ganz lustig so. Wenn Geld da ist, teilen wir. Wenn nicht – hungern wir. Irgendjemand arbeitet für einen Laib Brot und eine Tüte Milch und gibt jedem ein Stück und einen Schluck ab. Wir waren arm wie Kirchenmäuse, sonnenverbrannt und, wie mir damals schien, glücklich.

Danach bin ich zum ersten Mal mit dem Big Business zusammengerumpelt. Irgendeine große Gesellschaft wollte in Dangens Häuser bauen, aber die Hauswirte, bei denen wir wohnten, wollten ihre Hütten nicht verkaufen, weil sie von uns ein kleines, aber regelmäßiges Einkommen hatten. Da machte das Big Business folgendes: Polizisten kamen an den Strand. In Zivil, wie gewöhnliche Besucher. Freitags war immer viel los, und niemand schenkte den verkleideten Cops Aufmerksamkeit. Sie liefen im Sand herum, sonnten sich, badeten und verteilten sich gleichmäßig immer weiter über den ganzen Strand. Dann plötzlich – die Sirene, und sie begannen alle von uns zu fangen. Sie warfen uns in die Autos, die sie dorthin gefahren hatten, und brachten uns weg – zuerst in Polizeiarrest, dann ins Gefängnis. Ihre Erklärungen lauteten so: „Ihr habt Blumen in den Händen, aber eine Quittung aus dem Blumengeschäft habt ihr nicht. Wo ist der Beweis, daß sie nicht gestohlen sind?“ Oder: „Ihr habt ein Glöckchen umhängen, aber es ist verboten, auf der Straße zu musizieren.“ – „Ihr habt keine Schuhe an und verletzt dadurch die hygienischen Normen der Stadt.“ (Und das am Strand!) Na, und so weiter ... Meistens erklärten sie aber überhaupt nichts. Einfach: ab ins Gefängnis.

Gleich als ich die Sirene hörte und sah, wie die Polizisten anfingen, die Unseren zu greifen, stürzte ich zu einem Auto, das am Strand stand, öffnete ein wenig die Tür und stehe nun so da, extra ruhig, als ob es mir gehört. Ein Cop

läuft her: Die Papiere! Ich sage: Herr Polizist, meine Papiere hat der Sergeant, er prüft sie gerade. – Der Cop zog ab. Kommt der Sergeant. Ich sage zu ihm: Haben Sie nicht gesehen, daß eben dieser Cop da bei mir war, er hat meine Papiere mitgenommen zur Überprüfung. Im ganzen hatte ich Glück, man sperrte mich nicht ein.

Keine einzige Zeitung in Los Angeles hat damals über diese Polizeiaktion geschrieben. Keine! Dabei wurden etwa zweihundert Menschen verhaftet. Wir versuchten zu protestieren, veranstalteten Demonstrationen. Aber Sie wissen ja, wie das mit Demonstrationen ist: bitteschön, man demonstriert, aber was hat es für einen Sinn?

Einen Monat danach verkauften die Hausbesitzer. Warum auch nicht? Unsere Jungens hatte man weggebracht, und sie hatten keine Einkünfte mehr von den Hütten.

Ich werde Kriegsfotograf

Ich blieb weiter bei den Hippies. Ich sah, wie mit der Zeit das ganze Hippieland kaputtging. Man fing damit an, es den Touristen für Geld zu zeigen. Einen Teil bekamen die Hippies selbst. Sie wurden Mode. Und so weiter – das kennen Sie ja. Es kamen Geld, Drogen, Mord und Gewalt. Von unserem Glück, als wir noch am Strand lagen, blieb nichts übrig. Nur Heuchelei. Ich überlegte sogar, ob ich nicht nach Seattle zurückkehren und den Vater um Verzeihung bitten sollte.

Um diese Zeit wurde ich achtzehn und wurde eingezogen. Im November achtundsechzig. Ich war nicht sehr traurig darüber. Eher im Gegenteil. Immerhin eine Beschäftigung, und vielleicht eine interessante. Ich sah mich schon als John Wayne: den ganzen Tag schieße ich, kämpfe im Dschungel, vollbringe Heldentaten, erledige Kommunisten, verteidige die Demokratie und die vietnamesischen Frauen, und abends schlürfe ich irgendwo in einer Saigonner Bar meinen Whisky, eine gerettete Vietnamesin auf den Knien, und sie reicht mir eine Pfeife. Ja, und so weiter.

Im Juni neunundsechzig absolvierte ich die Grundausbildung. Dann schickten sie mich wirklich nach Vietnam. Ich kam aber nicht dazu, Heldentaten zu vollführen und mich umzubringen – zum Glück, wie ich heute weiß. Man machte mich zum Kriegsfotografen. Nicht für die Zeitung, nein. Ich sollte Kriegshandlungen für die Archive und irgendwelche besonderen Zwecke aufnehmen.

Ich fotografierte Technik, Leichen, Dörfer vor und nach der Verbrennung, die Resultate der Bombardierungen, sich bewegende Objekte im Dschungel – vor, während und nach dem Beschuß aus großkalibrigen Maschinengewehren. Sie wissen doch, ein amerikanischer Flieger muß über dem Dschungel das Feuer auf ein beliebiges Objekt eröffnen, wenn es sich mit einer Geschwindig-

keit von mehr als 2½ Meilen in der Stunde bewegt. Mit dieser Geschwindigkeit bewegt sich auch ein Mensch, der in der Nachbarstadt einen Arzt holt, oder ein Junge, der noch im Hellen heimkommen will, oder ein Bauer auf einem Fahrrad. Ja, und wer prüft schon im Flugzeug nach, mit welcher Geschwindigkeit sich das Objekt bewegt? Sie schossen auf alles, was sich bewegte. Allerdings, sie schossen auch auf das, was sich nicht bewegte.

Wir fuhren nach Vietnam und wußten genau, warum wir dort, so weit von der Heimat, Leute töten sollten. Erstens: man muß dem Kommunismus Einhalt gebieten und zweitens: man bringt dort die Unsrigen um. Dem Kommunismus muß man Einhalt gebieten, denn, hält man ihn in Vietnam nicht auf, kommt er nach Amerika, dem allerdemokratischsten und gerechtesten Land der Welt. Warum tötet man dort die Unsrigen? Diese Frage haben wir uns nicht gestellt. Sie werden getötet – und basta. Wer wen zuerst getötet hat, wer sich gegen wen verteidigt – darüber dachten wir nicht nach. Wir wußten bloß, daß irgendwelche minderwertigen Charlies unsere braven Boys umbringen. Das bedeutet, für jeden getöteten Amerikaner muß man hundert Charlies umbringen. Und wenn es geht, auch tausend...

Ich sagte schon, daß man mir nicht befahl zu töten. Heute weiß ich, daß das ein Glückstreffer war. Damals tat es mir leid. Nicht lange übrigens. Die Romantik im Geiste von John Wayne – aus der Hüfte schießen, abends ein hübsches Mädchen streicheln – verflog sehr schnell.

Man verlegte unsere Abteilung nach Da Nang. Dort blieben wir einige Monate. Einmal schickten sie mich ins Krankenhaus, die Verwundeten zu fotografieren. Das heißt, ihre Wunden. Ich weiß nicht mehr, wozu das nötig war. Ich nahm nur die Napalmverbrennungen auf, mit mir ging der Doktor, er redete, was und wie, und ich führte aus. Ich erinnere mich an einen Jungen von etwa sechs-sieben Jahren und einen Greis, seinen Großvater. Sie waren zwei verbrannte Stücke Fleisch – ein großes und ein kleines. Der Alte konnte noch sprechen, aber der Junge stöhnte nur und kam wahrscheinlich nicht mehr zu Bewußtsein. Der Großvater erzählte, daß sie sich auf dem Reisfeld aufhielten, als der Angriff begann. Niemand im Dorf hatte einen Überfall amerikanischer Flugzeuge erwartet, weil in der Gegend sich niemals Partisanen aufgehalten hatten und das Dorf unweit von Da Nang lag. Der Junge hatte Angst um Vater und Mutter, die zu Hause geblieben waren, und rannte los. Der Alte hinter ihm her, wollte ihn aufhalten, denn ins Dorf laufen, hieß zugrunde gehen. Da bemerkte eines der Flugzeuge, das wahrscheinlich seinen letzten Anflug ausführte, die beiden auf dem Feld und raste im Tiefflug schießend auf sie zu. An mehr erinnerte sich der Alte nicht. Bauern aus dem Nachbardorf hoben sie auf und brachten sie auf Tragbahnen nach Da Nang. Der Alte erzählte das teilnahmslos, als ob er einen Fragebogen ausfülle. Er selbst fragte nichts. Er fragte nicht, warum man Vater und Mutter des

Jungen verbrannt hatte, warum das ganze Dorf, und warum das Flugzeug im Tiefflug auf sie zugerast war, den Alten und den Enkel, als sie über das Reisfeld liefen, obwohl man gut, wahrscheinlich sogar sehr gut sehen konnte, daß sie keine Partisanen waren und keine Waffen trugen. Ich hätte ihm antworten können: Sicher sind Sie mit einer Geschwindigkeit von mehr als 2½ Meilen pro Stunde gelaufen, ich hätte erzählen können, daß ich selber sehr oft in Hubschraubern geflogen bin, aus denen man genau solche Leute erschossen hatte, auch wenn sie sich langsamer oder überhaupt nicht bewegten. Aber er fragte nicht. Ich schwieg auch. Ich hörte nur zu und fotografierte, wie mir der Doktor befahl.

Wen hassen wir?

Manchmal dachte ich: Weshalb zielt der Schütze auf eine Gruppe Frauen? Was ist er für ein Bastard? Ein Tier? Vielleicht liegt das in seinem Charakter, von Geburt an? Aber nein, ich traf ihn dann am Mittagstisch oder beim Billard oder in der Bar, und er erschien völlig normal, lachte, worüber normale Menschen lachen, und war traurig, wann normale Menschen traurig sind. Und dann bemerkte ich noch, daß ich mir solche Fragen auch nicht während des Schießens stellte, sondern hinterher, besonders, wenn ich die Abzüge meiner Bilder sah. Aber wenn das Flugzeug sein Ziel anflog – was es auch war: eine Schule, ein Dorf oder ein Kind, das am Weg lag und dachte, es könne sich vor uns verbergen – packte auch mich diese wölfische Erregung, als ob sich die Haare auf dem Rist aufrichten, und auch ich *wollte*, nicht so stark wie der Schütze, aber *ich wollte auch, daß die Bombe oder Kugel ihr Ziel traf*.

Dann begriff ich, daß wir alle dort alles *haßten*. Nicht unbedingt nur die Commies und die Partisanen. Im gleichen Maß auch die Südvietnamesen, die wir vor dem Kommunismus „schützten“, unsere eigenen Kommandeure und uns gegenseitig.

Als wir in Fu Bai lagen, bereiteten zwei Soldaten aus der Nachbarkompanie ihrem Sergeant ein „fragging“. Vielleicht wissen Sie, was das ist. Es kommt vom Wort „fragmentieren“ – also einen Menschen in Fragmente, in Stücke zerlegen. Sie gingen in das Zimmer, wo er schlief, zogen die Ringe von zwei Handgranaten und legten sie unter das Bett. Ich kannte sie. Beide waren geistig normal und verfügten über ein intaktes Gedächtnis. Sie waren auch nicht schizophren. Im ganzen unterschieden sie sich nicht von uns. Wie die anderen haßten sie alles um sich herum und waren bereit, jeden Beliebigen zu töten. Ja, der Sergeant war ein Schuft. Man brachte sie nicht vor Gericht, um überflüssiges Aufsehen zu vermeiden, und entließ sie schleunigst aus der Armee „aus gesundheitlichen Gründen“.

Von solchen Vorfällen erzählten die Kameraden öfter. . . . Als ich dann in die Staaten zurückkam, glaubte man mir nicht: Unsere machen so was nicht, wir

sind doch Amerikaner! Und das ist doch ein Verbrechen. Erst nach den Pentagon-Papieren begannen sie zu glauben. Als der Calley-Skandal passierte, waren viele entsetzt, aber in der Armee gab es hunderte, tausende Calleys. Und ich habe auch solche Überfälle gesehen. Ich habe gesehen, wie man auf friedliche Einwohner schoß, aus dem Flugzeug und von der Erde aus. Welchen Unterschied macht es, ob man ein Kind auf eine Entfernung von 6 Fuß mit einer Maschinenpistole erschießt oder auf eine Entfernung von 100 Fuß mit einem Maschinengewehr, das in einem Hubschrauber aufgestellt ist. Du siehst so oder so alles, das Blut, die Hände, die es nach dir ausstreckt oder mit denen es den Kopf bedeckt, und wie sein Körper zittert, wenn man näherkommt, und wie es noch einmal versucht, sich aufzurichten, aber nicht kann – das alles siehst du vollkommen deutlich. Ich kann das als Fotograf bezeugen.

Woher dieser Haß kommt, kann ich nicht sagen. Vielleicht von dem Gefühl, daß man uns fürchtet. Oder von dem Gefühl, daß man uns haßt. Vielleicht von beidem zusammen. Und von der eigenen Angst und wahrscheinlich noch davon, daß wir bald begriffen: Unsere eigenen Generäle verheizen uns hier wie einen Haufen Müll. Und die Sache, die wir hier „schützen“ sollen, ist auch bloß ein Haufen Müll.

Sehr, sehr bald hörten die Sergeants auf, uns etwas über die Verteidigung der Demokratie zu erzählen. Weil Sergeants auch nur Menschen sind und nicht mögen, daß man über sie tratscht, sich lustig macht oder ihnen gar ein „fragging“ bereitet. Zum Teufel, was war da Verteidigung? Was für eine Demokratie, zum Teufel! Jeden beliebigen Beamten der Saigonner Regierung konnte ich für einen Kühlschrank kaufen. Nicht einmal das – für einen Ventilator, ein Feuerzeug, eine Schachtel Zigaretten!

Ich habe vorgegriffen. Unsere Abteilung wurde nach Saigon verlegt. Das war Anfang siebzig, wir waren schon 10 Monate in Vietnam. Wir wußten alles, hatten alles begriffen. Nein, glauben Sie nicht, daß ich schon damals zum Kämpfer gegen den Krieg wurde. Und auch jetzt, ehrlich gesagt, bin ich das nicht. Ich bin überhaupt kein Kämpfer. Ich bin einfach gegen den Krieg, dagegen. Und wenn mir irgendjemand sagen kann, wie man ihn aufhält, dann werde ich nicht weglassen, kein Verräter sein, ich werde tun, was nötig ist. Aber von selber kommen – nein. Ich habe einfach keinen solchen Charakter.

„Dirty Thirty“

In Saigon geriet ich in die „Dirty Thirty“. Ich erkläre Ihnen gleich, was das ist: Stellen Sie sich das Territorium einer amerikanischen Militärbasis vor. Konferenzbaracken, Service-Einrichtungen, Lager und so. Planiert, wie es sich gehört. Und am Rand, etwa eine Meile von den nächsten Gebäuden entfernt, ein einzelnes Haus. Ob hier die Bauarbeiter wohnten, die die Basis ge-

baut haben, ob es irgendwie anders hierherkam – jetzt jedenfalls steht es leer. Nun versammeln sich dort einige Dutzend der am meisten verzweifelten Soldaten und leben für sich. Es kam so, daß auch ich da hineingeriet. Wir fürchteten niemanden und ordneten uns auch faktisch niemandem unter. Warum man uns „Dirty Thirty“ nannte, obwohl dort mehr als fünfzig Leute waren, weiß ich nicht. Wahrscheinlich wegen des Reims. Unsere „Thirty“ waren ein Zentrum des schwarzen Markts, durchaus wohlbekannt in Saigon – eine glanzvolle militärische Organisation, die in Verbindung mit Südvietnamesen arbeitete. Unser Hauptartikel waren Drogen. Wir hatten auch ein Rauchzimmer, ganz unverschämt und offen. Auf den Tischchen standen vietnamesische Wasserpfeifen und daneben lag gebrauchsfertiger „Stoff“. Niemand konnte sich entschließen, uns fortzujagen. Nicht die Sergeants, nicht die höhere Obrigkeit. Granaten und Maschinenpistolen hatten wir immer zur Hand. Übrigens kamen viele Offiziere einfach zum Rauchen zu uns.

Hören Sie zu, wie wir arbeiteten. Über Intendanten, die ihren Anteil erhielten, gab man uns am Lager, sagen wir, einen Kühlschrank. Den würgten wir irgendeinem Einheimischen für den tatsächlichen Preis rein – 150 bis 200 Dollar, nicht mehr und nicht weniger. Nur ein kleines Extra dazu: 7 Kilo Marihuana. Das schickten wir in die Staaten. Dort verkauften es unsere Leute in kleinen Dosen. Wissen Sie, was 7 Kilo dann kosten? In Kalifornien bekommt man dafür 2000 Dollar, im Staat New York dreieinhalf. Ein Stange Zigaretten kostet im Armee-Laden einen Dollar achtzig, wir verkauften sie weiter für ein Kilo Marihuana. Man lieferte es uns in Blättern, die Tabakblättern ähnlich sahen. Wir schickten das auf verschiedene Weise in die Staaten: durch Gelegenheitstransporte oder einfach mit der Post. Wir hatten da unsere Leute. Aus den Staaten bekamen wir LSD geschickt. In Kalifornien kostet LSD eineinhalb bis zwei Dollar die Dosis (bei en-gros-Kauf vierzig Dollar für 100 Trips); in Vietnam kann man zwischen sieben und fünfzehn Dollar verlangen.

„Stoff“ und LSD hatten wir mehr als genug. Und natürlich auch Geld. Ein himmlisches Leben. Mädchen kamen zu uns ohne Ziererei. Aus allen Kreisen. Der Notdienst handelte mit lebendiger Ware. Sie hatten ein genaues System mit festen Preisen ausgearbeitet. Die Wachhabenden ließen Mädchen in das Gelände ein, sagen wir mal, in die Baracken der Marinesoldaten, eine für zwanzig Matrosen, genau berechnet. Sie bekam von jedem einen Dollar. Der Wachhabende kriegte von jedem fünf Dollar.

Aber wir von „Thirty“ befaßten uns nicht mit solchen Sachen. So armselige Schurken waren wir ja nun doch nicht. Wir handelten auch nicht mit Heroin. Jedenfalls schickten wir keines in die Staaten. Jeder von uns hatte zu Hause Brüder, Schwestern, einige sogar Kinder. Auf einmal fällt das Heroin meiner Schwester in die Hände und sie wird süchtig: ich weiß, wie schrecklich das ist.

Andere haben Heroin in die Staaten geschickt, aber wir nicht. Wir nahmen auch keine Heroinsüchtigen bei uns in der „Thirty“ auf, weil sie unverlässlich sind. Wenn einer Heroin für die Spritze braucht, verrät er dafür Vater und Mutter. So lebten wir in der „Dirty Thirty“.

Damals erschien mir das als bewundernswerte Kühnheit und Freiheit. Sogar ein bißchen Protest gegen das, was um uns herum war. Ewig konnte unsere „Freiheit“ natürlich nicht dauern. Schließlich trieb man die „Dirty Thirty“ auseinander. Nein, ohne Schüsse. Tränengas und Panzer, die man auf unsere Baracke losließ, erwiesen sich als ausreichend. Man mußte herauskommen und sich auf Gnade und Ungnade ergeben. Die Baracke wurde abgetragen, die Leute wurden auf verschiedene Militärabteilungen verteilt, und mich schickten sie im November siebzig in die Staaten.

Was war schon unsere „Thirty“? Ein Hälmlchen im Dschungel! Solche „Thirties“ gab es in jeder Basis. Und man trieb uns erst auseinander, als dieser berühmte Skandal mit den Soldatenclubs losging. Sie erinnern sich, plötzlich tauchten in der Presse Meldungen auf, daß die amerikanischen Clubs in Vietnam zu Zentren des schwarzen Markts, der Prostitution usw. geworden seien. Mein Gott, was für ein Geheimnis! In Saigon wußte das schon lange jedes Wickelkind.

Ich lerne denken

Im November 71 zog ich die Uniform aus. Erleichtert und angeekelt, wie einen Häftlingskittel. Nicht nur, weil mir diese Uniform drei Jahre lang die Freiheit genommen hatte, sondern weil sie mich auch zum Komplizen eines Verbrechens machte. Ich sehe das jetzt ganz klar: ob man Bomben wirft, schießt oder nur Ermordete fotografiert – man ist ein Komplize. Wie bei einem Gangsterstück. Und verurteilen muß man die ganze Bande.

So zog ich die Uniform aus, streunte ein bißchen herum und fuhr zu meinem Vater. An Weihnachten. Ich glaube, er freute sich. Er beschloß für sich, die Armee habe mich gebessert. Er lud seine Freunde ein, um den patriotischen Sohn, den Veteranen, vorzuführen. Feierliches Mittagessen mit Truthahn, ganz wie es sich gehört. Er strich sogar das Kartenspiel vom Programm; er sagte, daß sie mir zuhören wollten. Ja, und dann habe ich etwas erzählt, in allgemeinen Zügen. Ich hab mich gar nicht auf Details eingelassen. Aber mein Vater saß bleich da. Dann sagte er, daß ich einfach Pech gehabt hätte, als ich in diese verfluchte dreckige „Dirty Thirty“ geriet, und daß hunderttausende amerikanische Soldaten ihre Pflicht, die Demokratie vor dem Kommunismus zu schützen, auf ganz andere Weise erfüllten. Er sprach, sah aber nicht mich an, sondern die Gäste. Er redete für sie. Obwohl – wenn wir allein gewesen wären, hätte er wahrscheinlich dasselbe gesagt. Zu sich.

Dennoch jagte er mich nicht fort, erlaubte, daß ich bei ihm wohnte. Nicht,

weil er mir verziehen hätte – sagte er – sondern weil jeder anständige Amerikaner verpflichtet sei, den Vietnam-Veteranen zu helfen. Er fragte: „Nun, was wirst du jetzt machen? Wirst du endlich Vernunft annehmen?“ Ich antwortete: „Ja, das werde ich“, und fuhr am nächsten Tag weg. Was hatte es für einen Sinn zu bleiben? Zu Hause hatte sich nichts geändert in diesen Jahren. Eine Familie war das nicht, und einen Vater hatte ich auch nicht.

Von „Dirty Thirty“ her hatte ich noch etwas Geld, und ich beschloß, zu reisen, zu schauen, wie die Menschen leben, ob sie glücklich sind, und wenn ja – warum, was sie im Leben für wichtig halten und was nicht. Ich wollte was rauskriegen, alles sehen und anfassen. So bin ich nach Lateinamerika gekommen.

Ich hatte mir nur nicht klargemacht, daß Reisen sehr teuer ist, und habe für mein Geld nicht viel bereist. Jetzt bin ich in Ecuador steckengeblieben. Schon seit einem Monat.

Am Ende werde ich in die Staaten zurückkehren. Ich weiß noch nicht wie, aber ich werde ...

Ich möchte jetzt lernen. Was – weiß ich noch nicht. Eins ist mir aber klar: ein Mensch sein, das ist – irgendetwas für andere Leute machen, nicht bloß für sich.

Ich habe nicht so sehr viel gesehen, aber viel nachgedacht. Niemals im Leben habe ich so viel nachgedacht. Wissen Sie, es scheint so, als ob ich mir ein bißchen Denken beigebracht habe. Früher habe ich das überhaupt nicht gekonnt. Nein, auf die Fragen antworten kann ich noch nicht, aber stellen kann ich sie schon. Vor allem anderen habe ich über mein Zuhause nachgedacht. Nicht nur über das in Seattle, sondern überhaupt über Amerika. Aus der Entfernung denkt es sich irgendwie besser über das eigene Land nach. Sogar Vietnam habe ich zum ersten Mal richtig von hier aus gesehen.

Ich weiß, in seinem Umkreis bemerkt man gewöhnlich das, was der eigenen Stimmung entspricht. Sicherlich ist in Amerika vieles gut, aber mir ist das ehrlich gesagt, egal. Und ich ahne, daß ich damit recht habe. Irgendetwas Komisches geht bei mir zu Hause vor.

Ich frage mich: warum haben wir in Vietnam eingegriffen? Die einen sagen, man hat dort Öl entdeckt, die anderen: das Big Business verdient am Krieg. Und mir scheint: aus Haß gegen alles, was wir nicht verstehen. Wir wollen ihr System vernichten und sie zwingen, das Glück auf amerikanisch zu verstehen: ein Mensch, der zwei Kühlschränke hat, ist glücklicher als ein Mensch mit einem Kühlschrank. Wir wollen alle uns ähnlich machen, und wenn das nicht gelingt und besonders wenn man uns Widerstand leistet, dann schießen wir.

Auch bei uns zu Hause unterdrücken wir die, die an unseren Werten zweifeln. Wollen Sie wissen, warum bei uns in den Staaten Drogen so verbreitet sind?

Blättern Sie mal in etwa sieben Jahre alten Zeitschriften. Dort finden Sie die genauesten Anweisungen, wie und wo man „Stoff“ kaufen kann, wie man Zigaretten drehen und wie man ziehen soll, was ein LSD-Trip ist. Das alles wurde vom Establishment provoziert. Der Beweis? Nun, zum Beispiel ich. Ich habe angefangen zu haschen, nachdem ich einen Artikel in der „Saturday Evening Post“ gelesen hatte. Irgend jemand gab mir eine Kippe. Ich weiß bis heute, wie dieser Artikel hieß: „Drogen an den Universitäten.“

Wozu wird das gemacht? Ganz einfach. Wenn du unter LSD oder Marihuana stehst, wirst du dich niemals auflehnen, du bist glücklich, was immer um dich herum passiert.

In allen Filmen, in allen Comics sind die Helden immer einzeln. Nehmen Sie John Wayne. ... Als Einzelner ist der Mensch für das Establishment nicht gefährlich. Aber die Masse erscheint als eine feindliche Kraft: die Kommunisten, die Partisanen, der Vietkong, das Volk. Nein, glauben Sie nicht, daß diese Artikel, Filme und Comics die Verschwörung irgendwelcher Leute, sagen wir mal, aus Washington oder Wallstreet sind. Es ist einfach das System des Lebens.

Ich weiß nicht, vielleicht liegt hinter den Bergen irgend etwas Wunderbares. Viele junge Leute haben gelernt nachzudenken und lernen, etwas zu tun. Kann sein, wir sind jetzt in so einer Periode der Anpassung an neue Lebensbedingungen. Kann sein. ... Natürlich würde ich gern ein anderes Amerika sehen, schließlich ist es mir nicht angenehm, daß ich hier über mein Zuhause, über mich selber rot werde. Aber wie man das machen soll, weiß ich nicht ... Er verstummt für einige Minuten. Ich unterbrach sein Schweigen nicht, wußte nicht, ob er seine Erzählung beendet hatte, oder ob er fortfahren würde.

„Das wär's“, sagte er schließlich, hob die Schultern und schüttelte den Kopf. „Da habe ich nun meine ganze Geschichte vor Ihnen ausgebreitet. Wenn mir jemand gesagt hätte, daß der erste, dem ich ganz offen von mir selbst erzähle, ein russischer Kommunist sein würde, aus Moskau – dann hätte ich bloß gelacht. Aber ... so ist es halt gekommen. Wie eine Beichte.“

Ich fragte, ob er einverstanden sei, daß ich seinen Namen nenne, wenn ich über ihn schreibe.

„Besser nicht“, sagte er und erhob sich zu seiner vollen Länge.

„Schön“, sagte ich, „Beichte ist Beichte, auch ohne Namen.“

Wir verabschiedeten uns. Er ging einige Schritte zur Tür, kehrte aber plötzlich um.

„Nein, das geht nicht. Das wäre nicht anständig. Soll alles, was ich Ihnen erzählt habe, das Kluge und das Dumme, hinter mir zurückbleiben. Ich verantworte das allein.“

Er nahm meinen Füllhalter und schrieb auf meinen Block, als würde er unterschreiben: *Mark Hallert.*

Richard Oakes symbolisiert als Organisator der Besetzung von Alcatraz den Aufbruch des indianischen Volkes in den USA aus einer todesschlafähnlichen Lethargie.

Die mörderische Eroberung des Westens durch die weißen Siedler im 19. Jahrhundert (nachzulesen in Dee Browns Buch „Bury my heart at Wounded Knee“, deutsch erschienen bei Hoffmann und Campe) hatte die Ureinwohner Nordamerikas aufs äußerste dezimiert. Was von ihnen übrigblieb, wurde in Reservaten zusammengepfercht, da, wo die Erde kaum ein Überleben zuließ, in Steinwüsten und Steppen. Ihr Land ermöglicht weder Ackerbau noch Viehzucht, und die Büffelherden, von denen die meisten neben der Kultur von Mais einst lebten, wurden von den weißen Jägern ausgerottet. So sind die Indianer bis heute von Zuwendungen aus den Nahrungsmittelreserven der US-Regierung abhängig – von einem beschämenden Almosen angesichts der zahllosen Vertragsbrüche, auf die das weiße, inzwischen so reiche Amerika sich gründete. Und sie sind gezwungen, ihre Kultur zu Markte zu tragen, d. h. für weiße Touristen zu spielen, zu tanzen, zu weben, zu flechten und zu malen, wobei die Haupteinnahmen bei den weißen Händlern und Organisatoren hängenbleiben.

Viele Indianer, die dem Elend des Reservatlebens entgehen wollten, versackten in den Slums der amerikanischen Großstädte, unfähig, dem erbarmungslosen Wettbewerb standzuhalten, der ihrer Lebensauffassung so fern liegt, und wurden leichte Beute des Alkohols.

Alcatraz, von dessen Besetzung dieser Text erzählt, brachte eine Wende. Es verschaffte dem indianischen Volk, dessen Bemühungen um letzte verbürgte Rechte bis dahin in regionalen Auseinandersetzungen verhallten, nationale und internationale Aufmerksamkeit. Und es einte die Stämme.

Doch Alcatraz forderte auch Opfer. Am 20. September 1972 wurde Richard Oakes auf noch ungeklärte Weise von einem Weißen erschossen. Er war gerade auf dem Weg, einem Mündel seines Stamms, das festgenommen worden war, zu Hilfe zu kommen. Zwei Jahre zuvor war er in einer der sogenannten indianischen Kneipen in San Francisco fast zu Tode geprügelt worden.

Der Mord an Richard Oakes hat die indianische Bewegung nicht schwächen können. Kaum zwei Monate später besetzte AIM (American Indian Movement: Amerikanisch-Indianische Bewegung) das Büro für indianische An-

gelegenheiten BIA in Washington, die zentrale Regierungsstelle für die unterdrückten Ureinwohner dieses Landes. Die zwei Lastwagenladungen Dokumente und Material, die sie von diesem Eroberungszug neben Versprechungen der Regierung nach Hause nahmen, werden gegenwärtig ausgewertet, um vor der Öffentlichkeit all die Mißwirtschaft und Betrügerei aufzudecken. Vielleicht sind die Jahre gezählt, in denen das weiße Amerika mit scheinheiligen Gebeten und fetten Truthahnen am sogenannten Thanksgiving Day für das „geschenkte“ Land dankt, während die Indianer trauern.

San Francisco

Irma Reblitz

Ich wuchs im St. Regis-Reservat im Staat New York nahe der kanadischen Grenze auf. Es ist ein großes Reservat, sechs Meilen im Quadrat, mit dreitausend Leuten und dreitausend Problemen. Mein Heranwachsen war hart, wie für die meisten Indianer. Die Hoffnungen waren da, die Versprechungen waren da, aber die Mittel zu ihrer Verwirklichung kamen nicht zum Vorschein. Ich konnte mich nicht anpassen.

Ich ging zur Schule, besuchte die Oberschule, bis ich sechzehn war, aber das System bot mir nie etwas, das damit zu tun hatte, ein Indianer zu sein. Sie brachten mir nicht bei, wie man jagt, wie man Hirsche häutet, wie man Häute gerbt. Alles, was sie von mir wollten, war, daß ich ein Teil der Maschinerie wurde, daß ich zu dem wurde, den sie haben wollten: einem weißen Indianer. Ich wollte etwas für mein Volk tun. Doch ich wußte nicht was.

Ich gab die Oberschule in der achten Klasse auf und ging in den Eisenbau. Mein Vater und Onkel brachten mir das Handwerk bei. Sie vererbten es, und als ich sechzehn war, fing ich einfach an zu arbeiten. Ich arbeitete überall und lebte im Reservat und außerhalb. Ich lebte in New York, Massachusetts, in den New England Staaten ... Ich ging dorthin, wo es Arbeit gab. Elf Jahre lang war ich Eisenarbeiter. Ich verdiente gut, aber das war auch alles.

Ich war gerade in Newport in Rhode Island beschäftigt, als ich beschloß, wegzugehen nach Kalifornien. Ich baute damals an einer Brücke, in langer Arbeitsschicht. Ich beschloß einfach, nach Kalifornien zu gehen, gab alles auf und fuhr über Land. Ich wollte raus und die Welt sehen. Es war ein großes Erlebnis.

Auf dem Weg machte ich in anderen Reservaten halt, stoppte hier und da und sah die verschiedenen Bedingungen, unter denen die Stämme lebten. Ich hatte viel über Indianer gelesen, als ich noch zu Hause war, aber wenig gesehen von dem, was ich gelesen hatte. Es war da viel die Rede von Liebe und Freundschaft für deinen Mitmenschen, doch das sah ich nie. Was ich stattdessen sah, war das Gezanke und die Kneipenschlägereien zwischen den Indianern, das

ständige Trinken. Trinken scheint eine Lücke im Leben vieler Indianer zu füllen. Es nimmt den Platz ein, wo früher ein Lied gesungen wurde, wo ein Lied mit einem anderen Stamm geteilt wurde, wo die Erfahrung geteilt wurde, die ein anderes Stammesmitglied gehabt haben mochte. Trinken wird als Mittel benutzt, um Gefühle zu schaffen, wo keine da sind. Es füllt eine Art Leere, das ist alles. Ich sah das Ende des Regenbogens, das falsche Ende.

Als ich nach San Francisco kam, nahm ich zuerst einen Job als Lastwagenfahrer an. Danach ging ich in Warren's Bar als Kellner arbeiten. Warren's ist eine „indianische“ Bar im Mission-Stadtviertel, wo viele Indianer leben, und ich wurde mit ziemlich vielen Problemen drunter in der Gegend vertraut. Es gab da schlimme Wohnverhältnisse. Die Indianer fanden auch, daß ihnen ihre eigene Kultur unzugänglich war. Sie waren versklavt durch das weiße Wirtschaftssystem und hingen in der Stadt völlig von ihm ab, entweder in Form von Wohlfahrt oder indem sie arbeiten mußten, um jemand anderen reich zu machen.

Ich ging in einer Bar arbeiten als der einzige nüchterne Indianer dort. Danach begann ich daran zu denken, wieder auf die Schule zu gehen. Ich hatte das Adirondack Community College und die Syracuse Universität besucht, während ich als Eisenarbeiter in Syracuse arbeitete, dachte also, daß sich mir mit meiner Übersiedlung nach San Francisco vielleicht die Chance bot, weiterzumachen. Ich erhielt Gelegenheit, mich im Februar 1969 am San Francisco State College einzuschreiben. Damals ging das College gerade durch eine Fülle von Veränderungen im Dritte-Welt-Befreiungsstreik. In den Unruhen wurde ein Programm für Ethnische Studien versucht. Als ich hinkam, forderte man mich auf, mich dafür einzuschreiben. Durch meinen Job in der Bar und meine Kontakte im Stadtviertel konnte ich weitere Studenten rekrutieren. Sie kamen damit durch, und wir zogen ins State College ein. Wir starteten ein Studienprogramm über und für *Eingeborene Amerikaner*.

Ich hatte das Gefühl, daß etwas für die Indianer getan werden mußte ... nicht morgen oder in einer Woche, sondern heute. Etwa um dieselbe Zeit waren die Zeitungen voller Diskussion darüber, was mit Alcatraz (Insel in der Bucht vor San Francisco, die als Gefängnisort untauglich geworden war. A. d. Ü.) anzufangen sei. Lamar Hunt kam mit seinen albernen Vorschlägen für eine Art Astrodom oder Raumnadel. Einer wollte eine Taubenfütterungsstation daraus machen. Es gab ein Angebot, die Insel in einen Park umzuwandeln, und jemand schlug vor, die Regierung solle einen Friedhof daraus machen. Ich dachte: „Warum zum Teufel sie für die Toten herrichten? Warum nicht für die Lebenden? Wir haben ein spezifisches Bedürfnis. Wir müssen leben, und zwar auf unsere Weise!“

Das alles spielte sich ab im Frühjahr 1969. In dieser Zeit, während wir noch zur Schule gingen, fand ein Treffen aller indianischen Studenten aus der gan-

zen Stadt statt – State College Studenten, Universitätsstudenten, Studenten vom Eingeborenen-Amerikanischen Studienprogramm. Wir alle kamen zusammen, und ich erwähnte dort, daß die Übernahme von Alcatraz eine gute Sache wäre. Ich verkündete es vor allen Studenten.

Damals lachten sie alle. Doch gerade da sagte einer von den Älteren: „All ihr jungen Leute hört mal her. Wir haben auf diesen Tag gewartet, da es für euch etwas zu tun gibt. Ihr seid unsere Anführer.“

Also, die Idee blieb in den Köpfen vieler Studenten hängen. Erst viel später, viele Monate später hatte ich Gelegenheit, mit einigen von ihnen zusammenzutreffen. Das war im Amerikanisch-Indianischen Zentrum in San Francisco. Wir diskutierten die Möglichkeiten. Wir stellten versuchsweise Pläne auf, es in der Sommerzeit 1970 zu tun. Doch einer hatte den Hahn springen lassen und plante bereits mit Lokalreportern die erste Nachrichtenerklärung im November 1969. Wir sollten uns in all ihre „Fernsehkostüme“ schmeißen und einfach eine Runde um die Insel drehen, um Alcatraz *symbolisch* in Anspruch zu nehmen.

Aber viele von uns waren es leid, Dinge für die Öffentlichkeit zu tun. Als sie also um die Insel segelten, beschlossen wir, vom Schiff zu springen, sobald es Alcatraz nahe kam, zur Insel hinüberzuschwimmen und sie in Anspruch zu nehmen. Als wir in 250 Yard Nähe kamen, sagte ich: „Los jetzt. Wir machen es!“ Ich ließ alle meine Sachen im Boot zurück und tauchte ins Wasser. Vier weitere folgten, doch sie machten erst den ganzen Weg um die Insel und sprangen, als das Boot näher an das Dock auf der Ostseite kam. Ich sprang, als es sich noch weit draußen befand. Es war gerade Ebbe und die Strömung floß zur Golden Gate Brücke. Die Boote, das Hauptboot und die Presseboote, fuhren einfach weiter. Leute auf den Booten sahen mich und schrien: „Mann über Bord, Mann über Bord“, aber sie fuhren einfach weiter.

Bevor ich sprang, packte mich ein starkes Gefühl der Eile. Ich fühlte, ich mußte es tun, also sprang ich einfach ab. Ich hatte keine Zeit, Angst zu kriegen. Ich dachte nicht einmal an die Möglichkeit, von einem Hai angegriffen oder von der Strömung gebührenfrei durch die Bucht geschleppt zu werden. Es kam mir überhaupt nicht in den Sinn. Ich war zu sehr damit beschäftigt, die Felsen zu erreichen, denn das Wasser war kalt und es floß schnell. Ich landete genau links vom Dock auf den Felsen. Ich wurde von den Wellen oder der Strömung oder irgendetwas unter einen Lastkahn geschwemmt. Ich war erschöpft, als ich auf Land stieß. Ich bin viel geschwommen, doch das war die härteste Schwimmtour, die ich je erlebte.

Ich kroch auf die Felsen, um mich auszuruhen, und ein Hund kam angelaufen und begann, das Salz von meinem Körper zu lecken. Ich mußte den Hund loswerden. Er leckte mich einfach auf. Später fand ich heraus, daß dies ihr „bissiger“ Wachhund war. Ich stieß auf die anderen vier Leute. Wir nahmen die

Insel gemäß Entdeckerrecht in Anspruch. Wir vertraten fünf verschiedene Stämme, erhoben deshalb Anspruch im Namen der Indianer aller Stämme und nicht nur eines einzelnen Stammes. Das war das erste Mal, daß wir den Namen benutzten, der unser Name auf der Insel werden sollte: „Indianer Aller Stämme“.

Als wir Alcatraz zum ersten Mal entdeckten, kamen wir uns vor wie Christen. Die Eingeborenen waren sehr feindlich und wild. Nachdem wir ein paar Stunden dagewesen waren, kamen ihre Krieger, die Küstenwache, und schlepten uns fort. In derselben Nacht setzten vierzehn Studenten von der Universität Berkeley, einige von der Universität Santa Cruz und einige vom San Francisco State College erneut aus.

Es war der 9. November 1969, als wir unsere erste Nacht auf Alcatraz verbrachten. Wir bekamen eine Überfahrt mit ein paar Seglern aus Sausalito. Wir landeten gegen sechs Uhr und versteckten uns. Ich vermute, der Verwalter war über unsere Landung unterrichtet. Wahrscheinlich durch Zeitungsleute. Er, seine drei Streifenpolizisten und ihr bissiger Wachhund kamen an und versuchten, uns aufzustören. Vierzehn von uns lagen da im Gras versteckt, und manchmal liefen sie kaum einen Zollbreit an uns vorbei. Selbst mit ihrem Hund konnten sie uns nicht finden. Wir konnten den Hund sehen, wie er mit dem Schwanz wedelte und von Zeit zu Zeit bellte. Ich vermute, er war inzwischen an uns gewöhnt.

Sie gaben bald die Suche auf, und wir teilten uns in drei Gruppen auf, um sicher zu gehen. Einige von uns schliefen draußen und einige in den Gebäuden. Es war kalt in jener Nacht. Am andern Morgen unternahmen wir eine Reihe von Erkundigungen, sahen uns nach Nahrung, Holzversorgung, Schlafplätzen um und bekamen allgemein einen Überblick über die Lage der Dinge für die nächste Landung. Der Ort war öde. Er war so abgewirtschaftet, daß er bereits begann, sich wie ein Reservat anzufühlen.

Wir hatten erwartet, daß die Eingeborenen bei Sonnenaufgang angreifen würden, aber das taten sie nicht. Schließlich kam Thomas Hannon, Regionalverwalter der GAO für die Insel (die GAO ist verantwortlich für alle überschüssigen Besitzungen der U.S.-Regierung) mit der Küstenwache und einer Horde von Journalisten an. Die Regierung konnte uns nicht finden, aber die Zeitungsleute schafften es, in einem der Zellenblöcke, in dem wir die Nacht zugebracht hatten. Die Küstenwache bot uns eine Rückfahrt an und gegen Mittag gingen wir hinunter in den Exerzierhof zu einer Konferenz. Wir gingen hinunter zum Dock und verlasen unsere Proklamation, mit der wir die Insel im Namen der Indianer aller Stämme in Anspruch nahmen und unsere Forderungen stellten. Wir schworen erneut, zurückzukehren.

Diesmal ging ich nicht zurück zum Indianischen Zentrum, sondern fuhr hinunter zur Universität Los Angeles. Wir fühlten, daß wir mehr Leute brauchten.

ten und etwas mehr Zeit zum Überlegen. Inzwischen waren wir überzeugt, daß es nichts zu befürchten gab. Die ersten beiden Missionen hatten dies bestätigt. Sie waren so etwas wie Erkundungszüge gewesen, von denen jede Gruppe mit der Versicherung zurückkam, daß wir fähig waren, die Sache durchzuführen.

Ich hielt eine Rede vor den indianischen Studenten der Universität Los Angeles, berichtete ihnen von unseren Erfahrungen und sagte, daß es nichts zu befürchten gab. Ich sagte, daß wir Leute brauchten, die bereit wären, da draußen auf der Insel zu leben. Ich machte ihnen klar, daß es für alle Indianer sehr viel bedeutete, und daß es große Hingabe von denen verlangte, die kamen, um zu bleiben. Achtzig unter ihnen entschlossen sich, nach San Francisco heraufzukommen. Am 20. November setzten wir nach Alcatraz über und diesmal planten wir zu bleiben.

Wieder kamen wir von Sausalito und wiederum bei Nacht und zerstörten damit den Mythos, daß Indianer nicht nach Dunkelheit angreifen. Diesmal errichtete die Küstenwache eine Blockade. Sie versuchten in jener Nacht, uns das Boot wegzunehmen, doch einige von uns sprangen auf das Küstenwachboot und erklärten, wir würden ihr Boot nehmen, wenn sie versuchten, unseres wegzunehmen. Sie sagten, wir sollten von der Insel verschwinden und wir sagten: „Nein. Dies ist indianisches Land. Haltet 200 Yards Abstand.“ Sie zogen sich zurück.

Sie bildeten eine Blockade. Mit ihren Booten drehten sie Kreise wie in Filmen und auf Bildern die Indianer um Fuhrwagen. Das ging ein paar Tage lang so nach dieser dritten Landung. Außerdem kreisten in jener Nacht Hubschrauber über uns. Zusammen mit den Suchlichtern der Küstenwache und allem übrigen war es ein ziemliches Schauspiel.

Der kleine Ire, der Verwalter, kam angelaufen und fing an, in sein Horn zu stoßen. Er rief seinen Boss übers Telefon an und sagte: „Die Indianer sind hier, die Indianer sind hier. Ich glaube, sie wollen hierbleiben. Sie haben dreißig Minuten gebraucht, um ihr Boot zu entladen.“ Er erklärte uns, wir seien unbefugte Eindringlinge, aber uns war das einfach egal. Wir sagten, er sei der Eindringling hier und wenn er mitmachte, würden wir ein Büro für Kaukasische Angelegenheiten schaffen und ihn zum Vorsitzenden machen. Er lachte wie verrückt und später half er uns wirklich. Er ging auf unsere Seite über. Die Blockade erwies sich als völlig wirkungslos. Wir erwarteten mehr Leute am nächsten Morgen. Also, der Tag war einfach ein feiner Segeltag. Der Jachtclub von Sausalito hatte zufällig an dem Tag eine Segelveranstaltung, und es waren so viele Boote draußen auf der Bucht, daß die Boote, welche die Leute zur Insel brachten, im Schutz der Jachten durchschlüpfen konnten. Ich weiß nicht, ob das Segeln an jenem Tag geplant war, soweit es uns anging, jedenfalls war es prächtig.

Wir benötigten Eßwaren und andere Versorgung. Die Blockade war noch immer in Kraft jene Nacht (21. November), doch das hielt uns nicht ab. Ein Kahn glitt ins Wasser, fuhr hinüber nach San Francisco und erbat einige Vorräte von den Leuten dort. Das Samariterschiff kam in derselben Nacht wieder herüber und legte an der Golden-Gate-Seite der Insel an, wo eine steile Felsklippe ist. Wir bauten eine behelfsmäßige Leiter und brachten auf diesem Weg Vorräte herauf.

Währenddessen startete jemand auf der gegenüberliegenden Seite der Insel ein Feuer, indem er Brandbomben gegen die Felsen warf, um abzulenken. Wir befolgten alle Regeln, wie sie im Buch stehen. Natürlich fiel die Küstenwache darauf herein.

Wir hätten nicht überleben können ohne all die Leute, die diese Blockade durchbrachen, besonders in jenen ersten paar Tagen, jener ersten Woche. Ich vermute, die Leute um San Francisco und die Bucht sahen die symbolische Geste in unserem Handeln, sahen einfach, wie wichtig diese Aktion war. Sie erkannten, daß es möglich war, wenn sie etwas beisteuerten. Und das taten sie, und es war sehr wohl möglich. Sie machten es möglich.

Manchmal, besonders später kam es uns vor wie die monatlichen Zuwendungen, die es für die Indianer gibt. Sie wissen schon, Nahrungsmittel aus der Reserve für die Indianer. „Leute, hier kommt's.“ Wir bekamen eine ganze Ladung von Eßwaren und Getränken und Dosen zugeschickt, die Zyklamat enthielten. Ich weiß noch, wie ich sie auslud. Ich sagte zu ihnen, sie sollten sie wieder mitnehmen, und das taten sie auch. Einige der Dosen, die man uns gab, waren verdorben, undicht und wahrscheinlich giftig. Wir bekamen da draußen nicht nur gutes Zeug. Wir bekamen sogar Partykleider, Schuhe mit hohen Absätzen, weißgestärkte Hemden. Selbst einen Smoking fand ich.

Das waren lustige Zeiten. Jemand spendete einen lebenden Truthahn. Das arme Vieh. Er wußte nicht, was ihn erwartete. Er hatte anfangs eine schöne Tönung, weiß mit anderen Farben, bald aber schlug er ins Graue um, in die Farbe des Betons. Es wäre gut gewesen, wenn er in die Bratpfanne gewandert wäre, aber nein. Er lebte schließlich vom Abfallhaufen dort. Fraß am Ende Glas.

Zunächst kochten wir alles draußen über einem offenen Feuer. Es gab ein großes Feuer auf dem Dock. Die Jungen fischten Krebse und wir setzten einen großen Topf auf und kochten darin die Krebse. Jeder Fisch, den wir fingen, wurde sofort in Stanniol und dann ins Feuer gepackt. Es schmeckte gut. Jeder kam einfach dazu und aß, was da war. Es gab kein Gefühl für mein und dein. Alles gehörte allen.

Wir taten unser Bestes, um Unterkünfte für all die Leute, die auf die Insel kamen, zu schaffen. Wir bildeten einen Unterbringungsausschuß, einen Sicher-

heitsausschuß, eine Schule für die Kinder. Wir ernannten einen Leiter für Sicherheit und wählten verschiedene Leute, die in der Truppe arbeiten sollten. Der Unterbringungsausschuß hatte die Insel auszukundschaften und verfügbare Plätze zu finden, an denen sich jeder frei niederlassen konnte. Pete Bluecloud organisierte die Küche, und er und seine Frau gaben sich große Mühe, dafür zu sorgen, daß alles richtig gemacht wurde.

Wir sangen eine Menge in jenen Tagen. Ich erinnere mich an die nächtlichen Feuer, an die Kälte der Nacht, an das Singen am Lagerfeuer von Liedern, die Weißen nicht teilen ... Liedern der Freundschaft, Liedern der Verständigung. Wir sangen eine Menge. Wir sangen bis in die frühen Morgenstunden. Es war schön anzusehen und schön anzuhören.

Einige von uns legten von allein los und redeten über unsere Erfahrungen in den verschiedenen Reservaten, über die vordringlicheren Probleme und über Lösungen für sie. Die Gruppe aus Alaska redete über ihre Probleme. Der Junge aus Oklahoma erzählte davon, wie schrecklich man sie betrog. Wir redeten über die Creeks und wie sie einst eine große Nation gewesen waren. Pete Bluecloud und ich, die wir die einzigen Mohawks hier waren, redeten über unsere irokesischen Probleme. Wir wußten, daß wir die Idee von Alcatraz wachhalten mußten. Wir wußten, daß wir die Erfahrung nach Hause tragen mußten in die Reservate. Wir schworen uns selbst, sie wachzuhalten. Etwa eine Woche, nachdem wir die Insel zum dritten Mal eingenommen hatten, begann die Regierung einzusehen, daß wir nicht vorhatten, wieder zu verschwinden. Sie hatte es mit einer neuen Zucht von Indianern zu tun. Sie begannen, alle Arten von politischen Schachzügen und militärischen Drohungen einzusetzen, um uns von der Insel zu entfernen.

Thomas Hannon erbot sich, uns ein neues Amerikanisch-Indianisches Zentrum zu errichten als Ersatz für das in San Francisco, das zwei Wochen, bevor wir die Insel in Besitz nahmen, auf mysteriöse Weise abgebrannt war. Er meinte, das Presidio, der Armeestützpunkt in San Francisco, sei ein idealer Platz für unser Indianisches Zentrum. Sie wissen schon, man wollte uns wieder ins Fort zurückbringen, wo man uns unter Aufsicht hatte.

Wir sagten: „Das hier ist unser Platz. Das ist es. Es bietet die nötige Abgeschiedenheit für jene Art intellektueller Entwicklung, die wir brauchen, um unsere Bewegung aufzubauen.“ Dies ist eine Bewegung, in der wir Dinge für uns selber tun. Sie stand gerade am Anfang. Wir waren nicht bereit, sie aufzugeben.

Sie erklärten uns zu unbefugten Eindringlingen und sagten, sie könnten nicht für unsere Sicherheit garantieren. Sie stoppten die Wasserzufuhr zur Insel. Sie drehten das Licht im Leuchtturm ab und allen Strom auf der Insel, indem sie den Generator stellten, und schließlich faßten sie Pläne, uns gewaltsam von der Insel zu entfernen. Wir weigerten uns wegzugehen und sie sahen

ein, daß sie nicht das geringste dagegen tun konnten. Inzwischen hatte die ganze Welt von der Alcatraz-Invasion erfahren, und die Regierung war nicht gewillt, ihr wackeliges Image aufs Spiel zu setzen, indem sie uns vertrieb.

Nach der Einnahme von Alcatraz begannen Indianer von überallher anzukommen. Es kamen nicht nur Leute aus den Vereinigten Staaten. Sie kamen aus Kanada, aus Mexiko, aus Südamerika, von überall her. Für einige war es das erste Mal, daß sie mit Leuten anderer Stämme zusammentrafen, das erste Mal, daß sie eine Einigkeit mit allen Indianern fühlten. Das Zusammentreffen aller Indianer war etwas, von dem man sich seit dem Geistertanz 1889 nicht hatte träumen lassen.

Alcatraz war für viele Leute ein Symbol und für viele bedeutete es etwas Reales. Viele alte Prophezeiungen reden von den Jüngeren, die sich erheben und einen Weg finden werden für das Volk zu leben. Die Hopis, die geistigen Führer des indianischen Volks, besitzen eine Prophezeiung, die mindestens 1200 Jahre alt ist. Sie besagt, daß unser Volk vertrieben werden wird von seinem Land von Ost gen West und daß es, sobald es den westlichsten Zipfel Amerikas erreicht, beginnen werde, das ihm gestohlene Land wieder zurückzugewinnen.

Es gab da einen alten Mann, der auf die Insel kam. Er muß achtzig oder neunzig Jahre alt gewesen sein. Als er seinen Fuß auf das Dock setzte, überwältigte ihn die Freude. Eine Minute lang stand er da und sagte dann: „Endlich bin ich frei!“

Alcatraz war ein Ort, an dem Tausende eingekerkert worden waren, darunter einige Indianer. Wir spürten den Geist der Gefangenen. Zuweilen war es gespenstisch, doch meist war der Geist der Barmherzigkeit in der Luft. Die Geister waren frei. Sie mischten sich unter die Geister der Indianer, die auf die Insel kamen und auf eine bessere Zukunft hofften.

Ironischerweise war Alcatraz ein passender Ort für uns zur Übernahme. Wie bereits gesagt, war er in vielerlei Hinsicht wie ein Reservat, öde, abgeschieden, wasserlos. Bei der Landung wirkte er voller Verzweiflung, sehr hoffnungslos, sehr kompromißlos. Er würde keinerlei Ernte hervorbringen. Der weiße Mann hatte alles fruchtbare Land, die wahre Mutter Erde, an sich gerissen. In gewisser Weise verkörperte diese Invasion das Ende der Ära der Gewalttätigkeit des weißen Mannes gegen die Mutter Erde. Alles, was der weiße Mann tut, ist Beton über das Land zu breiten. Es gibt keine Schwingungen, es gibt keinen Atem. Nichts kann von unserer Mutter kommen. Sie ist erstickt worden.

Als wir ankamen, war Alcatraz zwölf Morgen Beton voller Stacheldraht. Es sah genauso aus wie ein Konzentrationslager der Armee. Auf dem Weg vom Dock schien eine Treppe senkrecht die Mauer hinaufzuführen. Es waren riesige Stufen, die direkt zum obersten Ende der Mauer gingen. Ich glaube, sie

waren für Giganten gedacht. Dann mußten wir über den Hof laufen zu einer weiteren langen Folge von Stufen, um zum Hauptzellblock zu gelangen. Wenn du da oben an kommst, stirbst du entweder vor Erschöpfung oder du kommst mit massiven Muskeln an deinen Beinen davon.

Das Betreten von Zellblock Eins erinnerte mich an das Betreten jener riesigen Flugzeughallen, nur, wenn du weiter hineingingst, sahst du, daß es keine Flugzeuge gab. Abgestürzte Piloten vielleicht, aber keine Flugzeuge. Wir sind die einzigen Vögel, die nicht fliegen können ... Gefängnisvögel. Gefängnisvögel, „Schützlinge“ der Regierung, Kriegsgefangene ... wo ist da der Unterschied. Bevor es als Büro für Indianische Angelegenheiten (BIA) bekannt wurde, war unsere sogenannte Regierungsagentur das Kriegsministerium. Man nannte uns damals „Kriegsgefangene“. Beide Agenturen sind identisch. Im Zweiten Weltkrieg wurden die Lager für japanische Kriegsgefangene von den gleichen Leuten verwaltet, die das BIA verwalteten.

Jemand in Washington sagte wahrscheinlich: „He, das ist doch ganz natürlich.“ Wir betrachten uns weiterhin als Kriegsgefangene. Wir werden immer Krieg führen gegen die Werte dieser Gesellschaft!

Am 5. Januar 1970 fiel unsere Tochter Yvonne drei Stockwerke tief eine Wendeltreppe in den Offiziersquartieren hinunter. Zwei Tage später starb sie in einem San Franciscoer Krankenhaus. Sie war gerade dreizehn. Etwa eine Woche vor dem Unfall erzählte mir meine Frau von warnenden Träumen und Ahnungen, die sie hatte. Sie befürchtete, jemand in unserer Familie werde Schaden erleiden, wenn wir weiter auf der Insel blieben. Sie fühlte, es war Zeit wegzugehen. Ich hatte selber daran gedacht, fortzugehen, um die Idee von Alcatraz an anderen Orten zu entwickeln. Aber ich hielt sie hin. Ich wünschte, ich hätte auf sie gehört.

Yvonnes Tod warf einen Schatten der Schwermut auf die ganze Insel. Er war wie das Symbol all der Zweifel, die wir uns selber nicht eingestanden hatten während der ganzen Alcatraz-Erfahrung. Es hatte immer die Möglichkeit des Scheiterns bestanden, wie es sie in jeder Bewegung gibt, doch wir mußten diesen Gedanken unterdrücken, um zu überleben. Diese Zeit war die Prüfung. Es war Zeit, nach innen zu blicken.

Ich denke, wir haben überlebt. Wir haben die Prüfung bestanden. Die Trauer konnte sie uns nicht zurückbringen. Wir konnten nur hinnehmen und damit fertigwerden. Selbst im Tod befand sie sich noch innerhalb des Kreises, im Kreis des Lebens, unserem Universum.

Wenige Tage, nachdem Yvonne gestorben war, kehrten wir auf die Insel zurück, um unsere Kleider und die wenigen Habseligkeiten zu holen, dann verließen wir sie. Wir mußten gehen. Wir brauchten Abstand von dort. Wir brauchten Zeit, um uns zu sammeln. Es fiel nicht schwer, den Ort zu verlassen, und das Volk haben wir nie verlassen.

Ich bin einer der ganz wenigen, der – in den so mächtigen USA geboren, aufgewachsen, und sogar an einer der bevorzugten Universitäten trainiert – sich plötzlich für längere Zeit nach Deutschland versetzt fand; nicht in die BRD, sondern die DDR.

Dabei spielte für mich die BRD die Rolle einer Zwischenstufe – zur Akklimatisierung sozusagen. Das geschah zwar vor langer Zeit, bleibt aber – für mich zumindest – bis heute wichtig.

Fast alles war dabei ungewollt. Gerade jung genug, um nicht zum zweiten Weltkrieg eingezogen zu werden, hat mich Uncle Sam doch etwa 5 Jahre später während seines Korea-Kriegs erwischt. Für die Jüngeren unter den Lesern: der Koreakrieg war ganz ähnlich und fast so brutal wie der Vietnamkrieg, nur war er kürzer. Das wußten wir Rekruten noch nicht, und deshalb jubelten wir mit ungeheurer Freude, als wir erfuhren, daß wir nicht nach Ostasien, sondern nach Westdeutschland fahren sollten.

Ich hatte eigene Gründe, mich noch mehr zu freuen als meine Kameraden. Ich hatte nicht nur Angst, sondern auch eine Überzeugung. Als Oberschüler, Student und Fabrikarbeiter war ich politisch sehr aktiv gewesen, ja, der tägliche Kampf und eine sozialistische Welt hatte bei mir schon vieles andere verdrängt, oft auch das Studium. Nun – trotz aller meiner Anstrengungen – war doch Krieg. Ich würde auf keinen Koreaner schießen, das wußte ich, doch wußte ich nicht, wie man dem ausweichen konnte. Ich war also besonders froh, diese schwierigste Entscheidung umgehen zu können, und fuhr für die restlichen anderthalb Jahre meiner Dienstzeit – wie ich dachte – in einem mit 1000 GIs übervollen, stinkenden und schwankenden Truppenschiff nach Bremerhaven. Es war die Zeit des Kommunistenjägers aus Wisconsin, Senator Joseph McCarthy. Damals war das anders als in den letzten Jahren, wo man laut gegen den Krieg in Vietnam protestierte. Wer damals gegen den Krieg war, hielt zu meist den Mund, andernfalls galt er als Hochverräter. Das Wort „Frieden“ war suspekt. In den USA herrschte die Zeit des Schweigens und Fürchtens. Ich hatte oft nicht geschwiegen. Das kann ich mit Stolz sagen – bis ich zur Armee kam. Damals zeigte die US-Armee noch keine Zeichen des Abbröckelns wie in den letzten Jahren, sondern erschien einem einsamen Fortschrittlichen als etwas Kolossales und Furchteinflößendes. Deshalb hatte ich auch beschlossen, nichts über meine politischen Tätigkeiten zu beichten, wie das die Armee kategorisch (wenn auch verfassungswidrig) verlangte. Ich verschwieg alles, einfach aus Angst und Unentschlossenheit, damit sie nicht in den FBI-Akten nach mir forschten.

In der BRD wurde das Schweigen ein bißchen leichter. Die Bewohner verwendeten eine fremde Sprache. Ich konnte sehr wenig Deutsch. Ein Rekrut, deutscher Emigrant, hatte zwar den interessierten Kameraden in den USA ersten Deutschunterricht geboten, doch das war sehr dürftig. (Ich erinnere mich gut, wie sich ein GI gleich von Anfang an nach den wichtigsten Worten erkundigte. „Was heißt ‚Ass‘?“ fragte er zum allgemeinen Beifall. Doch der Rekrut, der mit zwölf Jahren von Deutschland ausgewandert war, und seitdem wohl nur noch mit den Eltern Deutsch sprach, kannte dafür nur das Wort ‚Popo‘, was der GI gar nicht gemeint hatte. Ich habe mich öfters gefragt, wieviele GIs sich dieses leichte Wort gut merkten und — bei der Suche nach Mädchen — in den Lokalen und Bahnhöfen zur allgemeinen Bewunderung anwandten.) Einer der ersten deutschen Sätze, den ich entzifferte, war, für mich wenigstens, wichtiger. Auf einer großen Fabrikmauer in Mannheim las ich „Auf nach Berlin“. Das bezog sich entweder auf die Weltfestspiele der Jugend, die schon stattgefunden hatten, oder das kommende „Deutschlandtreffen“. Ich empfand das als ein schöneres Willkommen in Europa als manche andere Begrüßung, die wir anfangs erhielten. Wie konnte ich ahnen, daß sie für mich prophetisch war.

Wir wurden in Bayern stationiert, und ich wollte schnellstens Deutsch lernen, um wegzukommen von den Kasernen zu den „Europäern“, trotz der Mahnung Mark Twains, daß man Englisch in dreißig Stunden lernen könnte, Französisch in dreißig Tagen und Deutsch in dreißig Jahren.

Ich lernte bei einer enteigneten Junkerin aus Ostelbien, die sich den GIs zur Verfügung gestellt hatte, und kaufte mir ein streichholzschaetzelgroßes Wörterbuch, aus dem ich alle mir wichtig erscheinenden Wörter der alphabetischen Reihenfolge nach auswendig lernte. Das Buch hatte seine Nachteile: das deutsche Wort für „crazy“ (verrückt) hieß hier „toll“; ich begriff damals die gehobenen Augenbrauen nicht, die meinen Gebrauch des Wörtchens „toll“ begleiteten. Noch schlimmer war es bei „fight“. Ich kam manchmal doch in mehr oder weniger politische Gespräche mit Deutschen, auch in Oberbayern. Doch für „fight“ — also „kämpfen“ lernte ich im Büchlein ausgerechnet „fechten“! Es dauerte zumeist lange, ehe wir solche Gespräche wieder in Ordnung gebracht hatten.

Ich machte viele solcher Fehler, wie alle Lernenden — das Mädchen habe ich nicht versteckt, sondern „verstochen“ und kam nicht „geschlichen“, sondern „geschleicht“.

Ich berichtete den steifen, staunenden Eltern einer bayerischen Schönheit, mit der ich einen schnellen Walzer tanzte, wie „beschwipst“ ich war. Das Wort hatte sie mir geboten, als ich pantomimisch „schwindelig“ gesucht hatte. Wie so viele meiner Landsleute versuchte ich ständig, schwerbegreifenden Kellnern doch klarzumachen, daß ich reines Wasser zum Essen trinken wollte; ich be-

kam dafür immer wieder Selterswasser, Mineralwasser, Limonade oder böse Blicke. Das Wort „Leitungswasser“, das mir Freunde zur Hilfe gaben, verwechselte ich ständig mit anderen „ung-Wörtern“ wie Leistung, Teilung, Zeitung, Haltung; wie schwer das alles damals erschien!

Schwer für Englischsprechende ist bekanntlich der Unterschied zwischen „Du“ und „Sie“, den es ja im Englischen nicht gibt. Theoretisch verstand ich das, aber in der Praxis versagte ich.

Bei der erwähnten bayerischen Schönheit benutzte ich „Du“ schon nach dem ersten Kinobesuch, und als ich zum Sonntagsmittagessen von den Eltern eingeladen wurde, merkte ich langsam eine eisige Kühle, die mein häufiges Duzen ihrer Tochter verursachte, ohne allerdings das „Warum“ zu begreifen. Dann kam sehr würdig der Schäferhund in das Zimmer. Als ich ihm freundlich „Kommen Sie her“ rief, hatte das Lachen das Mißverständen beseitigt.

Die schwierigsten Probleme entstanden jedoch weder durch die Grammatik noch durchs Lexikon — ihre Ursachen waren die Menschen und meine Beziehungen zu ihnen.

Als Antifaschist erzogen, ertappte ich mich anfangs bei jeder Fahrt in der Straßenbahn; ich schaute den Mann neben mir immer an und fragte mich: „Was wird er gemacht haben — damals?“ Dieses prüfende, mißtrauische Herumblitzen gibt es auch heute noch bei Menschen aus dem Ausland. Der Volksänger Pete Seeger gestand, daß er auch solche Gefühle hatte, bis er sich überlegte: „In kommenden Jahren werden sich wohl die Menschen, die in die USA kommen, genau dasselbe fragen.“

Damals waren die Erinnerungen der Vergangenheit noch sehr stark. Ich war noch nicht lange in Bayern und lernte kurz vor Weihnachten einen sympathischen jungen Mann kennen, Mitte 30, der in der Armee-Wäscherei als Aufseher arbeitete und gut Englisch konnte. Er war froh, mit einem Amerikaner bekannt zu werden; ich war auch froh. Deshalb lud er mich zu sich und seiner Familie zum Heiligen Abend ein. Das wäre viel schöner als in der Kaserne, dachte ich, ich lerne etwas von den hiesigen Weihnachtssitten, und Schöneres zu essen als in der Kaserne wird es sicher auch geben.

Es war sehr nett. Seine Frau war nett, das Töchterchen war nett, der ganze Abend war nett — wenn ich auch ein bißchen enttäuscht war, daß am Heiligen Abend weder Gans noch Pute, sondern nur Kartoffelsalat und Bratwurst an der Reihe waren. Ich ließ es mir trotzdem schmecken, wir tranken Wein, alles war, wie gesagt, sehr freundlich und sehr nett. Nach einigen Schoppen sagte mein neuer Freund: „Kommen Sie mit, ich zeige Ihnen etwas.“ Er tat ein bißchen geheimnisvoll und suchte ganz unten im Schrank nach etwas Verstecktem. Endlich hatte er das, was er suchte. Stolz legte er mir drei große gedruckte Alben mit Plätzchen für Einklebefotos vor — solche, die man für Zigarettenkarten bekam. Alle Bilder waren säuberlich eingeklebt: „Der Parteitag in Nürnberg“

berg“, „Der Führer beim Parteitag“, „Kinder grüßen begeistert den Führer“, „Der Führer mit Reichspropagandaminister Goebbels“ und so weiter und so fort. Ich wischte seinem stolzen Gesicht aus, stotterte etwas zusammen und versuchte, so schnell wie nur möglich hinauszukommen. Mein netter Heiliger Abend war im Eimer, sowie mein erster Versuch in „Deutsch-Amerikanischer Freundschaft“.

Ich hatte mehrere solcher Erlebnisse. Einige Monate später kam ich mit einem Herrn im Bahnhofsrestaurant von Ulm ins Gespräch: Er hatte Amerikaner sehr gern, es sei eigentlich schade, wenn zwei Kulturvölker sich bekämpfen, nur nechme er es immer noch übel, was die USA-Luftwaffe in Deutschland angekündigt. Als ich nicht widersprach, ging er in dieser Richtung weiter. Es dauerte nicht lange, da war er bei sich selber. Er hätte es sehr gut im Krieg gehabt. „Ja?“ fragte ich zweifelnd. „O ja, ich war die ganze letzte Zeit oben an der Küste bei den V-1 Raketen – wissen Sie, die wir nach England hinübergeschickt hatten. Mir ging es ganz gut.“ Ich bezahlte und zog mich wieder in den Zug zurück.

Nicht alle waren so.

Einmal stand ich Wache neben einem Munitionslager. Bald traf ich einen deutschen „Kollegen“, der ebenfalls Wache stand – er gehörte einer der uniformierten Formationen an, die der Bundeswehr vorausgingen. Und siehe da, je mehr wir sprachen, desto fortschrittlicher sprach er. Er wäre nur deshalb hier, weil es damals keine Arbeit gab. Ich reagierte kaum darauf, obwohl ich ihm glaubte. Das war zu brisant.

Ich hatte die größten Schwierigkeiten, weil Soldaten damals auch außer Dienst Uniform tragen mußten. Nicht nur, daß man immer zu grüßen, Mütze und Knöpfe in Ordnung zu halten hatte – es bedeutete auch, daß Leute, die mich freundlich ansahen, meist keine Freunde waren, und umgekehrt. Als mir ein Mädchen sagte, der Vater ließe sie nicht mit Amerikanern ausgehen, und dazu seine sehr guten und auch politischen Gründe andeutete, mußte ich mich über seine Position freuen – aber nicht über die eigene.

Einmal besuchte ich Nürnberg. Für viele Amerikaner ist nur noch eines schöner als eine deutsche Burg, und das ist ein krummes Gäßchen mit Plastersteinen und Fachwerkbauten. Nachdem ich die Burg bewundert und die Ruinen bewundert hatte, stand ich in so einer Gasse – und sah etwas, was noch schöner war. In großen Buchstaben, das ganze Mauerwerk lang, stand: „Die FDJ lebt“. Ich wußte schon, was das bedeutete; es war nicht so lange her, daß man die Jugendorganisation verboten hatte, und für mich, der jahrelang in linksstehenden Jugendorganisationen gearbeitet, ja, gelebt hatte, doch seit einem Jahr völlig isoliert war, kam das wie eine begeisternde Botschaft. Doch mit wem konnte ich die Freude teilen? Ich drehte mich um. Gegenüber den riesigen

Buchstaben, kaum drei Meter entfernt, schaute ein Mädchen aus dem Fenster. Was konnte ich schnell sagen? „Lebt sie noch?“ fragte ich dumm, und wies auf die Buchstaben. Besseres fiel mir nicht ein. „Wer denn?“ war die unfreundliche Antwort. „Na, die FDJ, die in der Schrift hier?“ „Welche Schrift?“ sagte sie, und mehr bekam ich nicht heraus, obwohl ich vorher gewettet hätte, daß sie daran mitgemalt hatte. „Wieder diese verdamme Uniform!“ dachte ich.

Es ging auch umgekehrt. Ein junger Mann kam ins Gespräch mit mir, und teilte mir freudig mit, er sei „aus der Zone geflüchtet“. Ich fragte ihn neugierig, aber doch zurückhaltend danach. „In der Oberschule malte ich eine Karikatur von Wilhelm Pieck,“ sagte er stolz „– als Schwein. Das haben sie gefunden. Da gab es Schwierigkeiten!“ Das konnte ich mir auch denken. Ich wußte nicht viel von „der anderen Seite“ – auch Kommunisten in den USA war wenig darüber bekannt. Doch von Wilhelm Pieck als führendem Kommunisten neben Ernst Thälmann hatte ich gehört. Ich verließ diesen beinahe überschwenglichen neuen Freund so schnell wie möglich. Er wird sich gewundert haben, warum dieser uniformierte Verteidiger der Freiheit und Zivilisation über seine Leistungen nicht mehr entzückt war.

Ja, die Uniform zog manche Bekanntschaften an, z.B. die Prostituierten um die Bahnhöfe und in den Kneipen, mit ihrem fließenden, gräßlichen Englisch. Auch die damals häufigen „Händler“ in USA-Zigaretten. Soldaten durften anderthalb Stangen in der Woche billig in der PX kaufen, mehr als die meisten rauhen konnten. Bei solchen Händlern bekam man, wenn ich mich richtig erinnere, zwischen 12 und 15 Mark. Sie waren oft Ausländer, die noch vom Krieg her angeschwemmt wurden, vielfach aus osteuropäischen Ländern – oft aus der Wlassow-Armee. Sie kannten allerhand Tricks, um die Soldaten übers Ohr zu hauen: manche bezahlten mit ungültigen Reichsmark, andere tauschten unbemerkt die schon gezählten Scheine mit einer ähnlichen Rolle Papier, umwickelt mit einem 5-Mark-Schein und mit ein bißchen Kaugummi zusammengeklebt. Wieder andere wollten vor dem Zahlen die Stangen „ganz schnell“ ihrem Chef vorzeigen, eventuell sogar unter Zurücklassung eines Pfandes (eine teuer aussehende, völlig wertlose Golduhr). Weg waren sie dann. Die Soldaten ihrerseits öffneten manchmal die Stangen vorsichtig mit einer Rasierklinge und ersetzen einige Päckchen mit Sand.

Ich vergesse nie, wie wir einen Freund dazu bringen wollten, endlich einmal München anzuschauen. Er war ein junger Bursche aus den Bergen von Kentucky, seine Bildung reichte gerade für Comic-Strips, und er hatte keine Neugierde an Deutschland oder Europa. Ein ganzes Jahr auf diesem neuen Erdteil war er nicht einmal aus der Kaserne herausgegangen. Wir begriffen das nicht, spotteten, erklärten, bearbeiteten ihn bis er endlich beschloß, am Sonntag in der Stadt zu spazieren. Abends fragten wir ihn aus. Doch stellte es sich heraus, er hatte eine Zigarettenstange mitgenommen und verkauft – und dafür wert-

lose alte Scheine bekommen. Das blieb sein letzter Versuch, die fremde Kultur kennenzulernen.

Die Beziehungen damals zwischen meinen Kameraden und der Bevölkerung waren im allgemeinen nicht so gut bestellt. Das hatte mehrere Ursachen. Es gibt wohl immer Schwierigkeiten, wo Sprachunterschiede bestehen. Viele Menschen betrachten die eigene Sprache ja als die einzige richtige, und alle anderen als komische Laute, worüber man sich amüsiert – sogar wenn man als fremder Soldat im Ausland ist. Soldaten sind für diese Krankheit besonders anfällig. Einmal teilte ich einen Tisch in einem Restaurant mit einem USA-Sergeanten, dem ich bei der Bestellung helfen mußte. Wir staunten dann, daß ich sechs Monate und er vier Jahre in Deutschland gewesen war. Sein Sprachschatz erreichte gerade mühevoll „Bier“ und „Fräulein“ – er war sogar fast stolz darauf. Hinzu kam, daß die meisten meiner Landsleute politisch verworren waren. Auf der einen Seite hatten sie noch von der Kriegszeit her etwas vom antifaschistischen Geist, der zu Millionen Amerikanern durchgedrungen war. Nur war das bei vielen (nicht allein bei Soldaten) zu antideutschen Gefühlen ausgeartet. Doch gleichzeitig, zum Teil wegen der Warnungen von CIC-Leuten waren sie stark vom Geist des kalten Kriegs erfaßt. Es kam also vor, daß in Schlägereien mit Deutschen sie wahllos und wild mit Fluchen gegen Nazis und Kommunisten zugleich um sich warfen. Hauptsache, sie waren schlecht und „deutsch“. Solche Widersprüche waren nicht allein bei dieser Frage vorzufinden. Man hörte oft die Meinung (wie später während des Vietnamkriegs): „Lieber die Kommunisten weit weg in Korea bekämpfen als erst warten, bis sie in Amerika sind.“ Damit konnte man alles rechtfertigen. Manche sahen jedoch weiter. Es gab bei uns einen Soldaten, der als Clown belacht wurde. Jedem Gesprächspartner, befreundet oder fremd, interessiert oder abweisend, zeigte er blitzschnell den Grund seiner angeblichen Armeuntauglichkeit – sie lag an irgendeinem Hodenleiden. Die Ärzte überzeugte er damit nicht, doch gewann er in der Einheit eine gewisse Narrenfreiheit. Eines Tages, während der „Informations- und Bildungsstunde“, fragte der unerfahrene Gefreite, der sie leiten mußte, warum wir in Korea kämpfen müßten. Der „Clown“ der Einheit war bald mit der unerwarteten Antwort da: „Seht ihr diese Stiefel, diese Stahlhelme und diese Gewehre? An allen verdienen die großen Firmen, auch an allem anderen, was die Armee hat. Jetzt wißt ihr, warum wir dort kämpfen!“ Heute wäre so etwas kaum überraschend – das Volk der USA ist erfahrener, vielleicht klüger, bestimmt zynischer geworden, und die Soldaten aufsässiger. Damals war das ungewöhnlich. Das sofortige große Gelächter und der Beifall rührten nur teilweise aus der Verlegenheit des Gefreiten; die meisten Soldaten, oft aus Arbeiterfamilien, hatten diese Wahrheiten vielleicht vergessen, innerlich wußten sie das aber doch.

Es gab andere Widersprüche. Alle schauerten ein bißchen, als der Informations-

offizier uns auf der Karte die „Fulda-Bebra-Brücke“ zeigte, wo der Ansturm der Russen zu erwarten wäre; nachher lachte man darüber, wer wohl am schnellsten rennen würde. Alle waren sich einig – es war der verhaftete Spieß. Es gab auch allgemeines Interesse, als ich von meiner Urlaubsreise nach Wien erzählte, und von den sowjetischen Soldaten, die damals noch die Grenzpaßkontrolle im noch besetzten, in Zonen geteilten Österreich vornahmen. „Iwans? Was tragen sie? Wie sehen die aus?“ Das war menschliche Neugierde, nicht aber feindliche. Und in Eschwege, wo man „von drei Seiten umringt“ war, wie haarsträubende Geschichten erzählten, gab es ähnliche Neugierde auf die großen Leuchtfeuer an der Grenze, die damals brannten ...

Für mich war das schwer, ich hätte gern etwas zu solchen Fragen gesagt, hatte aber Angst und bändigte wieder mein politisches Mitteilungsbedürfnis. Nach und nach mußte ich jedoch Gleichgesinnte suchen. Als ich eines Tages Stuttgart besuchte, sah ich an der Litfaßsäule ein Plakat, das eine Feier zum Frauentag ankündigte, in einem Zirkusgebäude, am gleichen Abend. „Wer feiert schon am 8. März den Frauentag?“ dachte ich mir, und gleichzeitig: „Ein Zirkusgebäude ist bestimmt groß. Ich wage es und gehe mal hin.“

Ich verstand nur einen Teil von den Reden (eine hielt Grete Thiele, damals KPD-Landtagsabgeordnete) und von den Liedern (die ich später in der DDR besser kennenlernen würde). Doch meine Uniform erregte allerhand Aufmerksamkeit. Einige junge Leute wurden immer neugieriger. Als ich klarmachte, weshalb ich da war, begrüßten sie mich in der besten und freundlichsten Art. Wir sprachen mehrere Stunden zusammen, am nächsten Tag fanden sie Kopien von fortschrittlichen Zeitungen aus den USA, die ich seit einem Jahr nicht gesehen hatte – also eine echte Oase für mich.

Bis dahin hatte es allein meine Entdeckung der „Ernst-Thälmann-Straße“ in Hamburg gegeben. Das war der erste fortschrittliche Straßename, den ich je gesehen hatte. Ich fotografierte das Schild sogar, aber tat ängstlich, so als ob ich einen Mann mit seinem Hund knipse, und das Schild nur so am Rande.

Im Ausland war ich viel weniger vorsichtig – dort brauchte ich keine Uniform zu tragen. In mehreren kurzen und zwei längeren Urlauben verließ ich Westdeutschland – ging nach Wien, wo ich einen Freund hatte, nach Zürich, und für je zehn Tage nach Italien und Skandinavien. In Italien besuchte ich am 1. Mai das „rote Bologna“ und sah die schönste Demonstration, die ich je erlebt habe – mit singenden Reisarbeiterinnen, resoluten Rentnern, „Brotjungen“ auf Fahrrädern mit ihren Brotkörben, einer Gruppe mit einem riesigen, stark angegriffenen Pappdrachen – dem „Imperialismus“ (noch kein „Papiertiger“). Es war so begeisternd, daß ich mich durch einen neuen Bekannten mitreißen ließ und marschierte einfach mit, wobei wir die alten Bürgerkriegslieder aus Spanien sangen. Später kam ich im „Volkspark“ an einen Tisch mit alten Frauen, die mit ihren Zahnlücken und Schnurrbärten wie die drei Hexen in Macbeth aus-

sahen: aber sie trugen alle rote Halstücher, wir tranken Wein zusammen, sangen „Avanti Popolo“ und verstanden uns prächtig. In Mailand lernte ich einen klugen jungen Genossen, einen Architekten, kennen, der Englisch sprach, in Rom traf ich einen jungen Arbeitslosen, der KP-Plakate für eine Wahl aufklebte, ich traf ihn erstaunlicherweise wieder im Arbeiterviertel Trastevere, und wurde sofort in seine Gruppe mitgenommen (auch zu einem sowjetischen Film mit italienischen Untertiteln). In Dänemark lernte ich eine Kommunistin kennen, die während des Krieges, als Nutte „getarnt“, Flugblätter unter den „Besatzungssoldaten“ verteilt hatte, und nun mich überreden wollte, auch Flugblätter unter meinen Kameraden irgendwie zu verteilen (allerdings nicht als Nutte). Sie schlug als Text eine Friedensrede von Ilja Ehrenburg vor. Erzählte auch von Jugendlichen aus „Ostdeutschland“, die sie getroffen hatte – die sich als Antifaschisten bezeichneten und von Kampf gegen den Faschismus sprachen, eine neue, aufregende Nachricht damals.

In Kopenhagen hatte ich mich außerdem in eine schöne Dänin verliebt – und ich kehrte mit glänzenden Augen in die kühlere, härtere, muffigere Bundesrepublik zurück.

War es meine Kühnheit in Bologna, in Rom oder in Stuttgart? War es eine Bemerkung zuviel an irgendeinen Kameraden? Ich weiß es nicht. Schon nach der Italienreise war man hinter mir her – wie mir ein kleiner Soldat aus New York anvertraute. Nach der skandinavischen Reise wurde es offiziell: ich bekam einen Einschreibebrief von der Armee in Washington – eine Vorladung. Jetzt würde die ganze Last des McCarthyismus auf mein Haupt herniederprasseln, jetzt drohten – was? Jahre im Militärgefängnis? Entlassung ohne Ehren – und als Folge niemals wieder Arbeit? Verhöre über Verhöre, bei denen man versuchen könnte, mir Namen herauszuquetschen? Ich wußte nicht, glaubte an das Schlimmste und beschloß, mich nicht zu stellen. Die „Wasserscheide“ war nicht weit – drüben würde mich keiner bedrohen. Also los, abhauen, nach dem Osten!

Wie kommt man am besten über die Grenze? Damals war alles nicht so scharf, nicht so eindeutig, nicht so gefährlich – und doch durfte ich nicht beim Überqueren von der Armee erwischt werden. Wo konnte ich am besten schnell hinüber?

Ich versuchte, jemand von der KPD in der Stadt, wo ich stationiert war, zu fragen. Im Telefonbuch stand die Partei – sie war damals noch nicht verboten. Doch als ich in meinem ängstlichen, schlechten, amerikanischen Deutsch um ein Treffen im Hauptbahnhof oder sonstwo bat, lehnte man das ab, wie eigentlich zu erwarten war. Ich mußte also hin – in Uniform – wo ich sicher war, daß der Eingang, wie in den USA, von wer weiß wie vielen Spitzeln bewacht sein würde. Ich ging trotzdem und versuchte, dem Sekretär meine Lage klarzumachen. „Was kann ich denn tun?“ fragte er. „Ich kann Sie nicht hinbringen. Ich habe

ja selbst nur ein Fahrrad.“ Ich wollte nur Rat, doch begriff ich schon, daß er mir nicht vertrauen durfte, auch wenn er mir glaubte. Alles noch ihm sicher nach Provokation. Ich hätte wohl an seiner Stelle auch so handeln müssen. Als sich alles nutzlos erwies, ging ich fort, im Tor vorbei an einem Mann in Lederhosen mit einem Fahrrad, der mich anschaute. Nun zog ich durch die ganze Stadt, um Briefe und Fotos getrennt wegzuwerfen (ich wollte nicht, daß wegen mir Freunde oder Verwandte leiden sollten), um Fahrkarten zu kaufen (schlaueweise in zwei Richtungen) – doch überall wo ich hinkam, sah ich einen Mann in Lederhosen mit einem Fahrrad hinter mir her. Wie feindlich kann einem die Welt erscheinen, wenn man Angst hat – und die hatte ich sehr!

Als ich völlig entnervt in die Armee-Milchbar ging, um auf den Militärbus zur Kaserne zu warten, saßen ausgerechnet mein Hauptmann und Feldwebel da. Ich mußte zu ihrem Tisch hin – und ihre (es schien mir) kalten und wissenden Augen aushalten, als ob wir alle nichts voneinander wüßten. Sonntag wollte ich dann weg, um möglichst viel Zeit zu haben, ehe ich vermisst wäre. Bis Montag hatte ich nur. Doch in der Kaserne hing nun eine Liste mit den Namen für Sonntagsküchendienst aus, und ich war natürlich dabei. Ich mußte also schon Sonnabend fahren; ich hätte dann von Mittag bis eine Stunde nach Mitternacht (und würde außerdem den Küchendienst verpassen).

Es wurde eine ängstliche, abenteuerliche Flucht. Sie ist mir gelungen – obwohl sie mich Jahre danach noch in Alpträumen beschäftigte. Sie sollte eigentlich nicht in der DDR enden – ich glaubte, mehr als genug von Deutschland gehabt zu haben. Und so kam ich hierher – zunächst als ungelernter Arbeiter in einer Fabrik, dann war ich Dreher, danach Student an der Karl-Marx-Universität in Leipzig und schließlich wurde ich Journalist.

Einer meiner ersten Eindrücke war eine Stadt, wo gerade ein „Jungpioniertreffen“ stattfand. Überall waren Transparente, welche die Pioniere begrüßten, und für den Frieden warben. Heute bin ich etwas skeptischer über die Wirkung vieler Transparente – damals hatte ich so etwas noch niemals gesehen – und war außerordentlich beeindruckt. Sogar die fortschrittlichen, antifaschistischen Straßennamen – nicht eine vereinzelte verschämte, wie in Hamburg (die auch nicht mehr existiert) – hier kamen solche Straßennamen fast wohnviertelweise vor. Mir fiel auf, daß die Menschen nicht hungrten, wie ich gefürchtet hatte (wenn es damals auch noch keineswegs üppig war), und daß die Kirchen nicht geschlossen waren, wie man mir erzählt hatte. Also suchte ich die Wahrheit.

In den vielen Jahren seitdem habe ich immer weiter gemessen, abgewägt, und Urteile gesucht, mit meinen amerikanischen Augen und Maßstäben, wenn auch immer mehr als Bewohner der DDR. Später, als ich Landsleute oder Verwandte herumführte, erwischt ich mich immer häufiger bei Worten wie: „Das ist unsere . . .“, „Das bauten wir . . .“ und dergleichen. Interesse an Fußball habe ich noch heute nicht, doch wenn ich an dem großen Stadion in Leipzig vorbei-

fahre, denke ich mit Stolz: „Daran habe auch ich mitgebaut!“ Das gleiche Gefühl habe ich, wenn ich an einigen Braunkohlengruben vorbeifahre, in deren Mondlandschaften wir Studenten so halbfreiwillig einige Ferienwochen verbrachten. Dasselbe spüre ich sogar auch bei Betrieben und Bauten, woran ich selbst gar nicht gearbeitet habe.

Ja, die Jahre haben mich einige Jugendillusionen auch gekostet. Ich habe gelernt, auch in anderen Ländern des Sozialismus, daß es auf Erden noch kein Paradies gibt, und auch keine Engel (außer meiner Frau natürlich). Ich habe gelernt, wie schwierig es ist, die Welt und die Menschen zu verändern, daß es auch im Sozialismus Dummköpfe gibt, auch Streber, Karrieristen, sogar kleine Diktatoren. Töricht wäre es zu glauben, die sind alle schnell zu verwandeln. Argernisse, Wut, ab und zu auch Bitternis hat es gegeben. Ich lebe schließlich noch auf dieser alten, geprüften Erde, nicht in den Wolken.

Und doch – sobald ich fluchen muß, weil ich zum fünften Mal nicht die für den Jungen passenden Hosen bekomme, wenn ich etwas besonders Simples lese oder höre, wenn ich eben laut fluchen will, denke ich mir schnell: Fluche du mal ruhig, brülle, wenn du willst. Nur nicht vergessen: Die größten Übel, die das Leben der Menschen in den USA heute plagen, sind astronomische Preissteigerungen, Arbeitslosigkeit, Hunger, Kriminalität, Sorgen über Arztkosten, Rassismus, Rauschgift, Korruption. Hier, wo du jetzt wohnst und Kinder großziehst, sind sie alle entweder völlig unbekannt oder so minimal, daß sie kaum eine Rolle spielen. Kriminalität ist nicht ganz weg, das stimmt, doch kann man ohne Furcht spazierengehen, auch nachts, man kommt nie im Leben in den Genuss, einen Bankraub oder Geiselnahme zu erleben – nicht einmal im Fernsehen, sofern man „auf dem richtigen Kanal“ bleibt.

Es gibt zwar gelegentlich Langeweile und Phrasen zu lesen und zu sehen – doch gibt es nie die absichtliche Verdummung, die man in einer „Bildzeitung“ oder „Daily News“ findet, weder die Lügen noch den verdeckten oder offenen Haß und die Hetze gegen Unterdrückte und Kämpfende; alles bejaht das, was für mich jedenfalls auf der richtigen Seite in dieser geteilten Welt steht – von Vietnam bis Mozambique, von Brasilien bis Wounded Knee.

Ich freue mich auch besonders, daß hier Faschisten und Nazis – die Männer, ihre Taten und ihr System – seit Anfang an als kriminell und obszön galten. Meine Schlußfolgerung ist: Ich freue mich, daß in meiner Heimat und im Lande meines damaligen Aufenthalts – der Bundesrepublik Deutschland – sich heutzutage viel mehr bewegt und gekämpft wird als früher. Ich habe auch stets ein schlechtes Gewissen, daß ich nicht dabei bin, mitten in den schwierigsten Kämpfen. Doch für mich und meine Familie ist das Leben hier viel sicherer, normaler und gesünder – es gibt außerdem sehr viel zu tun und zu kämpfen, so wohl um dieses Land besser und stärker zu bauen, als auch die Kämpfe anderswo zu unterstützen – was sich ergänzende, nicht zu trennende Tätigkeiten sind.

„Mach schon, alles in Ordnung“, sagte Spieler, und er gab mir den Schlüssel für den Eisschrank. Ich öffnete ihn, goß ein Glas Apfelsaft ein und brachte es der Passagierin. Sie lächelte und gab mir einen Dollar, was mich so begeisterte, daß ich in die Küche zurückflitzte, um Spieler davon zu erzählen.

Er stand hinter dem Küchentisch und schnitt einen Schinken in Scheiben. Als ich die gute Nachricht bekanntgab, streckte er seine riesige Hand vor und sagte auf seine selbstsichere und überaus genaue Art: „Die Hälfte gehört mir.“

„Wieso?“

„Wer die Gefahr teilt, hat auch Teil am Gewinn.“

„Von welcher Gefahr reden Sie?“

„Mein Lieber“, sagte er, „Du hast Dich am Eigentum der Schiffsgesellschaft vergriffen.“

„Aber Sie sagten doch, es ginge.“

„Nichts stört mich mehr, als wenn einer so schwer von Kappe ist. Jetzt dürfen Sie wissen, nach welchen Regeln die Gewinne hier verteilt werden.“

Er schloß die ausgestreckten Finger seiner Hand zur Faust und schnellte sie dann urplötzlich wieder vor. Er hätte der Nachkomme einer Sippe von Klägern sein können. So unnachgiebig und selbstgerecht sah jede Faser an ihm aus. Ich preßte den Dollar zusammen, meine Hand war heiß vor Zorn. Ich ließ den Schein aus der Hand auf den Tisch fallen. Spieler hob ihn auf, steckte ihn ein und, als ich mich abwandte um vorzugehen, legte er das Messer hin, kam mit langen Schritten um den Tisch und griff mit einem plötzlichen Lächeln nach meiner Hand. Er hielt einen Augenblick inne. Die Haut seines Gesichts spannte sich pechschwarz und glänzend über breitflächige Knochen. Durch die weiße Stewardjacke zeichneten sich die Umrisse einer monumentalen Gestalt ab. Dann sagte er überlegen, mit betont angenehm klingender Stimme: „Du hast mich gebeten, Dir beizubringen, was die Sitten und Gebräuche an Bord sind. Ich möchte Dir nur helfen, deine Fehler abzulegen.“

Er schüttelte meine schlaffe Hand wie einer, der ganz ausgesöhnt war, wandte sich dann wieder zum Tisch, nahm eins der Tablets, auf die wir Schinken, Käse, Wurst und Brot gelegt hatten, hob es mit einer Hand über den Kopf und trug es gewandt zum Speisesaal. Trotzig ergriff ich das andere Tablett und trug es vorm Bauch hinter ihm her. An der Küchentür begegnete uns ein anderer Steward, trat aber beiseite und ließ uns durch – ein kleines Häufchen von einem Mann. Er sagte irgend etwas zu Spieler, aber seine Stim-

me war abgrundtief, und er sprach so leblos, daß ihm die Worte nicht aus dem Hals wollten. Spieler übersah den Mann, der sich wie ein schlappes Segel in die Küche schlich.

Draußen zuckte Spielers Gesicht in einem breiten Lächeln. „Du willst sicher wissen, was das war“, sagte er. „Es ist unser Geschirrspüler. Er hat sogar einen Namen. Smith. Man kann ihn nur schwer verstehen. Mach Dir aber nichts draus. Was der auch sagt, es ist sowieso belanglos.“ Er lachte gutgelaunt und kräftig über seine ergötzliche Beschreibung. Es wirkte so ansteckend, daß mein Ärger verflog.

Wir machten Sandwiches und legten sie auf einem Tisch aus. Bei der Arbeit blühte Spieler immer mehr auf. Er stieß mich mit dem Arm an und sagte: „Du hast das Tablett wie eine Schubkarre vor Dir hergeschoben. Du bist kein Steward. Warum bist Du überhaupt an Bord? Glaubst Du, daß Du zum Steward berufen bist oder zum Seemann?“

„Nein, ich studiere Volkswirtschaft an der Harvard Universität.“

„Auch einer aus Harvard und dazu noch von meiner Universität.“ Er erzählte mir, daß er in der Professoren-Mensa der Harvard Business School als verantwortlicher Stoffwechselspezialist gearbeitet hätte. „Es waren gute Lehrjahre. Dabei habe ich erfahren, daß auch der Schwarze das System der freien Wirtschaft schätzen kann. Ich freue mich, wieder einen Kollegen um mich zu haben.“ Ich gab zu bedenken, daß ich gerade am Anfang meines Studiums stünde und zuerst ein Wanderjahr erleben wollte.

„Du bist also aus Abenteuerlust da und suchst nach Bildung, die Du an Land nicht findest — eine Lehre, die Deine ganze Schulweisheit überragt und Dir über alle Hürden und Hemmnisse hinweghilft. Deine Neugier belebt mich, erfrischt mich. Ich kann Dich leiden.“

Spieler setzte sich und lehnte sich auf den Ellenbogen etwas nach vorn. Er sah beherrscht und sicher aus, wie ein Meister des Kartenspiels.

„Es dauert noch ein paar Minuten, bevor die Passagiere zum Imbiß kommen“, sagte er. „Ich möchte Dir etwas beibringen, eine hervorragende Einsicht, die mir zuteil wurde, als ich mit den Wirtschaftswissenschaftlern der Harvard Universität Umgang hatte. Unsere unerentwickelten Burschen hier an Bord spüren es nur ungenau, durch das, was sie erleben — so wie die Kühe den Stacheldraht vermeiden und trotzdem das Gänseblümchen abfressen. Du bist ein besserer Schüler. Du könntest meinen Gedanken erfassen, indem Du über Ich hörte gespannt, angeregt zu. Meine Augen wanderten zwischen seinen

Augen, die mich fixierten, und den Gesten seiner Hände hin und her. Das Schiff schaukelte. Er sprach leise, vertraulich, wie ein sehr guter Freund. Er sprach von unserem Chefsteward ...“

„Bis vor acht Tagen stand Jugero auf Deinem Platz. Er war auch nur Deck-

steward. Vom Äußeren her unterschied er sich in nichts von den anderen Philippinos, den Chinesen und dem Rest von uns, die auf diesem Platz hier herumbolzen und rennen, nur daß seine Schuhe immer sauber gewichst und seine Hosen frisch gebügelt waren. Aber Jugero waren bestimmte Tatsachen bekannt, und er verwendete sie geschickt. Er wußte, daß der Kapitän dem alten Chefsteward eine letzte Warnung gegeben hatte: „Komm noch ein Mal zu spät“, sagte er, „und die einzige wahre Erklärung, die Du je vorbringen konntest oder vorbringen kannst — nämlich Trunkenheit — wird Dich nicht entschuldigen. Ich werde Dich abschwimmen lassen! Das schwör' ich Dir!“ Jugero wußte, daß der alte Chefsteward am Morgen vor der Abfahrt von San Franzisko nicht an Bord war, obwohl er Dienst hatte. Jugero wartete, bis die kleine Verspätung zu einer großen wurde. Dann ging er unter dem Vorwand zum Kapitän, daß er die Schlüssel für die Laderäume bräuchte, weil die Dockarbeiter da wären und mit dem Laden beginnen wollten. Nur zwei Personen besaßen Schlüssel für die Laderäume, der Kapitän und der Chefsteward, und niemandem wäre es eingefallen, den Kapitän zu bemühen, wenn der Chefsteward an Bord gewesen wäre.

Als die Mannschaft Jugero zu seinem k.o.-Sieg gratulierte, stellte ich mich daneben und hörte zu. Er war natürlich froh, aber es gab noch etwas in der Art, wie er stand und wie er seinen Kopf und die Schultern hielt, das mehr als Genugtuung ausdrückte. Er glühte vor Gerechtigkeit, in einem Maß, das stark und heldenhaft genug war, um ihn von allen jenen Zweifeln zu befreien, die die Zartbesaiteten heimzusuchen pflegen. Da stand ein Mann, der Erfolg zu schätzen wußte.

„Der Trick bei der Sache, weißt Du, ist, sich die Einsicht zunutze zu machen, daß der eigene Gewinn auch die Allgemeinheit beglückt. Dies wurde mit dem Beifall zu Jugeros Aufstieg wieder einmal bestätigt. Wenn Du die Dinge so begreifen lernst, wirst Du durch deinen Erfolg die Gerechtigkeit der eigenen Sache unter Beweis stellen. Das erleichtert die Karriere — ja, sie wird nach und nach zum Spiel. Das gilt für uns alle, ohne Rücksicht auf Glauben, Geschlecht oder Rasse. Ein Bravo für den Sieger!“

Spieler klatschte in die Hände, und ich genoß die Erzählung, obwohl ich Zweifel hatte, daß der Hase wirklich so läuft.

Es klopfte an der Tür. Einige Passagiere warteten auf uns. Wir machten auf und bedienten sie.

Einige Abende später, wir hatten ein gutes Stück See auf dem Wege nach Yokohama hinter uns gebracht, begann Spieler kleine Dosen flüssiger Schokolade in einen großen Behälter zu gießen. Er sah, daß ich diese Abänderung unserer Routinearbeit bemerkte und lächelte stolz und behäbig, wie einer, der Bescheid weiß, und sagte: „Was Du siehst, sind einige Handvoll Kleingeld, das in unsere Sammelbüchse geworfen wird.“

Ich lachte und fragte ihn, was er damit meinte.

„Der Chefsteward hat mir gesagt“, antwortete er, „daß einige der Militärs unter den Passagieren – Colonels im übrigen – einen Riesenappetit auf heiße Schokolade haben und daß wir sie ihnen geben sollen, solange wir ihre Gaben bei unserem Abendmahl der Mühe wert finden. Wenn sie heute abend kommen, wirst Du sie einzeln beiseite nehmen und sie hierher schicken, nach Schokolade. Sie werden sich bestimmt wie die Auserwählten der Gemeinde vorkommen und so wie Heilige, die am meisten verpflichtet sind, Gutes zu tun.“

Unsere Strategie für den abendlichen Imbiß, die von Spieler entworfen war, sah vor, daß wir bei der Tür einen langen Tisch aufstellten, auf dem wir Kaffee, Tee, belegte Brote und eine Schale – unsere Sammelbüchse – in der ein paar vielsagende Münzen lagen, ins Blickfeld rückten. Smith und ich schenkten Kaffee und Tee ein, und Spieler sorgte für den Nachschub aus der Küche. Jeder Passagier, der eintrat, mußte die Sammelbüchse sehen, andere in der Schlange und Smith und ich konnten ihn sehen, und er würde wissen, daß wir wußten, daß er die Schale sehen konnte. Die meisten Passagiere waren gutmütig. Wir verdienten so in der Regel fünfzehn Dollars am Abend, teilten gleichmäßig und waren mehr als mäßig beglückt.

Als die Offiziere an dem Abend mit ihren Damen vorbeikamen, warfen sie etwa zwei Dollars in die Schale; Smith und ich lotsten sie in die Küche. An dem Abend hatte ich nichts gesehen noch gehört, was den Verdacht aufkommen ließ, Spieler hätte unsere Strategie zu seinen Gunsten abgewandelt.

Am nächsten Abend jedoch, während dieselbe Gruppe durchkam und einer der Offiziere in seine Tasche griff, sagte seine Begleiterin zu ihm: „Nein, das hier ist nur für Kaffee und Tee.“ In dem Augenblick fragte ein anderer mich irgendetwas und ich vergaß, was die Frau gesagt hatte, bis alle Passagiere gegangen waren und es still im Raum wurde. Ich überlegte eine Weile – und als ich unsere Sammelbüchse in die Küche brachte zum Zusammenzählen, fragte ich mit brüchiger Stimme, während Spieler mir den Rücken zuwandte: „Wieviel haben wir für die heiße Schokolade eingenommen?“

Spieler zögerte, aber nicht lange. Er schaute mich an und mit fester Stimme, laut, wie jemand, der sich von einer Beleidigung betroffen fühlt, gab er zurück: „Nicht einen Pfennig!“

„Dann haben wir mit Verlust gearbeitet. Die Offiziere sind an der Sammelbüchse vorbeigegangen, ohne auch nur einen Sechser hineinzuwerfen. Sollten wir nicht aufhören, ihnen Schokolade zu geben?“

„Selbstverständlich nicht. Sie haben sich noch nicht richtig bewähren können. Verwirrung, ein Fehler beim ersten Einsatz sind noch kein guter Beweis für das, was sie zu leisten imstande sind. Wenn wir sie nur deswegen vom Platz stellen, würden wir schlecht schlafen; wir würden nachts aufwachen vor lauter schlechtem Gewissen.“

Spieler hatte möglicherweise doch die Wahrheit gesagt. Mein einziger Beweis, daß er seine eigene Sammelbüchse in der Küche aufgestellt hatte (die Bemerkung der Frau, daß unsere Sammelbüchse nichts mit der heißen Schokolade zu tun hatte), war nicht lückenlos; es war doch möglich, daß die Offiziere ihre Freigiebigkeit eingebüßt hatten und ich Spieler zu Unrecht verdächtigte. So gab ich an diesem Abend nach.

Als ich am nächsten Abend in die Küche kam, sah ich neben der Schokolade eine Schale, die einige Münzen enthielt. Sie lagen in voller Sicht da.

Nachdem wir die Passagiere abgefertigt hatten, der Essraum aufgeräumt und das Geschirr gespült war, versammelten Spieler, Smith und ich uns um den Tisch, um wie gewöhnlich das Geld zu zählen und zu verteilen. Spieler schüttete den Inhalt seiner Schale auf unser Häuflein von Scheinen und Münzen und sagte fest und ruhig, als ob noch ein Stück Fracht in den Laderaum versenkt würde: „Ein halber Dollar für die Schokolade“. Ich nahm all meinen Mut zusammen und sagte: „Als wir die Obersten nicht besser als die anderen behandelten, gaben sie uns viermal so viel. Wollen wir es lieber aufgeben!“

„Wir haben es erst zweimal versucht, mein Junge. Die meisten Experimente sind zuerst erfolglos.“ Und er fügte etwas barsch hinzu: „Du als Akademiker solltest das eigentlich wissen.“

Ich war nicht Manns (oder Narr) genug, um die Frage, die mir zusetzte, zu stellen: Spieler, haben Sie den Löwenanteil der Sammelbüchse gestohlen? Stattdessen sprach ich, als ob die Offiziere kleinlich gewesen wären und als ob wir zwei uns über die richtige Antwort auf ihre Undankbarkeit stritten: „Für unsere Extraarbeit sollten sie mindestens drei Dollars spenden. Haben wir Gründe zu erwarten, daß wir morgen so viel bekommen?“

„Spieler ist hier zuständig, und er ist nicht verpflichtet, Dir Gründe für seine Entscheidungen zu geben“, antwortete er, worauf er sich abwendete, zu dem Tisch ging, ein Messer aufhob und anfing, einen Schinken zu schneiden.

Ich hatte den Wunsch, aus dieser beunruhigenden Lage zu flüchten – aus der Feindseligkeit. Aber ich mußte weiter Krach schlagen. Es war nicht das Geld oder irgendein anderer eigennütziger Zweck, es war meine Pflicht: dem Betrug muß widerstanden werden, und in dieser Lage war ich der einzige, von dem Widerstand zu erwarten war. So sagte ich: „Aber der Chef sagte, er erwarte guten Mannschaftsgeist.“

Man schwieg.

Ich hörte das Knarren des Schiffes, als es von einer Seite zur anderen rollte. Ich beobachtete die meisterhafte Führung des Messers und hörte zu, als Spieler wieder anfing zu sprechen. „Paß’ mal schön auf, und du wirst sehen, wie haarscharf du dich schon an die Gefahr herangewagt hast.“

Mit der linken Hand machte er eine Faust um die Schneide des Messers und mit der Rechten zog er das Messer in einem geschwinden Zug hindurch!

Hastig entschloß ich mich, ihm den Eindruck zu vermitteln, daß ich keine Angst hatte und mich nicht erschüttern ließ. „Aber Sie wissen, was der Chef uns gesagt hat. Wir sollen nur dann Schokolade servieren, wenn wir dabei etwas extra verdienen.“

Spieler stand auf und starre mich zornig an. Seine langen Arme streckten sich kerzengerade von seinen breiten Schultern nach unten, als ob er sich jeden Augenblick auf mich stürzen wollte.

Er sagte in einer Stimme, die bebte, fast zerbarst: „Ich hasse undankbare Menschen mehr als Lügner, Betrüger und Diebe.“ Er stemmte die Fäuste in die Hüfte und brüllte: „Du vergißt, daß der Chef und ich gute Freunde sind!“

„Ich verstehe Sie nicht. Was . . .?“

Smith war verschwunden.

Spieler ballte die Fäuste. Er starre mich an und sagte: „Ich bin nicht Seiner Majestät erster Minister geworden, um der Auflösung des Reiches vorzustehen.“

„Seiner Majestät . . .? Welches Reich?“

Er atmete gewaltig. Etwas wütete in seinem Kopf. Ich hatte Angst vor ihm. Ich trat zurück, wendete mich um, beeilte mich, aus der Küche zu kommen und sprang die Treppe hinauf.

Als ich das offene Deck erreicht hatte, fiel mir ein, daß ich noch die letzte meiner täglichen Aufgaben zu erledigen hatte, nämlich die Deckstühle falten und zusammenstellen. Sie waren kaum zu sehen. Ich mußte mich mit einer Hand an der Reeling halten und nach ihnen tasten. Nur der weiße Schaum, der von den Schiffsseiten aufflog, setzte sich klar von der schwarzen Nacht ab. Ich ergriff einen Stuhl, faltete ihn zusammen und dann, als ich ihn wegstellen wollte, schaute ich plötzlich zum Treppenaufgang hinüber und erblickte etwas Weißes. Es war eine weiße Jacke, wie Spieler und ich sie trugen. Ich wartete darauf, daß es sich bewegte und wagte nicht, es aus den Augen zu lassen. Hinschauen konnte es zurückhalten, so schien es mir. Ich wartete still und bewegungslos. Da ging es runter.

Spieler und ich redeten nicht miteinander, während wir am nächsten Tag arbeiteten. Da kam der Chefsteward zu uns und fragte: „Wie gut haben sie Euch für die Schokolade bezahlt?“

„Gut genug“, antwortete Spieler.

Eine Schabe kroch unter dem Küchentisch hervor und nahm Richtung auf Herrn Jugero. Es war, als ob ich plötzlich Land gesichtet hätte; ich erfaßte die wunderbare Kette, die die Schaben, die Offiziere und ihre Damen, den Kapitän und Herrn Jugero verband. Ich sagte: „Nur eine Sache macht mir Sorgen. Ich glaube, daß eine der Damen gestern abend hier einige Schaben gesehen hat.“

Herr Jugero guckte runter und sah sie. Er mochte sich gerade vorstellen, wie sich eine der Damen beim Kapitän über das Ungeziefer beschwerte. Sichtbar beunruhigt behauptete er: „Ich habe Ihnen keine Erlaubnis gegeben, Passagiere in die Küche zu lassen. Das war das letzte Mal.“ Er ging hinaus. Spieler klopste mit dem Finger gegen unsere Sammelbüchse und sagte gelassen: „Touché.“

Ehe wir in Yokohama anlegten, nahm Spieler einen Umschlag aus seiner Tasche und sagte zu Smith und mir: „Jugero geht heute an Land, und das gibt uns Gelegenheit, ihm unsere Dankbarkeit für diese Goldgrube zu erweisen – wenigstens genug für ein paar Glas Bier. Von jedem drei oder vier Dollars in diesem Umschlag wären eine nette Geste, das richtige Geschenk.“ Spieler nahm vier Dollars aus seiner Geldtasche und steckte sie in den Umschlag. Smith nahm vier Dollars aus seiner Geldtasche und steckte sie in den Umschlag.

Spieler sah mich hart an. Ich hatte meine Zweifel über die Richtigkeit und Klugheit eines solchen Geschäfts. „Sind Sie sicher“, fragte ich, „daß der Chef Geld von uns will?“

„Es ist Brauch hier“, sagte er bestimmt, als ob das meine Zweifel ausräumen würde.

Ich suchte verzweifelt nach einem Argument, das meine Unentschlossenheit entschuldigen könnte, das aber nicht verriet, wie ich seinen Plan einschätzte (reine Bestechung) und preßte hervor, was die anderen als unsinnige Vermutung über den Chefsteward betrachten mußten: „Vielleicht nahm er das Geld nur an, um die Männer, die es ihm anboten, nicht in Verlegenheit zu bringen.“

Spieler lächelte. In seinem Lächeln war Eis: „Der Chef pflegt seinen Untergebenen nicht in den Arsch zu kriechen.“

„Ich möchte mir die Sache eine Weile überlegen.“

„Wie Sie wünschen“, antwortete er, als ob es ihm nichts ausmachte, und fügte hinzu: „Ich habe gehört, daß einer der Stewards einem Passagier spät gestern Abend etwas zu essen auf die Kabine gebracht hat. Waren Sie das? Sie waren der einzige Steward, der nach dem Abendimbiß Dienst hatte.“

„Ganz bestimmt nicht.“

„Stell Dir vor, was der Chef täte, wenn er davon erfährt – eine der aufreizendsten Formen von Ungehorsam im Dienst, eine Art Meuterei. Also, du könntest einen prall gefüllten Rettungsring gebrauchen.“

Sie ließen mich zurück, wie eine leere, über Bord geworfene Konservenbüchse, die auf den Wellen tanzt, unsicher, ob sie das gurgelnde Wasser schlucken soll oder nicht. Ich überlegte, daß Spieler sich vorstellte, wir befänden uns in einer Art Wettkampf und daß der Sieg die Schachzüge heilige. Es lag etwas

Bezauberndes und Beruhigendes in diesem Standpunkt. Ich wünschte, an Bord zu bleiben, da dieses Schiff den besten Ruf auf der ganzen Linie hatte. Aber ich hatte die abscheuliche Vorstellung, daß ein riesiges Fußballfeld die ganze Erde umspannte, mit ungeheuerlichen Toren an jedem Ende und den am Spielfeld lauernden Ersatzspielern, die nur warteten, daß einer strauchelte. Nachdem unser Schiff in Yokohama angelegt hatte, erschien Spieler an der Tür zu meiner Kabine. Ich blickte vom Schuheputzen auf und sagte heiter: „Nein, Spieler – nein!“

Er grinste und antwortete mit Stentorstimme: „Sie haben ein paar Dollars gespart, aber in der Prüfung versagt. Ich bedaure das. Ich halte Sie für unbelhrbar. Ein ganz netter Kerl, aber ein eckiger Keil in einem runden Loch.“ Er verschwand.

Nach einer halben Stunde war er wieder da, strahlend wie ein Engel. Er klatschte in die Hände.

„Pack zusammen, was dir gehört und geh zum Zahlmeister, Studiker. Der Chef versetzt Dich in eine andere Lehranstalt. Sie heißt ‚Purgatorium‘. Das ist ein Pott, der auf den heißen Seen dampft, wo Du das wunderbare Erlebnis haben wirst, Dich und Deine Gefährten langsam verdunsten zu sehen.“

Spieler gab sich wie ein siegreicher Gegner im Ankleideraum des Unterlegenen; er floß über vor Gewißheit, daß das, was sich ereignet hatte, richtig war. Er lächelte und hielt mir die Hand hin.

In diesem Augenblick fühlte ich mich stark genug, die Hand auszuschlagen und an dem Meister vorbei hinauszuschreien.

Der Urwald ist mehrere Kilometer lang und besteht meistens aus Bäumen. An jedem Baum hängt eine Liane. Die Liane ist das schnellste Fortbewegungsmittel. Ohhaahoahooahahoo: früh um sechs steht Tarzan am Wasserfall und weckt eine ihm befriedete Elefantenherde. Die Elefantenherde nimmt den Ruf sofort an. Vom Wasserfall fällt das Wasser herunter, aber das macht Tarzan nichts aus. Anschließend nimmt Tarzan ein Bad im Fluß. Dieser Fluß strotzt, wie alle anderen Flüsse im Urwald, nur so von Krokodilen. Ein Ringkampf mit einem Krokodil gibt Tarzan das Bewußtsein seiner eigenen Stärke zurück.

Gegen zehn Uhr betreten die ersten Schulkinder den Urwald. Bis 12 Uhr hält der Urwald wieder vom Geschrei der Schulkinder, in das sich die Ermahnungen der Studienräte mischen. Gegen 12 Uhr hat die letzte Schulklasse und mit ihr der letzte Studienrat, der der disziplinlosen Schulklasse noch mitten im Urwald androht, daß das Thema des morgigen Schulaufsatzen „Ein Besuch im Urwald“ lauten werde, den Urwald verlassen, aber in einem Zustand, der Tarzan ärgerlich stimmt. Bis zwei Uhr ist Tarzan mit dem Einsammeln der weggeworfenen Coca-Colaflaschen, Butterbrotapipiere, Kaugummis und Schulhefte beschäftigt. Ordnung ist der halbe Urwald. Hätte Tarzan eine Hosentasche, würde er sich im Urwald auskennen, wie in seiner Hosentasche.

In seiner Nachmittagsruhe wird Tarzan des öfteren gestört. Gegen drei Uhr rettet er eine blonde Frau aus den Fängen eines Löwen, ein weltfremder Wissenschaftler mußte allerdings daran glauben.

Die blonden Frauen sind gute Frauen. Die schwarzhaarigen Frauen sind, wenn ihnen Tarzan den Kopf gewaschen hat, wieder gute Frauen. Die guten Neger gehören zur Tierwelt des Urwalds. Die bösen Neger stecken mit den bösen Weißen unter einer Decke. Die guten Weißen opfern sich auf. Die bösen Weißen haben Schlitzäugen. Wenn die bösen Weißen gekillt werden, laufen sie gelb an. In der Missionstation telefoniert Tarzan mit seinem Freund Ritchie in der fernen Stadt W. „Hallo, hier ist Tarzan, ist dort das Weiße Haus?“, sagt Tarzan, und: „heute keine besonderen Vorkommnisse“. So geht der Tag seinem Ende entgegen. Entgegen anderslautenden Gerüchten ist die Welt in diesem Teil der Welt noch in Ordnung. Die Bäume können ihre Blätter behalten. Die Bäume brauchen nicht entlaubt zu werden. Die Bäume bereiten sich auf den Ernstfall vor. Fein, denkt Tarzan, fein, daß ich an diesem Lehrgang über counterinsurgency teilgenommen habe. Counter-insurgency heißt auf englisch Anti-Guerilla-Krieg. Fein, denkt Tarzan, fein, daß in meinem Urwald die commies (commies ist die umgangssprachliche englische Abkürzung für Kommunisten) auf keinen grünen Zweig kommen. Nachts ist der Urwald schwarz.

Michael Kogon
Drei Geschichten**Die Geschichte vom braven Arbeiter Schweig**

Ach du! Ich werde es dir mal sagen, paß auf. Du steigst eines Morgens in deinen Kadett und zitterst los. Du hast ein prima Gefühl im Bauch, dein Kadett sieht aus wie geschleckt, du hast ihn den ganzen Samstag geputzt und poliert. Du fährst bei der Tankstelle vor. Der Tankwärter, ein Bulle von Mann, doppelte bis dreifache Portion, dröhnt: Neu? und knallt dir mit der flachen Hand eine ins Blech. Du zuckst zusammen, du verträgst das Dröhnen so schlecht. Der Tankwärter schraubt den Tankverschluß ab und wirft ihn weg, ein Laster fährt drüber und drückt ihn platt. Der Tankwärter steckt den Schlauch in den Tank und saugt dir's Benzin heraus. Du denkst: Na wenigstens brauche ich dann den Verschluß nicht mehr. Nach gemessener Zeit hältst du die Zeit für gekommen und wagst, dich zu räuspern: Danke, jetzt reicht's. Nein, geht noch ein bißchen, dröhnt der Tankwärter und saugt noch mehr. Den Rest kannst du behalten, dröhnt er schließlich und zieht den Schlauch ab. Du bedankst dich höflich. Wasser? dröhnt der Tankwärter und läßt dir Wasser vom Kühler ab, um es in den Benzintank zu schütten. Luft? dröhnt er und schneidet dir alle vier Reifen auf. Du machst ein Fäustchen und lachst dir hinein, weil er das Reserverad übersehen hat. Öl? dröhnt er, pumpt das Öl aus dem Motor ab und verschmiert es auf der Windschutzscheibe, das geht wie geschmiert. Auch dein neuer Anzug kriegt ein paar Spritzer ab, du findest das Muster poppig und lachst. Macht hundert Mark, dröhnt der Tankwärter, jaja, die Inflation! Du hältst ihm einen Tausender hin. Er steckt den Tausender ein und runzelt die Stirn: Hundert, hat er gesagt! Du kramst in deiner Brieftasche und reichst ihm schließlich einen Hunderter nach, so, jetzt stimmt's, hoffentlich ist er zufrieden. Du klemmst dich auf deinen verschmierten Sitz, gibst Vollgas, zwingst dem stotternden Motor Höchstleistung ab, 15 bis 20, das reicht knapp, damit du dich in den brausenden Morgenverkehr einfädeln kannst. Du lehnst dich zurück. Ein aufgeblasener Merrtzedess mit Sicherheitsstoßfänger rammt dich von hinten, du hast zu langsam geschaltet. Er fegt dich in den Straßenegraben, zischt vorbei und schleudert dir aus seinem Stollenprofil einen Stein in die Scheibe, daß es nur so kracht. Du bist dankbar für die plötzlich wieder gute Sicht und ziehst den Karren aus dem Dreck. Du fädelst dich wieder ein und läßt dir den frischen Wind um die Nase wehen. Du schaffst noch 10 bis 15. Du wirst vom Verkehr in einen Kreisel gespült und dort ausrangiert. Du rumpelst im Kreis und stckerst im kleinsten Kreis, auf der innersten Bahn, da kommst du nie und nimmer raus. Du freust dich der Gemächlichkeit, sowas braucht der gehetzte Mensch. Ein Poli-

zist, der in der Mitte des Kreisels steht und mit den Armen fuchtelt, als halte er ihn damit in Schwung, stoppt dich schließlich mit einem gezielten Rot und schaltet nicht mehr auf Grün. Dein Motor läßt sein letztes bißchen Dampf ab und gibt den Geist auf. Er hatte sowieso nicht mehr viel davon. Du stellst dein Vehikel kalt und genießt die Muße, du siehst fast glücklich aus. Der Polizist schreibt dich wegen verkehrsbehindernden Glücklicheussehens, Verkehrsichtbeeinträchtigung durch Dampfentwicklung und Müßigstehens bei Rotlicht auf. Er zieht deinen Führerschein ein. Du findest das ein wenig übereifrig, doch Dienst ist Dienst. Der Polizist befördert dich mit deinem Vehikel per Fußtritt aus dem Kreisel hinaus. Du bist dankbar für die gratis gespendete Beförderungsenergie. So rumpelst du einem zweiten Polizisten vor den Latz, der schreibt dich wegen Rumpelns ohne Rumpelschein auf, na ja, er muß ja wissen, was alles recht ist. Er weist dich wegen Fahruntüchtigkeit in eine Sackgasse mit Einfahrtverbot ein, dort entrichtest du einem dritten Polizisten die gerechte Strafe für die Übertretung des Einfahrtverbots. Du findest ein paar lobende Worte für das prima Teamwork zwischen den dreien, schiebst dein Vehikel aus der Sackgasse raus und zahlst dem Polizisten Nummer 2 die gerechte Strafe für die Zu widerhandlung gegen seinen Befehl. Du schiebst dein Vehikel wieder in die Sackgasse rein und gibst dem Polizisten Nummer 3, damit er dich endlich schieben läßt, hundert Mark, das geht wie geschmiert. Schlau biste, was? Jaja, jetzt kannst du schieben, so viel du willst. Während du noch fröhlich denkst, daß dir dieser Morgensport wohl bekommt, nimmt dir der Polizist dein Vehikel wegen Verbotenseins ab und drückt dir dafür ein verrostetes Fahrrad unter den Arsch. Du freust dich, endlich was Gescheites zwischen den Beinen zu haben, du Hans im Glück. Mittlerweile ist es allerdings gleich zwölf geworden, du kannst von Glück reden, du Hans, wenn du noch rechtzeitig zum Arbeitsschluß kommst. Du schwingst dich in den Sattel und strampelst los, zur Fabrik. Du kommst ins Keuchen. Der Polizist von vorhin schreibt dich wegen Keuchens auf und weil du nicht fest genug auf dem Sattel sitzt. Du händigst ihm deinen letzten Hunderter aus und strampelst erleichtert davon. Du kennst die Strecke gut, sie führt genau zur Fabrik. Mitten auf der Straße erwartet dich der Chef in seinem aufgeblasenen Merrtzedess. Gerade, als du mit einer höflichen Verbeugung vorbeistrampeln willst, schwingt er den Wagenschlag auf und fällt dich, ja, sieh mal, da hat er dich jetzt erwischt. Du möchtest dich aufrichten und dich dafür entschuldigen, aber du hast keine Kraft mehr dafür. Der Chef zieht dich mitsamt deinem Rad aus dem Verkehr, indem er euch beide mit seinem Stoßfänger an den linken Straßenrand schaufelt. Dort läßt er euch liegen, links, und murmelt etwas von altem Eisen dazu. Du hast gerade noch genügend Leben in dir, um wieder mal ein Fäustchen zu machen, allmählich tut es dir nämlich doch um das Fahrrad leid. Aber dann kriegst du's mit der Angst zu tun, daß man dich

für einen Linken halten könnte, und machst's Fäustchen auf. Lieber bist du tot. Du willst dich auf die rechte Seite rüberschleppen, wirst mehrmals überfahren, bleibst mitten auf der Strecke, streckst alle Viere von dir, und der Verkehr rollt pausenlos über dich weg.

Warnung vor dem Untiere

Alle Menschen, Arbeiter, Angestellte, Beamte und Knechte werden hiermit vor dem Untiere gewarnt. Das besonders Gefährliche an dem Untiere ist, daß es ganz ungefährlich aussieht, nämlich fast wie ein Mensch, nur daß es etwas größer und fetter ist als ein gewöhnlicher Mensch. In Wirklichkeit ist es aber ein Untier und gehört zur Gattung der Sauger. Das besonders Gefährliche an dem Untiere ist, daß es vorwiegend Menschen saugt und daß es ihnen das Ausgesaugtwerden so angenehm wie nur möglich macht. Es lockt sie mit Pfeifentönen und Sirenenklängen in seinen Bann und gibt ihnen dortselbst buntes bimmelndes klingelndes Spielzeug zur Hand, das nur in seinem Besitz existiert, und zugleich stopft es sie mit Zuckerwerk voll. Das Gefährliche an dem Zuckerwerk ist, daß die Opfer immer den Mund ganz voll haben und deshalb nicht schreien können, falls sie doch einmal merken sollten, daß sie ausgesaugt werden, und wenn eines schreit, dann hören es die anderen nicht, weil es überall so laut bimmelt und klingelt und lacht. Das besonders Gefährliche an dem Spielzeug ist, daß es über und über voll mit winzigen Saugnäpfchen ist. Das besonders Gefährliche an den Saugnäpfchen ist, daß sie in der Haut der Opfer in höchst angenehmer Weise jucken, so daß die Opfer sich unter wohligen Stöhnen unablässig kratzen und dergestalt die Saugnäpfchen noch stärker in ihre Haut einreiben, bis sie schließlich auf hoffnungslose, aber höchst angenehme Weise ins Spielzeug verstrickt sind auf immerdar. Das besonders Gefährliche an den Saugnäpfchen ist, daß sie durch dünne, lange Arterien mit einer Pumpe verbunden sind, die ihre Energie aus den Bewegungen der spielenden Opfer erhält und folglich desto mehr saugt, je mehr die Opfer durch das Sichkratzen in einen Taumel des Sichkratzens geraten, der das Saugwerk noch schneller dreht. Das Besondere an dem Saugwerk ist, daß es durch einen dicken Schlauch direkt mit dem Maule des Untiers verbunden ist, durch den und durch das es sich den Strom des ersaugten Bluts zu Gemüte führt, und wenn ein Opfer das plötzlich merkt und schreit: der saugt uns ja aus, dann nimmt das Untier kurz den Schlauch aus dem Maul und weist mit sanfter Stimme darauf hin, daß das Blut ja von selber bzw. durch die von den Opfern bei ihren Spielen gespendete Energie in sein Gemüte fließt, es selber tut ja nichts dazu, als daß es dahockt und den Schlauch in sein Maul gesteckt hält, aber einen Paragraphen, der das verbiete, den kenne es nicht. Und dann

steckt es sich wieder den Schlauch ins Maul, und das Blut fließt, und Jubel und Trubel herrschen in seinem Bann, und deshalb wird hiermit vor diesem Untiere gewarnt, und wer durch es ausgesaugt worden und zu Tode gekommen ist, der melde es nachher umgehend der zuständigen Behörde, auf daß dieselbe eine Handhabe habe, um eine behördliche Änderung des diesbezüglichen Verbotsparagraphen, falls jemals einer in Kraft gesetzt werden sollte, behördlich in Vorschlag zu bringen.

Ein Interview

Esso-Chef (*an dickem Schreibtisch, umgeben von Esso-Symbolen: Fähnchen, Tigern usw., feierlich-stolz*): Ja, es ist wahr, Esso ist gut, Esso ist schön, unsere Tierbildchen sind von unübertrefflicher Qualität, bleiarm, berührungsfreundlich und betrachtungsleicht, einfach super.

Motor-Journalist (*eifrig in einen Notizblock kritzeln*): Die Autofahrer der Welt danken Ihnen für dieses Geschenk. Hingegen Aral –

E.: Ach die mit ihren schäbigen Rennwagenbildchen. Das ist ein ganz fauler Trick. Die Herren von Aral wollen nichts weiter als ihren Marktanteil vergrößern! Das können wir uns natürlich nicht gefallen lassen. Wir sind ja hier nicht die Herren von Aral, wir sind (*mit Herrschergeste, donnernd*) die Herren von Esso!

M. (*springt erschrocken auf, schlägt die Haken zusammen und streckt den Arm zum deutschen Gruß*): Heil! äh so ist es. (*Setzt sich wieder.*)

E.: Jedem das Seine, das meiste uns.

M. (*bewundernd*): Wie schön gesagt, wie wahr, wie gut! Und erst neulich haben mir die (*räuspert sich*) Herren von Aral dasselbe gesagt! Diese Gleichgestimmtheit der Seelen!

E.: äh so ist es. Je größer der Marktanteil, desto mehr wird verkauft. Und je mehr verkauft wird, desto mehr –

M. (*reibt sich die Hände*): – steigt der Gewinn.

E.: Falsch. Desto mehr sinken die Kosten.

M.: Und die haben's nötig.

E.: Esso ist es. Da Esso in jedem Kaff eine Zapfsäule hat –

M. (*verträumt*): – und Aral auch –

E. (*verächtlich*): Die gehen ja nur dahin, wo wir hingehen.

M. (*verschmitzt*): Und Esso geht dahin, wo die hingehen ...

E.: Was glauben Sie, was das kostet. Diese Säulen unserer Gesellschaft in allen diesen Nestern bringen doch nichts ein. Da laufen uns die Kosten glatt davon.

M.: Und laufen und laufen und laufen. Und deshalb wollen Sie Essos Marktanteil vergrößern –

E.: – um die Kosten zu senken –

M.: – indem Sie die Werbekosten erhöhen –

E.: – nach der enormen Kostensteigerung –

M.: – bedingt durch neue Zapfsäulen –

E.: – die der Kostensenkung dienen sollten. Jaja, Köpfchen muß man haben, Esprit! Es lebe der Esprit!

M. (mechanisch): Es lebe der Sprit, äh, der Es-so-sprit. Bewundernswert. Esso hat diese gewaltige Kostensteigerung nur deshalb auf sich genommen, um die Kosten zu senken.

E. (stolz): Esso ist es. Für unsere Autofahrer ist uns nichts zu teuer.

M.: Die Autofahrer der Welt danken Ihnen für dieses Geschenk. (Kratzt sich am Kopf.) Allerdings, da doch Aral dasselbe tut –

E.: Esso ist es. Deshalb ist alles für die Katz! (Haut mit der Faust auf den Tisch, daß M. in seinem Sessel hochfährt.)

M.: Mi-au! Ich meine: au! Auweh, jawohl!

E.: Jawohl, auweh. Alles für den Tiger. Da Aral dasselbe tut, hebt sich alles auf –

M.: – nur die Kosten nicht, ich verstehe. (In einem Zuge) Der Nutzen geht, und nimmer kehrt er wieder, bei den Kosten aber ist's fürchterlich.

E. (anerkennend): Schön gesagt, richtig nachempfunden. Als wär's ein Stück von – na, Sie wissen schon: von mir.

M. (nach einer Pause): Ich hab's!

E. (mechanisch reagierend): Dann geben Sie's her.

M.: Nein, ich meine: Ich hätte einen Tip ...

E.: Dann schießen Sie los.

M.: Verzeihung, aber ich bin Pazifist. (Jedes Wort wägend) Wenn Esso sich in solche Kosten stürzt, um seinen Marktanteil zu vergrößern, und Aral sich in solche Kosten stürzt, um seinen Marktanteil zu vergrößern, und deshalb keiner seinen Marktanteil vergrößern kann und alles bleibt wie zuvor, nur die Kosten nicht, wenn das so ist, dann könnten die beiden ihren Marktanteil doch auch dadurch beibehalten, daß sie sich gegenseitig in Ruhe lassen und den Autofahrer auch, (schwärmerisch, verträumt, visionär) und einfach dastehen und friedlich und still, mit einem fröhlichen Lied auf den Lippen, ihren Sprit verzapfen, statt Blödsinn –

E. (empört): Na hören Sie mal!

M. (noch immer in seine Traum-Idylle versunken, seine Ohrmuscheln mit den Händen ergänzend, verklärten Blicks): Ja, ich höre mal –

E. (drohend): Ich habe gesagt: Na hören Sie mal!

M. (aufschreckend): Ach so. (Nimmt die Hände von den Ohren.)

E. (militärisch): Haben wohl noch nicht von freier Marktwirtschaft gehört! Sind hier schließlich im wilden – äh, im freien Westen, verstanden?

M.: Jawohl!

E.: Da haben wir den Kommunisten was voraus, verstanden?

M.: Jawoll!

E.: Und was haben wir den Burschen voraus, was?

M.: Jawoll! Was haben wir den Burschen eigentlich voraus?

E.: Die freie Konkurrenz, verstanden?

M.: Die Konkurrenz. (Wie erleuchtet) Die freie! (Im Funkerton, schnarrend) Verstanden!

E.: Da muß jeder kämpfen, damit er seinen Marktanteil hält! Kämpfennnnn! Kämpfen mit pf-pf!

M. (benommen): Pf-pf, jawohl. (Sich besinnend) Kämpfen, jawohl. Esso kämpft, indem es den Benzinpreis senkt, und Aral kämpft, indem es den Benzinpreis noch mehr senkt, und Esso kämpft, indem es den Benzinpreis noch mehr senkt, und Aral –

E.: Sind wohl Kommunist, was? Juso, was? Kommunarde! Linker Student! APOpo! Benzinpreis senken! Und was meinen Sie, was währenddessen die Kosten tun? Die Kosten schießen –

M. (springt auf und hebt die Hände)

E.: – hoch!

M. (streckt den rechten erhobenen Arm zaghaft zum deutschen Gruß vor): – hoch!

E.: Die Kosten –

M. (mit weiterhin erhobenem Arm): – hoch!

Angela Davis: Das Wesen der Freiheit

Antrittsvorlesung zur Eröffnung des Kursus über „Wiederkehrende philosophische Themen in der Literatur der Schwarzen“ an der University of California

In der Geschichte westlicher Ideen hat die Idee der Freiheit zu Recht eine beherrschende Rolle gespielt. Der Mensch ist wiederholt im Hinblick auf seine unveräußerliche Freiheit definiert worden. Zu den krassesten Widersprüchen in der Geschichte der westlichen Gesellschaft zählt die Tatsache, daß die Freiheit in ungemein erhabener und sublimer Weise auf philosophischer Ebene abgehandelt wurde, während die konkrete Wirklichkeit stets von den brutalsten Formen der Unfreiheit durchsetzt gewesen ist. Man sollte nicht darüber hinwegsehen, daß im Griechenland des Altertums, wo die Demokratie, wie wir in der Schule gelernt haben, ihren Ursprung hatte, trotz aller philosophischen Behauptungen, daß der Mensch frei sei, und ungeachtet der Forderung, daß er sich als Bürger der *polis* in Wahrnehmung seiner Freiheit selbst verwirklichen solle, die Mehrheit des Volks von Athen unfrei war. Frauen galten nicht als Staatsbürger, und Sklaverei war eine legitime Einrichtung. Darüber hinaus wies die griechische Gesellschaft eindeutig rassistische Züge auf: nur Griechen kam es zu, die Vorteile der Freiheit zu genießen; alle Nichtgriechen wurden Barbaren genannt und konnten schon aufgrund der ihnen eigenen Wesensart der Freiheit weder würdig noch zu deren Wahrnehmung auch nur befähigt sein.

In diesem Zusammenhang kann man nicht umhin, sich das Bild Thomas Jeffersons und der anderen sogenannten „Väter“ zu vergegenwärtigen, die die noblen Grundprinzipien der amerikanischen Verfassung formulierten, während ihre Sklaven im Elend dahinvegetieren mußten. Um der schönen Würde der Verfassung keinen Abbruch zu tun und zugleich den Fortbestand der Sklavenhaltung zu sichern, zogen sie es vor, Sklaven mit dem Euphemismus „Personen, die zur Dienstleistung oder Arbeit unterhalten werden“ zu umschreiben, als handele es sich um eine mindere Sorte Mensch, um Personen, die keinerlei Anspruch auf die von der Verfassung gewährten Rechte und Garantien verdienten.

Ist der Mensch frei, oder ist er es nicht? Sollte er frei sein, oder sollte er nicht frei sein? Die Geschichte der Literatur der Schwarzen vermittelt meiner Auffassung nach ein weit aufschlußreicheres Bild vom Wesen der Freiheit, von ihrem Ausmaß und ihren Grenzen als alle einschlägigen philosophischen Ab-

handlungen seit den Anfängen der Geschichte der westlichen Gesellschaft. Warum? Aus einer Vielzahl von Gründen. Vor allem, weil die Literatur der Schwarzen in diesem Land und auf der ganzen Erde das Bewußtsein eines Volkes spiegelt, dem der Zugang zur realen Welt der Freiheit verwehrt wird. Schwarze Menschen haben kraft ihrer bloßen Existenz die Unzulänglichkeiten nicht nur der praktizierten Freiheit, sondern auch ihrer theoretischen Grundlagen aufgedeckt. Weil nämlich, wenn die Theorie der Freiheit in der Isolierung von der Praxis der Freiheit verbleibt oder richtiger: von der Wirklichkeit Lügen gestraft wird, an dem Konzept irgendetwas falsch sein muß – sofern wir dialektisch denken, versteht sich.

Das zentrale Thema dieses Kurses wird daher die Idee der Freiheit und ihre Entfaltung in den literarischen Bestrebungen schwarzer Menschen sein. Von *The Life and Times of Frederick Douglass* ausgehend, werden wir erkunden, wie der Sklave seine Leibeigenschaft erlebt, und uns dabei mit dem negativen Erfahren von Freiheit auseinandersetzen. Von größtem Interesse für uns wird hier die entscheidende Umwandlung der Konzeption der Freiheit als eines vorgegebenen statischen Prinzips in die der Befreiung, des dynamischen aktiven Kampfs um die Freiheit sein. Wir werden dann weitergehen und uns W. E. B. Du Bois, Jean Toomer, Richard Wright und John A. Williams zuwenden. Dazwischen werden wir uns mit der Lyrik aus den verschiedenen Epochen der Geschichte der Schwarzen dieses Landes und mit Analysen wie Fanons und Du Bois *A.B.C. of Color* beschäftigen. Und schließlich möchte ich über einige Texte afrikanischer Autoren und Gedichte von Nicolas Guillén, einem afro-kubanischen Dichter, mit Ihnen diskutieren und Vergleiche mit Arbeiten amerikanischer Schwarzer anstellen.

Wie schon gesagt, wird die Idee der Freiheit für die ganze Dauer des Kurses die Achse bilden, um die herum wir andere philosophische Konzeptionen zu entwickeln versuchen werden. Hierbei werden wir dann solchen metaphysischen Begriffen wie dem der Identität, dem Problem der Selbsterkenntnis begegnen. Entscheidend wird es auf die Art der Geschichtsphilosophie ankommen, die sich aus den Arbeiten, die wir untersuchen, ableiten läßt. Die besonders geartete Moralität eines unterdrückten Volkes ist etwas, womit wir uns eingehend auseinanderzusetzen haben werden.

Während wir den Weg, den die Entfaltung der Freiheit in der Literatur der Schwarzen genommen hat, weiter verfolgen, werden wir eine Fülle angrenzender Themen aufgreifen.

Bevor ich auf die Materie als solche eingehe, möchte ich etwas zu der Art der Fragen bemerken, die wir uns zu stellen haben, wenn wir uns eingehender mit dem Wesen menschlicher Freiheit befassen wollen. Zunächst: Ist die Freiheit etwas ganz und gar Subjektives, ist sie etwas ganz und gar Objektives, oder ist sie eine Synthese beider Pole? Lassen Sie mich versuchen, Ihnen deut-

lich zu machen, was ich meine. Ist die Freiheit lediglich als ein inhärent vorgegebenes Kennzeichen des Menschen anzusehen, ist sie eine Freiheit, die auf den menschlichen Geist beschränkt bleibt, ist sie eine innerliche Erfahrung? Oder ist Freiheit vielmehr nur die Freiheit, sich dem eigenen Willen gemäß fortzubewegen und nach eigenem Gutdünken zu handeln? Lassen Sie uns die ursprüngliche Frage nach der Subjektivität oder Objektivität wie folgt stellen: Ist Freiheit die Freiheit des Denkens oder des Handelns? Oder, wichtiger noch: Ist es möglich, sich eines ohne das andere vorzustellen?

Das führt uns unmittelbar zu der Frage, ob Freiheit unter den Bedingungen materieller Leibeigenschaft überhaupt möglich ist. Kann vom Sklaven gesagt werden, daß er auf irgendeine Weise frei sei? Hier kommt uns eine der häufiger zitierten Thesen Jean-Paul Sartres in den Sinn. Selbst in Ketten, so sagt er, bleibe der Mensch frei – und das aus folgendem Grund: es stände jederzeit in seinem Ermessen, dem Zustand seiner Versklavung ein Ende zu setzen, selbst wenn dies seinen Tod bedeute. Das heißt, seine Freiheit ist auf die der Wahl zwischen seiner Knechtschaft und seinem Tod aufs engste eingegrenzt. Nun, das ist eine extreme Alternative. Aber wir müssen uns entscheiden, ob dies nicht der Weg ist, auf dem wir zur Definition dieses Konzepts gelangen wollen. Mit der Idee der Befreiung wäre er fraglos unvereinbar, denn der Sklave, der für den Tod optiert, beseitigt ja weit mehr als den Zustand seiner Versklavung, er vernichtet zugleich die Voraussetzung der Freiheit, das Leben. Hierüber wird jedoch mehr zu sagen sein, wenn wir den Entschluß zu sterben aus dem Zusammenhang der abstrakten Erörterung herauslösen und die Dynamik einer realen Situation untersuchen, in welcher der Sklave im Kampf um seine konkrete Freiheit den Tod findet. Das heißt, die Wahl zwischen Sklaverei und Tod kann entweder eine zwischen Sklaverei und Selbstmord bedeuten oder die zwischen Sklaverei und Befreiung um jeden Preis. Der Unterschied zwischen den beiden Ausgangssituationen ist entscheidend. Das authentische Bewußtsein eines versklavten Volkes bringt die Einsicht in die Notwendigkeit der Aufhebung des Zustands seiner Unterdrückung mit sich. Am Ende seines Wegs zur Einsicht gelangt der Sklave zu einem wirklichen Verständnis dessen, was Freiheit bedeutet: Er weiß jetzt, daß sie die Aufhebung der Herr-Knecht-Beziehung bedeutet. Und in diesem Sinn ist seine Kenntnis der Freiheit profunder als die seines Herrn. Denn der Herr glaubt, frei zu sein, und er glaubt sich frei, weil er in der Lage ist, über das Leben anderer zu herrschen. Er ist frei auf Kosten der Freiheit eines anderen. Der Sklave erfährt die Freiheit des Herrn in ihrer wahren Bedeutung. Er begreift, daß die Freiheit des Herrn die abstrakte Freiheit ist, andere Menschen zu unterdrücken. Der Sklave begreift, daß dies eine falsche Auffassung von Freiheit ist, und in diesem Punkt ist er aufgeklärter als sein Herr, denn er erkennt, daß der Herr der Sklave seiner eigenen falschen Vorstellungen ist,

seiner eigenen Missetaten, seiner eigenen Brutalität, seines eigenen Bestrebens zu unterdrücken.

Ich möchte mich nun dem Material zuwenden. Der erste Teil von *The Life and Times of Frederick Douglass* trägt die Überschrift: „Life of a Slave“ und schildert eine physische Reise aus der Versklavung in die Freiheit, die zugleich Folgerung und Reflexion einer philosophischen Reise aus der Versklavung in die Freiheit darstellt. Wir werden feststellen, daß keine dieser Reisen für sich allein genommen möglich gewesen wäre; sie bedingen einander wechselseitig.

Den Ausgangspunkt dieser Reise bildet die Frage, die sich Frederick Douglass als Kind selber stellt: „Warum bin ich ein Sklave? Warum sind einige Menschen Sklaven und andere Herren?“ (Seite 50). Die kritische Haltung, die es ihm verwehrt, sich mit der üblichen Antwort zufriedenzugeben – daß Gott Schwarze und Weiße geschaffen habe, damit die einen die Sklaven und die anderen die Herren seien –, stellt die Grundbedingung dar, die gegeben sein muß, bevor Freiheit im Denken des Sklaven zu einer Möglichkeit werden kann. Wir dürfen nicht vergessen, daß es zu allen Zeiten der Geschichte westlicher Gesellschaftsformen eine Fülle von Rechtfertigungen für die Sklaverei gegeben hat. Sowohl Plato als auch Sokrates meinten, einige Menschen seien zum Sklaven geboren, seien mit der Geburt nicht in einen Zustand der Freiheit gelangt. Religiöse Rechtfertigungen der Sklaverei finden sich zu jedem beliebigen Zeitpunkt der Geschichte.

Lassen Sie uns versuchen, zu einer philosophischen Definition des Sklaven zu gelangen. Das Wesentliche haben wir bereits gesagt: er ist ein Mensch, dem – aus welchem Grund auch immer – die Freiheit verwehrt wird. Aber macht es nicht das Wesen des Menschen aus, frei zu sein? Entweder ist der Sklave kein Mensch, oder seine bloße Existenz ist ein Widersinn. Wir können die erste Alternative ausschließen, obschon wir nicht vergessen sollten, daß die vorherrschende Ideologie den Schwarzen als Untermenschen definiert hat. Die unterlassene Auseinandersetzung mit dem Widersinn der Sklaverei, die zwanghafte Leugnung der Realität finden ihren Niederschlag in der Ansicht, daß der Sklave kein Mensch sei, denn wäre er es, müßte er selbstverständlich frei sein.

Wir alle kennen die kalkulierten Versuche, den Schwarzen seiner Menschlichkeit zu berauben. Wir wissen, daß schwarze Menschen im Interesse des Fortbestehens der institutionalisierten Sklaverei gezwungen wurden, unter Bedingungen zu leben, die selbst für Tiere ungeeignet gewesen wären. Die weißen Sklavenhalter waren entschlossen, die Schwarzen nach dem Bild vom Untermenschen zu formen, das sie zur Rechtfertigung ihrer eigenen Handlungen entworfen hatten. Ein Teufelskreis schließt sich, der den Sklavenhalter jegliches Bewußtsein seiner selbst verlieren läßt.

Der Teufelskreis rotiert weiter, aber für den Sklaven gibt es einen Ausweg: den Widerstand. Frederick Douglass scheint die Möglichkeit, daß ein Sklave frei werden kann, erstmals angesichts eines Schwarzen erfahren zu haben, der sich der Auspeitschung widersetzt: „Jener Sklave, der den Mut hatte, dem Aufseher, obwohl er sich auf viele wuchtige Peitschenhiebe gefaßt machen mußte, entgegenzutreten und für sich selber einzustehen, wurde damit, während er dem Gesetz nach ein Sklave blieb, praktisch zu einem freien Mann. „Sie können mich erschießen“, sagte ein Sklave zu Rigby Hopkins, „aber Sie können mich nicht auspeitschen.“ Und das Ergebnis war, daß er weder erschossen noch ausgepeitscht wurde.“

Schon jetzt können wir darangehen, den Begriff der Freiheit, wie er sich dem Sklaven darstellte, zu konkretisieren. Die erste Voraussetzung der Freiheit ist der Akt des offenen Widerstandes – physischen Widerstandes, gewaltsamen Widerstandes. In diesem Akt des Widerstandes sind die Keime der Freiheit bereits enthalten. Und die Bedeutung der gewaltsamen Vergeltung geht über die des physischen Akts weit hinaus: sie ist nicht nur die Weigerung, sich der Auspeitschung zu unterwerfen, sondern auch die Weigerung, die Definitionen des Sklavenhalters hinzunehmen: sie ist implicite eine Ablehnung der institutionellen Sklaverei, ihrer Maßstäbe, ihrer Moralität, ein mikrokosmischer Versuch der Bewegung auf die Befreiung zu.

Der Sklave ist sich der Tatsache wirklich bewußt, daß Freiheit kein vorgegebenes Faktum ist, sondern etwas, das erkämpft sein will, das nur in einem fortgesetzten militärischen Prozeß errungen werden kann. Der Sklavenhalter dagegen erfährt seine Freiheit als unveräußerlich und somit als gegebenes Faktum: er ist sich nicht bewußt, daß sein eigenes System auch ihn selbst verklavt hat.

Um mit der Beantwortung einer Frage zu beginnen, die wir vorhin aufgeworfen haben – ob ein Mann zugleich in Ketten und frei sein könne –, läßt sich nunmehr sagen, daß der Weg zur Freiheit des Sklaven nur dann ins Auge gefaßt werden kann, wenn er sich gegen seine Ketten aktiv auflehnt. Die erste Phase der Befreiung ist die der Entschlossenheit, das Bild zu verwerfen, das der Sklavenhalter von ihm angefertigt hat, die eigene Existenz zu verwerfen, sich selbst als Sklaven zu verwerfen.

Hier nun führt uns das Problem der Freiheit unmittelbar zur Frage der Identität. Der Zustand der Versklavung ist ein Zustand der Entfremdung: „Es lag niemals in der Absicht der Natur, daß Männer und Frauen Sklaven oder Sklavenhalter sein sollten, und nur lange Zeit hindurch geübte strenge Zucht vermag den Charakter des einen wie des anderen auszubilden.“ Sklaverei ist eine Entfremdung von einem natürlichen Zustand, sie ist ein Verstoß wider die Natur, der beide Beteiligten – den Sklaven und den Sklavenhalter – denaturiert. Entfremdung ist das Nichtvorhandensein authentischer Identität;

was den Sklaven betrifft, so ist er der eigenen Freiheit entfremdet. Diese Nichtidentität kann auf einer Anzahl verschiedener Ebenen gegeben sein: sie kann unbewußt sein – der Sklave nimmt die Definition des Herrn an, er überantwortet sich der Unfreiheit, indem er sich als seiner inneren Natur nach unfähig zur Wahrnehmung der Freiheit versteht. Oder sie kann bewußt geworden sein – Erkenntnis vermag ihr dazu den Anstoß zu geben. Uns interessiert vor allem die zweite Alternative, denn sie stellt eine Etappe der Reise in die Freiheit dar.

Die extremste Form menschlicher Entfremdung ist die Reduktion auf den Status des Eigentums. So wurde der Sklave definiert: als etwas, das zum Besitz zählte. „Persönlichkeit, verschlungen von der niederträchtigen Idee des Eigentums. Menschsein zur beweglichen Habe herabgewürdigt!... Unser Los war es, zeitlebens angekettet zu sein, und wir hatten bei der Entscheidung über diese Frage nicht mehr Stimme als die Ochsen und Kühe, die wiederhändig im Stall standen.“

Schwarze Menschen wurden wie Dinge behandelt, sie wurden als Objekte definiert. „Der Sklave war Bestandteil des Inventars“, bemerkt Frederick Douglass. Sein Leben mußte innerhalb der Grenzen dieser Verdinglichung gelebt werden, innerhalb der Grenzen, die durch die vom weißen Mann getroffene Definition des Schwarzen abgesteckt waren. Gezwungen, so zu leben, als sei er ein Einrichtungsstück, hat der Sklave ein umgekehrtes Weltbild. Weil sein Leben auf das eines Gegenstands reduziert ist, muß er seine eigene Menschlichkeit innerhalb dieser Grenzen verfälschen. „Er hatte keine Wahl, kein Ziel, sondern war an einen einzigen Platz gebunden und mußte dort Wurzeln schlagen oder nirgendwo.“ Der Sklave hatte keinen Einfluß auf die äußeren Umstände seines Lebens. Von heute auf morgen konnte eine Frau, die auf einer Pflanzung mit ihren Kindern, ihrem Mann, ihrer Familie und ihren Freunden zusammengelebt hatte, meilenweit fortgeschickt werden, ohne Hoffnung, sie jemals wiederzusehen. Der Begriff des Reisens verliert alles Entdeckerische, das er gemeinhin mitbezeichnet, alles Erregende, das mit dem Erfahren des bis dahin Unbekannten verbunden ist. Die Fahrt wird zu einer Reise in die Hölle, sie führt den Sklaven nicht aus der Verdinglichung seiner Existenz heraus und von ihr weg, sondern stellt vielmehr eine weitere Verschärfung seiner inhumanen äußeren Lebensbedingungen dar. „Sein In-die-Welt-Hinausgehen war das eines Mannes, der Frau, Kindern und eng befreundeten Stammesbrüdern, die nie wieder etwas von ihm hören sollten, lebend für immer aus den Augen entschwindet.“ Erschütternd schildert Frederick Douglass die letzten Tage seiner Großmutter, die, nachdem sie ihrem Herrn Kinder geboren und deren Nachfahren großgezogen hatte, vom neuen Eigentümer – dem Enkel ihres ersten Herrn – mit Verachtung behandelt wird. Er verbannt sie in den Wald, wo sie einen einsamen Tod erleidet.

Fredericks Eigentümer weist ihm unwissentlich den Weg zum Bewußtsein seiner Entfremdung: „Reicht man einem Nigger den kleinen Finger, nimmt er die ganze Hand. Lernen verdirbt den besten Nigger der Welt. Wenn er lernt, die Bibel zu lesen, wird ihn das für immer untauglich zum Sklaven machen. Er sollte nichts anderes kennen als den Willen seines Herrn und lernen, ihm zu gehorchen.“ Der Sklave ist total entfremdet insofern, als er dem Willen seines Herrn absolute Autorität über sein Leben zuerkennt. Der Sklave hat keinen Willen, keinen Wunsch, kein Sein – er muß sein Wesen, sein Sein ausschließlich im Willen seines Herrn erkennen. Was bedeutet das? Es ist mit auf die Einwilligung des Sklaven zurückzuführen, daß der Weiße in der Lage ist, die Sklaverei zu verewigen; wenn ich Einwilligung sage, so ist damit jedoch keine freie Einwilligung gemeint, sondern Einwilligung unter brutalem Zwang und Druck.

Frederick Douglass schließt aus den Bemerkungen seines Eigentümers exakt, wie er die eigene Entfremdung bekämpfen muß. „Ausgezeichnet“, dachte ich, „Wissen macht ein Kind zum Sklaven untauglich.“ Instinktiv beherzigte ich diese These, und von dem Augenblick an sah ich den Weg, der aus der Sklaverei direkt in die Freiheit führt, vor mir.“ Wenn wir genauer hinhören, können wir in Frederick Douglass' Worten wiederum das Thema des Widerstands wahrnehmen. Seine erste konkrete Erfahrung, daß Freiheit innerhalb der Grenzen der Sklaverei möglich ist, wird ihm zuteil, als er zusieht, wie ein Sklave sich gegen die Auspeitschung zur Wehr setzt. Jetzt verwandelt er diesen Widerstand in einen geistigen Widerstand, in die Weigerung, den Willen des Herrn zu akzeptieren, und die Entschlossenheit, unabhängige Kriterien zur Beurteilung der Welt zu finden.

So wie der Sklave gegen die Gewalt des Aggressors seinerseits Gewalt angewendet hat, benutzt jetzt Frederick Douglass das Wissen seines Besitzers – daß Lernen einen Mann zum Sklaven untauglich und gegen seinen Besitzer aufsässig macht –: er wird alles daran setzen, Wissen zu erlangen, eben weil es einen Mann zum Sklaven untauglich macht. Widerstand und Verweigerung, auf allen Ebenen, an allen Fronten, sind integrale Elemente der Reise in die Freiheit. Der Lernprozeß wird die Entfremdung bewußt werden lassen.

Im Kampf gegen seine Unwissenheit, im Widerstand gegen den Willen seines Herrn gewinnt Frederick Douglass die Einsicht, daß alle Menschen frei sein sollten, und damit eine tiefere Kenntnis sowohl der Sklaverei als auch dessen, was es heißt, Sklave zu sein, was es heißt, das negative Komplement zur Freiheit zu sein. „Als ich ungefähr dreizehn Jahre alt war und es geschafft hatte, Lesen zu lernen, stellte jeder Zuwachs an Wissen, besonders wenn es sich in irgendeiner Weise auf die freien Staaten bezog, eine weitere Belastung der schier unerträglichen Bürde dar, die mir der Gedanke, lebenslänglich ein Sklave sein zu müssen, auflud. Ein Ende meiner Leibeigenschaft konnte ich nicht

absehen. Sie war eine schreckliche Realität, und ich werde nie schildern können, wie sehr dieser Gedanke meinen jungen Geist gequält hat.“

Frederick Douglass' Entfremdung wird real, tritt ins Bewußtsein, und er wird alles das, was die Tatsache zeitigt, daß sein Geist nach einem Weg sucht, der zur Befreiung führt, während sein Körper an den Zustand erzwungener Unfreiheit gebunden bleibt, in der Folge existentiell erfahren. Die Spannung zwischen dem Subjektiven und dem Objektiven wird schließlich den Impetus zur vollständigen Befreiung erzeugen. Aber bevor dieses Ziel erreicht ist, muß erst noch eine ganze Sequenz von Phasen durchlaufen werden.

Der Sklave Frederick Douglass transzendierte somit seinen Zustand geistig in Richtung auf die Freiheit. Hierin liegt die Bewußtwerdung der Entfremdung beschlossen. Er erkennt die Freiheit konkret als die Negation seines Zustands – sie ist in der Luft gegenwärtig, die er atmet. „Die Freiheit, unschätzbares Geburtsrecht aller Menschen, verwandelte jeden Gegenstand in eine Bestätigung dieses Rechts. Ich hörte sie in jedem Laut, sah sie in jedem Gegenstand. Sie war allgegenwärtig, um mich mit dem Bewußtsein meines Elends zu quälen und die Hoffnungslosigkeit meiner verzweifelten Lage nur um so schrecklicher empfinden zu lassen. Ich sah buchstäblich nichts, ohne sie zu sehen, und ich hörte nichts, ohne sie zu hören. Ich übertreibe nicht, wenn ich sage, daß sie von jedem Stern auf mich herabblickte, in jeder Windstille lächelte, in jedem Windhauch atmete, in jedem Sturm sich regte.“

Er gelangt zu einer wahren Anerkenntnis seines Zustands. Diese Anerkenntnis seines Zustands ist zugleich dessen Verwerfung. Das Bewußtsein der Entfremdung schließt die absolute Weigerung ein, diese Entfremdung zu akzeptieren. Aber das Aufheben der Lage des Sklaven ist aufgrund seiner Widersprüchlichkeit schlechthin unmöglich: Aufklärung verhilft ihm nicht zum Glück und bringt ihm auch keine wirkliche Freiheit – solange der Sklave nicht einen konkreten Weg sieht, der aus der Sklaverei herausführt, bringt sie nur Verzweiflung mit sich. Über seine Geliebte bemerkte Douglass: „Ihr war daran gelegen, daß sie unwissend blieb, und ich hatte mir in den Kopf gesetzt, Wissen zu erlangen, obwohl Wissen mein Elend nur vergrößerte.“

Im übrigen ist es nicht nur sein individueller Zustand, den der Sklave verwirft, und sein Elend daher nicht lediglich die Folge seiner individuellen Unfreiheit, seiner individuellen Entfremdung. Richtiges Bewußtsein verwirft die Institution selber und alles, was mit ihr zusammenhängt. „Mein Haß richtete sich gegen die Sklaverei, nicht gegen ihre bloß zufälligen äußeren Umstände.“ Das weist schon auf die Tatsache, daß Frederick Douglass, als er die eigene Freiheit erlangt, das wirkliche Ziel seines Pfads aus der Sklaverei in die Freiheit nicht als erreicht ansieht. Erst mit der vollständigen Abschaffung der Sklaverei wird sein Elend, werden seine Verzweiflung und Entfremdung überwunden sein. Und auch dann noch nicht, denn andere Formen der Unterdrückung werden

bleiben, und die Ursachen, die der Sklaverei Vorschub leisteten, bestehen noch heute fort.

Auf dieser Straße zur Freiheit erfährt Frederick Douglass Religion als Bekräftigung und Rechtfertigung seines Drangs, frei zu sein. Aus der christlichen Doktrin leitet er die Gleichheit aller Menschen vor Gott ab. Wenn sie gegeben ist, so folgert er, dann widersetzen sich die Sklavenhalter dem Willen Gottes, indem sie den Willen von Menschen brechen, und mit ihnen sollte daher verfahren werden, wie es der Zorn Gottes vorschreibt. Freiheit, die Abschaffung der Sklaverei, Befreiung, die Aufhebung der Entfremdung – diese Ideen erhalten ihre metaphysische Rechtfertigung und Triebkraft durch die Religion. Ein übernatürliches Wesen fordert die Abschaffung der Sklaverei: Frederick Douglass, Sklave und gottesfürchtig, muß Gottes Willen willfahrend, indem er auf das Ziel der Freiheit hinarbeitet.

Douglass war nicht der einzige, der dies aus der christlichen Religion folgerte. Nat Turner empfing wesentliche Impulse aus seinem christlichen Glauben. John Brown ist ein weiteres Beispiel. Wir wissen alle, daß das Christentum, aus der Sicht der sklavenhaltenden weißen Gesellschaft gesehen, ganz andere Funktionen erfüllen sollte. Die dominierende Idee, die dahinter steckte, daß man die Sklaven dem Einfluß der Religion aussetzte, zielte auf eine metaphysische Rechtfertigung nicht der Freiheit, sondern der Sklaverei ab.

Eine der häufiger zitierten Feststellungen von Karl Marx besagt, daß Religion Opium für das Volk ist. Soll heißen, die Religion predigt den Menschen, sich mit ihren Lebensbedingungen auf dieser Welt – mit ihrer Unterdrückung – abzufinden, indem sie ihre Hoffnungen und Sehnsüchte auf eine übernatürliche Domäne verweist. Das bißchen Leiden, das ein Mensch im Lauf seines Lebens hier auf Erden erfährt, ist angesichts einer ewig währenden Glückseligkeit bedeutungslos.

Marcuse hat wiederholt darauf aufmerksam gemacht, daß wir der von Marx ebenfalls getroffenen Feststellung, Religion sei der Wunschtraum der unterdrückten Menschheit, zu wenig Beachtung schenken. Einerseits besagt diese Feststellung natürlich, daß Wünsche in Träume transformiert und in eine Sphäre projiziert werden, die jenseits der von den Menschen beherrschten liegt – ich würde sie als einen imaginären Bereich bezeichnen. Andererseits haben wir uns jedoch zu fragen, ob Karl Marx' Äußerung über den Begriff der Religion als eines Wunschtraumes der unterdrückten Menschheit nicht noch etwas anderes impliziert. Überlegen Sie einen Augenblick: Reale Bedürfnisse und Sehnsüchte werden mit Hilfe der Religion in Wunschträume umgesetzt, weil ihre Erfüllung auf dieser Welt aussichtslos erscheint: dies ist die Perspektive eines unterdrückten Volkes. Wichtig, ja entscheidend ist jedoch die Tatsache, daß diese Träume sich jederzeit in ihren ursprünglichen Zustand zurückverwandeln können – in die konkreten Wünsche und Bedürfnisse hier

auf Erden. Es ist immer die Möglichkeit gegeben, diese Wunschträume wieder auf das Hier-und-Heute hinzulenken.

Frederick Douglass hat sie wieder auf ihre ursprünglichen Ziele ausgerichtet; Nat Turner wies ihnen im System der realen Welt ihren Platz zu. Religion kann also durchaus eine positive Funktion übernehmen, weil es in ihrem Wesen liegt, die dringlichsten Bedürfnisse unterdrückter Menschen zu stillen. (Wir sprechen hier ausschließlich von dem Verhältnis, das unterdrückte Menschen zur Religion haben, und versuchen nicht, den Begriff der Religion als solcher zu analysieren). Eine positive Funktion der Religion ist demnach möglich. Was zu tun bleibt, ist, zu erklären: Fangen wir damit an, hier auf Erden die Voraussetzungen dieser ewigen Glückseligkeit für die menschliche Gesellschaft zu schaffen. Laßt uns Ewigkeit in Geschichte verwandeln.

Warum waren es nicht mehr Schwarze, die den Schwerpunkt von der jenseitigen Welt auf die konkrete Realität – die Geschichte – verlegten? Von Seiten der weißen Sklavenhaltergesellschaft gab es die kalkulierte Bestrebung, eine besondere Spielart der Religion zu schaffen, die ihren Interessen Rechnung tragen und dazu dienen sollte, den Fortbestand der Sklaverei zu verewigen. Das Christentum wurde zum Zweck der Gehirnwäsche, der Indoktrination, der Befriedung benutzt.

Kenneth Stampp diskutiert in seiner Arbeit *The Peculiar Institution* eingehend die Rolle der Religion in der Entwicklung von Methoden zur Beschwichtigung schwarzer Menschen, zur Unterdrückung potentieller Revolutionen. Anfänglich wurden Afrikaner nicht zum Christentum bekehrt, weil ihnen das möglicherweise zu einem Anrecht auf Freiheit verholfen haben würde. Die sklavenhaltenden Kolonien verabschiedeten jedoch Gesetze, denen zufolge schwarze Christen durch die Taufe nicht automatisch zu freien Menschen wurden. Stampp beschreibt die Gründe, die schließlich zu der Entscheidung führten, Sklaven durch die geheiligten Portale des Christentums einzulassen:

„In der religiösen Unterweisung lernte der Leibeigene, daß die Sklaverei gottgewollt und Unbotmäßigkeit ein strafwürdiges Vergehen nicht nur gegen den irdischen Herrn, sondern auch und ebenso sehr gegen Gott darstelle. Sie vernahmen das biblische Gebot, daß Bedienstete ihren Herrschaften gehorchen sollten, und sie hörten von den Strafen, die ungehorsame Sklaven im Jenseits zu gewärtigen hatten. Sie hörten auch, daß der Lohn für treue Dienste das ewige Seelenheil sein und Gott am Tag des Jüngsten Gerichts mit den Armen und den Reichen, den Schwarzen und den Weißen unparteiisch verfahren würde.“

Unter diesem Gesichtspunkt wurden den Sklaven jene Passagen der Bibel, in denen hauptsächlich von Gehorsam, Demut, Friedfertigkeit und Geduld die Rede ist, als die Essenz des Christentums präsentiert. Diejenigen Passagen da-

gegen, die von Gleichheit und Freiheit sprachen, diejenigen, die Frederick Douglass ausfindig machen konnte, weil er sich im Gegensatz zu den meisten Sklaven das Lesen selber beigebracht hatte – diese Passagen wurden in den Predigten, die die Sklaven hörten, wohlweislich ausgelassen. Man entwickelte eine eigens für die Sklaven rigoros zensierte Version des Christentums. Ein frommer Sklave würde daher gegen einen Weißen niemals die Hand erheben, sein Herr hatte immer recht, auch wenn er nach allen menschlichen Kriterien im Unrecht war. Dieser Mißbrauch der Religion zählt zu den brutalsten Akten wider die Menschlichkeit, die je begangen wurden. Sie wurde benutzt, um eine Gruppe von Menschen zu lehren, daß sie gar keine Menschen seien, sie wurde benutzt, um den letzten Rest von Identität, den der Sklave noch besitzen möchte, zu beseitigen. Aber auf die Dauer blieb ihnen der Erfolg versagt, wie Frederick Douglass, Gabriel Prosser, Denmark Vesey, Nat Turner und viele andere bezeugen, die sich ihrerseits den Missionaren gegenüber auf das Christentum beriefen.

Die Kenntnis des Alten Testaments war jenen, die Revolten planten, besonders nützlich: Gott führte die Kinder Israels aus der ägyptischen Gefangenheit in die Freiheit – aber sie kämpften, um den Willen Gottes zu vollstrecken. Widerstand war die Lehre, die sie aus der Bibel bezogen.

Frederick Douglass' Reaktion auf die Revolte Nat Turners ist aufschlußreich: „Nat Turners Aufstand war niedergeschlagen worden, aber die Beunruhigung und der Schrecken, die er hervorrief, hatten sich noch nicht gelegt. Damals wütete die Cholera in diesem Land, und ich erinnere mich, geglaubt zu haben, daß Gott wegen der Niedertracht, mit der die Weißen ihre Sklaven behandelten, erzürnt sei und die Sendboten seiner Rache ausgeschickt habe. Natürlich war es mir unmöglich, nicht auf den Sieg der Bewegung gegen die Sklaverei zu hoffen, als ich sah, daß der Allmächtige sie mit der Waffe des Todes unterstützte.“

Ich möchte hier schließen, indem ich die Essenz dessen zusammenfasse, was ich heute deutlich zu machen versucht habe. Die Straße zur Freiheit, der Pfad der Befreiung ist an jeder Wende durch Widerstand gekennzeichnet: durch geistigen Widerstand, physischen Widerstand, der sich gegen den konzertierten Versuch richtet, diesen Pfad zu sperren. Ich meine, wir können aus der Erfahrung des Sklaven lernen. Wir müssen die Legende zerstören, daß schwarze Menschen sanftmütig und willfährig seien, und insbesondere die Lüge entlarven, auf die ich übrigens als Schülerin der High School in Birmingham/Alabama in den Texten meiner Geschichtsbücher stieß – die Lüge, daß die Schwarzen in Wirklichkeit der Freiheit die Sklaverei vorzögen.

Lassen Sie mich abschließend zu diesem Kurs generell noch etwas bemerken. Das Studienfach *Black Studies* ist von den Universitäten lange Zeit hindurch vernachlässigt worden. Wir haben gerade erst angefangen, dieses Vakuum

auszufüllen. Und wir müssen sehr genau achtgeben, denn wir wollen die Geschichte und die Literatur der Schwarzen nicht in dem gleichen stagnierenden, entschärften und säuberlich in Segmente zerlegten Zustand vermitteln, wie das beispielsweise mit der Geschichte der Amerikanischen Revolution zu geschehen pflegt. Ich könnte über Frederick Douglass sprechen, als besäße er dieselbe Relevanz wie, sagen wir, die sogenannte Entdeckung Amerikas durch Kolumbus. Geschichte und Literatur sollten nicht wie Ausstellungsstücke eines Museums für Altertümer behandelt werden, und ganz besonders dann nicht, wenn sie uns die Augen für Probleme öffnen, die noch heute fortbestehen. Die verbreitete Forderung nach Einrichtung von *Black-Studies*-Programmen kann sich auf viele Gründe berufen, aber der wichtigste ist die Notwendigkeit, ein Kontinuum von der Vergangenheit bis zur Gegenwart herzustellen, die Ursachen von Problemen zu erkennen, deren Auswirkungen noch heute fortbestehen, zu entdecken, wie unsere Vorfahren sich mit ihnen auseinandersetzen. Wir können sowohl aus der philosophischen wie aus der konkreten Erfahrung des Sklaven lernen: wir können lernen, welche Methoden im Kampf gegen die Unterdrückung historisch erfolgreich waren und welche Methoden fehlschlugen. Von entscheidender Bedeutung sind gerade die Fehlschläge, denn wir wollen die Verantwortung für Wiederholungen in der Geschichte mit all ihrer Brutalität nicht scheuen. Wir lernen, worin die Fehler bestanden, damit wir sie nicht ein zweites Mal begehen. An den Stoff, den dieser Kursus vermittelt, sollten wir nicht so herangehen, als handele es sich um totes Faktenmaterial, das nur im Hinblick auf das Verständnis der Vergangenheit bedeutsam ist. Wir sprechen über philosophische Themen, wiederkehrende philosophische Themen. Philosophie sollte die Aufgabe erfüllen, Aspekte der Existenz Allgemeingültigkeit zu verleihen, und das nicht bloß um der Formulierung von Verallgemeinerungen, um der Entdeckung von Formeln willen, wie das eine Reihe meiner Kollegen vom Fach glauben. Nach meiner Auffassung hat eine Philosophie, die für menschliche Probleme ohne Relevanz bleibt, die uns nicht sagt, wie wir es anstellen können, einiges von dem Elend in dieser Welt zu beseitigen, den Namen Philosophie nicht verdient. Ich glaube, daß Sokrates eine profunde Feststellung traf, als er erklärte, Philosophie habe den Zweck, uns zu lehren, menschenwürdig zu leben. „Menschenwürdig leben“ heißt in unserer Zeit Befreiung von den dringenden Problemen der Armut, der wirtschaftlichen Not und der Indoktrination, der geistigen Unterdrückung.

Hyman Lumer Nixons Wirtschaftspolitik

In seinem jährlichen Wirtschaftsbericht, den Präsident Nixon am 30. Januar 1973 dem Kongreß vorlegte, pries er 1972 „als ein sehr gutes Jahr für die amerikanische Wirtschaft“ und sagte voraus, daß 1973 sogar noch besser würde. Im Teil 3 seiner „Botschaft zur Lage der Nation“ vom 22. Februar geht er noch weiter: „Ich freue mich, berichten zu können, daß unsere Wirtschaftsaussichten sehr gut sind. Zum ersten Mal in fast zwanzig Jahren sehen wir einer Periode echten Wohlstands in Zeiten des Friedens entgegen. Wir können tatsächlich den blühendsten Wohlstand erreichen, den diese Nation je gekannt hat.“ Und diesen ganzen Segen, den jetzigen wie den zukünftigen, schrieb er der Wirtschaftspolitik zu, „die 1969 begann“.

Tatsächlich ist Nixons Amtszeit jedoch von Beginn an gekennzeichnet gewesen durch wachsende wirtschaftliche Instabilität und durch zunehmende wirtschaftliche Probleme auf allen Seiten. Und „diese Politik, die 1969 begann“, war darauf abgestellt, diese Lasten auf den Rücken der arbeitenden Bevölkerung der USA zu packen.

Die Rezession von 1969–1971

Die Jahre 1969–1971 sahen die längste wirtschaftliche Talfahrt seit dem 2. Weltkrieg. Von Nixons ersten vier Amtsjahren waren fast drei Jahre Jahre der Rezession. Mehr noch, es war eine Rezession, die eine Reihe von neuen Zügen aufwies, darunter die folgenden:

1. Es war die erste, die in einer Periode eines größeren Krieges und weit ausgedehnter Militärausgaben stattfand. In der Vergangenheit waren solche Perioden Zeiten einer Kriegskonjunktur.
 2. Sie war gekennzeichnet durch die gleichzeitige Entwicklung sowohl steigender Arbeitslosigkeit und Inflation. Nach den offiziellen Daten stieg die Arbeitslosigkeit von etwa 3,5 % auf eine Spitze von 6,1 % im Dezember 1970. Der Index der Verbraucherpreise stieg 1969 um 5,5 % und 1970 um 6 %.
 3. Der Rezession ging Anfang 1969 eine ernste Verknappung der Kredite voraus, die die Zinsraten zu Rekordhöhen trieb und einen dramatischen Mangel an liquiden Mitteln für die Geschäftsunternehmen schuf.
 4. Sie wurde begleitet von einem sinkenden Handelsbilanzüberschuß, einem steigenden Zahlungsbilanzdefizit und der chronischen Anfälligkeit des Dollars überall in der Welt.
- Als Nixon sein Amt übernahm, kündigte er eine Politik der „Inflationsbekämpfung“ an. Sie zielte nicht darauf ab, das Steigen der Preise, das den Kapitalisten nützt, abzuschaffen, sondern lediglich darauf, die Inflationsrate auf ein „vernünftigeres“ Niveau herunterzudrücken – etwa 2,5 bis 3 % im Jahr.

Und da die Ursache der Inflation – in den Augen des Monopolkapitals und seiner politischen Sprecher – in der zu großen Kaufkraft der Arbeiter besteht, war Nixons Programm darauf zugeschnitten, diese Kaufkraft zu verringern. Er setzte damit eine Politik fort, die von der Johnson-Administration in Gang gesetzt worden war: einerseits den privaten Verbrauch zu verringern, andererseits die Staatsausgaben für zivile Zwecke zu kürzen. Er behielt die 10-prozentige Einkommenzusatzsteuer von Johnson bei (1970 mit einer Rate von 5 %), und er setzte den Beschlüssen des Kongresses über Ausgaben für Erziehung und andere soziale Leistungen sein Veto entgegen mit der Begründung, diese Beschlüsse seien „inflatorisch“. Johnsons Politik der Dämpfung des wirtschaftlichen Wachstums, mit der Folge steigender Beschäftigungslosigkeit, wurde beibehalten, was zu der Talfahrt beitrug, die in der zweiten Hälfte des Jahres 1969 begann.

Die Rezession erreichte ihren Tiefpunkt im Dezember 1970, und 1971 setzte eine sehr träge Erholung ein. Während des Jahres 1971 stiegen die Verbraucherpreise um 4,5 %, während der Stand der Arbeitslosigkeit nach offizieller Schätzung bei etwa 6 % blieb. So erwies sich die von Nixon so genannte Anti-Inflationskampagne – selbst nach den offiziellen Angaben, die so gehalten waren, daß sie das volle Ausmaß der Verteuerung verdecken sollten –, als einzigartig erfolglos. Hand in Hand hielten steigende Preise und andauernde Arbeitslosigkeit an. Und die bürgerlichen Ökonomen prägten einen neuen Begriff für diese Erscheinung: „Stagflation“.

Während dieser Periode nahm Nixon – die kommenden Präsidentschaftswahlen vor Augen – Zuflucht zu einer Politik, die die Wirtschaft durch verstärktes *deficit spending* stimulierte. Er führte diese Politik bis ins Jahr 1972 fort, um am Wahltag die Wirtschaft so gut wie möglich aussehen zu lassen. Als Folge wies der Bundeshaushalt im Fiskaljahr 1971 (1. Juli 1970 bis 30. Juni 1971) ein Defizit von 23 Milliarden Dollar auf, im Fiskaljahr 1972 23,2 Milliarden Dollar und im Fiskaljahr 1973 voraussichtlich 24,8 Milliarden Dollar – mit die höchsten Defizite in der Geschichte des Landes.

Die „Neue Ökonomische Politik“

1971 wuchs das ewige Zahlungsbilanzdefizit der USA in astronomische Höhen. Mitte des Jahres brach eine Dollarkrise aus mit einem immer heftigeren Ansturm ausländischer Dollar-Halter, die ihre anwachsenden Dollarmengen im Austausch gegen festere Währungen wie die DM oder den Yen abladen wollten. Am 15. August war Nixon zu der Erklärung gezwungen, daß das US-Schatzamt nicht mehr länger Gold auszahlen würde für Dollars, die von Zentralbanken anderer Länder präsentiert werden. Und am 14. Dezember mußte er den Dollar abwerten, indem er den Goldpreis von 35 Dollar pro Unze auf 38 Dollar heraufsetzte – eine Abwertung von 8,57 %.

Zu dem Rekorddefizit der Zahlungsbilanz trug die Veränderung in der Handelsbilanz bei – von einem Handelsüberschuß von 2,7 Milliarden Dollar 1970 zu einem Defizit von 2 Milliarden 1971 – das erste Defizit dieser Größenordnung seit langen Jahren. Die Abwertung, so wurde erwartet, würde die Preise der US-Exporte senken und die der Importe anheben. Das würde helfen, das Handelsdefizit zu überwinden und damit das Zahlungsbilanzdefizit zu verkleinern. Aber Nixons ursprüngliches Konzept, noch vor der Abwertung, bestand darin, durch Verringerung der Inflation, Erhöhung der Produktivität und Druck auf die Löhne die Wettbewerbs situation der US-Exporte zu verbessern. Mit diesem Ziel legte er am 15. August seine „Neue ökonomische Politik“ vor. Diese begann mit der Festlegung eines 90 Tage langen sogenannten „Lohn- und Preis-Einfrierens“ (Phase 1), der die Einführung eines Systems formaler Kontrollen folgte (Phase 2). Ein Zahlungsbeirat (Pay Board) wurde eingerichtet, der aus je 5 Vertretern der Gewerkschaften, der Unternehmen und der „Öffentlichkeit“ bestand und mit der Aufrechterhaltung von Leitlinien bei Lohnerhöhungen befaßt war. Es wurde auch eine Preiskommission gebildet, deren Funktion angeblich in der Kontrolle der Preise bestand.

Der Zahlungsbeirat arbeitete mit großem Fleiß. Die Vertreter der „Öffentlichkeit“ arbeiteten Hand in Hand mit den Sprechern der Unternehmen und so stimmte der Beirat prompt dafür, Lohnerhöhungen für 1972 auf 5,5 % zu begrenzen, und schlug vor, 1973 die Grenze noch niedriger zu setzen. Er hob Lohnerhöhungen auf, die in mehreren größeren Tarifverhandlungen durchgesetzt worden waren, und gebärdete sich so unverschämt anti-gewerkschaftlich, daß vier der fünf Gewerkschaftsvertreter gezwungen waren, auszuscheiden. Auf der anderen Seite waren die Anweisungen der Preiskommission so voller Sonderregelungen und Schlupflöcher, daß sie weitgehend wirkungslos blieben. Auch dank der Untätigkeit der Kommission stiegen die Preise ohne größere Behinderung weiter.

Kurzum, die tatsächliche Bedeutung der „Neuen Ökonomischen Politik“ lag in der Einführung von Lohnkontrollen. Mehr noch, sie band die erlaubten Lohnerhöhungen im Namen der „Steigerung der Produktivität“ an die Beschleunigung des Arbeitsprozesses. Zu all dem kam schließlich die Wirkung der Abwertung, die die Lebenshaltungskosten noch mehr in die Höhe trieb, da die Preise für Importgüter in die Höhe gingen und solche Verteuerungen dazu neigen, auf andere Produkte überzuspringen, und zu einem weiteren Druck auf die Löhne führte, um den Vorteil für die Exportpreise aufrechtzuerhalten, den man sich von der Abwertung versprach.

„Wohlstand“ à la Nixon

1972 beschleunigte sich der Aufschwung. Das Bruttosozialprodukt wuchs real

um 6 %. Die industrielle Produktion lag um 7 % über der von 1971 und die Neuinvestitionen stiegen um 8,5 %. Es war Nixons „sehr gutes Jahr“. Aber für die Massen der arbeitenden Bevölkerung, und vor allem für die schwarzen, mexiko-amerikanischen und puertorikanischen Arbeiter ließ es viel zu wünschen übrig.

Die Arbeitslosigkeit ging nur langsam zurück, und die offizielle Zahl im Februar war über 5 %. Aber das gibt nicht das wirkliche Bild wieder, da die offizielle Schätzung die Arbeitslosigkeit eher verdunkeln als aufdecken soll. Zum einen läßt sie jene aus, die im gegenwärtigen Zeitpunkt nicht aktiv nach Arbeit suchen, und klassifiziert sie nicht als arbeitslos sondern als „nicht zu den Arbeitskräften gehörend“. Zweitens berücksichtigt sie jene nicht, die – unfreiwillig – nur zeitweise beschäftigt sind. Diese werden als „beschäftigt“ klassifiziert, auch wenn sie nur wenige Stunden in der Woche arbeiten. Wenn man diese beiden Kategorien berücksichtigt, dann liegt die tatsächliche Arbeitslosenrate näher bei 10 % als bei 5 % – eine hohe Arbeitslosigkeit für eine Periode der „Prosperität“.

Und das ist keineswegs die ganze Wahrheit. Unter den 16- bis 19-jährigen Jugendlichen beträgt die durchschnittliche Arbeitslosigkeit 1972 nach den offiziellen Angaben 14,3 %. Unter den schwarzen Jugendlichen war die Rate 34,2 % – ein Niveau, das mit dem der Depression der 30er Jahre konkurriert.

In den Getto-Gebieten liegt die Arbeitslosigkeit weit über den statistischen Gesamtzahlen. So hat eine aktuelle Studie der *Urban League*, eine Organisation, die sich mit den Problemen schwarzer Arbeiter befaßt, aufgedeckt, daß in den Gegenden mit armer schwarzer Wohnbevölkerung in 44 Städten die durchschnittliche Arbeitslosigkeit bei fast 24 % liegt. Andere Studien zeigen, daß unter den Jugendlichen in diesen Gegenden die Arbeitslosigkeit klar über 50 % ausmacht.

In den schwarzen, mexiko-amerikanischen und puertorikanischen Getto-Gebieten leben also die Massen der Arbeiter und ihrer Familien unter Bedingungen ständiger Depression. Und unter Nixon hat sich ihre Situation noch verschlechtert. So sind die Zahlen derer, die finanzielle Unterstützung vom Staat erhalten, von 8 Millionen im Jahr 1969 auf fast 15 Millionen 1972 gestiegen. Darüber hinaus ist die offiziell angegebene Zahl der unter der Armutsgrenze Lebenden, die im Sinken begriffen war, jetzt wieder im Steigen.

Zudem haben die letzten Jahre ein ständiges Wachstum des Anteils am Volkeinkommen gesehen, den die Kapitalistenklasse für sich in Anspruch nimmt. Nach einer Studie des AFL-CIO-Wirtschaftsexperten Nat Goldfinger war – wegen der höheren Steuern – „die Kaufkraft des Wocheneinkommens des durchschnittlichen Lohn- und Einkommensbeziehers im Juni 1972 nur wenig größer als sie 1965 war.“ („The Economic Squeeze on the Worker, 1972“, AFL-

CIO American Federationist, December 1972.)

Während die von den Arbeitern gezahlten Steuern erhöht wurden, haben die großen Konzerne weiter großzügige Steuergeschenke bekommen in der Form erhöhter Abschreibungssätze und Steuerkredite bei Neuinvestitionen. Nach Schätzungen der AFL-CIO haben diese Maßnahmen die Steuerrate der Unternehmen um 15 bis 20 % verringert. Und während des letzten Jahres sind neue Steuererleichterungen hinzugekommen. Folgerichtig wuchsen die Kassenüberschüsse der Konzerne (Profite nach Abzug der Steuern plus die akkumulierten Abschreibungen) von 82,9 Milliarden Dollar 1965 auf 120,2 Milliarden 1972. Selbst wenn man großzügige Preiserhöhungen für diese Periode in Rechnung stellt, kommt dies einer jährlichen Steigerung von 8 % gleich. Zwischen 1970 und 1972 wuchsen die Konzernprofite nach Steuerabzug um 30 % und die Kassenüberschüsse um 26 %, während der durchschnittliche Nettoverdienst eines Arbeiters mit drei Abhängigen nur um 15 % zunahm. Kurzum, der Produktanteil, den der Arbeiter erhält, geht ständig zurück, und Nixons Politik ist angelegt, diesen Prozeß zu beschleunigen.

Nixon behauptet in seinem Wirtschaftsbericht, daß die Inflation 1972 unter Kontrolle gebracht worden ist. Die Konsumentenpreise, so sagt er, wären nur mit einer Rate von 3 % gestiegen, und diese würde bald auf 2,5 % gekürzt werden. Aber Anfang 1973 waren wir Zeuge eines spektakulären neuen Anziehens der Preise, das Nixons Behauptungen Lügen strafte. Im Januar stiegen die Nahrungsmittelpreise um 3 %, der höchste monatliche Anstieg in 22 Jahren. Die Großhandelspreise für Agrarprodukte schnellten im Februar um 3,2 % in die Höhe und im März um 4,7 %; sie führten zu entsprechenden Erhöhungen der Einzelhandelspreise. Zusätzlich stiegen die Großhandelspreise einer Reihe von Industrieprodukten im Februar und März steil an, was zu neuen Sprüngen der Verbraucherpreise in den nächsten Monaten führen wird. Nach der Nixon-Regierung lag die Ursache dieser Preiserhöhungen in der erhöhten Verbrauchernachfrage, die sowohl Einkommenszuwächse wie Produktionseinschränkungen widerspiegeln, und überwiegend von den Schlechtwetter-Bedingungen innerhalb und außerhalb der USA herrührte. Danach war es eine einfache Frage der Angebot- und Nachfrage-Beziehungen, die sich schließlich durch vermehrte Produktion erholen würden. Gegen Ende des Jahres würden sich die Preise wieder eingependelt haben.

Bei diesem Bild ist ausgelassen, daß Farm-Einkommen und -Profite enorm gestiegen sind, und daß der Großteil dieses Zuwachses einer relativ kleinen Zahl von riesigen kapitalistischen Farmen zugeflossen ist, die ihrerseits im Besitz von riesigen Konzernen sind. Ausgelassen ist auch die Tatsache, daß einige wenige Konzerngiganten die fleischverarbeitende Industrie beherrschen, und daß dieselbe Situation in anderen Industrien der Nahrungsmittelweiterverarbeitung existiert; ebenso die Tatsache, daß die gewaltigen Supermarktketten

den Großteil ihrer Nahrungsmittelweiterverarbeitung selbst besorgen. Mit anderen Worten: die Nahrungsmittelpreise werden heute in den Vereinigten Staaten nicht durch Angebot- und Nachfrage-Verhältnisse bestimmt, sondern vielmehr durch Monopolpreismanipulationen. Es sind die großen Monopole, die sich an der gegenwärtigen Preistreiberei bereichern.

Nixons erste Reaktion auf die steigenden Nahrungsmittelpreise bestand in der Erklärung, daß nichts getan werden könne, daß die Natur ihren Lauf nehmen müsse, und daß, bis Produktionserweiterungen die Engpässe aus der Welt geschafft haben würden, die arbeitende Bevölkerung die Situation dadurch meistern müsse, daß sie ihre Eßgewohnheiten zugunsten der billigsten Nahrungsmittel verändere. Aber als das unaufhörliche Steigen der Preise zu Reaktionen von Wut und Ärger quer durch die Nation führte bis hin zu einem Boykott von Fleisch, dem übelsten Preiskletterer, war er zu einigen Aktionen gezwungen. Er fror die Nahrungsmittelpreise an den Spitzen, die sie im März erreicht hatten, ein – eine Maßnahme, die den allgemeinen Ärger nur noch weiter anheizte und die Forderungen nach Preissenkungen noch lauter werden ließ.

Mittlerweile war der Reallohn weiter gesunken, und Arbeiterfamilien konnten immer schlechter mit ihrem Geld auskommen. Und Nixon war gezwungen, seine Angabe aufzugeben, er hätte die Inflation unter Kontrolle gebracht. Mit diesen Entwicklungen fiel ein neuer Kollaps des darniederliegenden Dollars im Januar 1973 zusammen. Entgegen den Erwartungen hatte die Abwertung 1971 die Handelsbilanz nicht verbessert. Stattdessen schoß das Handelsdefizit hoch auf 6,5 Milliarden, das höchste aller Zeiten. Das Zahlungsbilanzdefizit blieb auf einem hohen Niveau, und jetzt entwickelte sich eine frische monetäre Krise mit einem Run auf den Dollar, der zu einer zweiten Abwertung am 12. Februar zwang. Dieses Mal wurde der Dollar um 10 % abgewertet, der Goldpreis von 38 Dollar auf 42,22 Dollar pro Unze heraufgesetzt. Die Abwertung verstärkte den Aufwärtsdruck auf die Preise.

Tatsächlich fand der steilste Aufschwung der Nahrungsmittelpreise in der unmittelbar auf die Abwertung folgenden Woche statt. Gleichzeitig erscheint es sehr zweifelhaft, ob die Abwertung zu einer wirklichen Verbesserung im Status des Dollars führen wird. Sie war vielmehr begleitet von den erneuten Forderungen Nixons, die anderen Ländern sollten ihre Importbarrieren gegenüber den USA senken, andernfalls würde — so drohte er — ein Handelskrieg beginnen. Käme es dazu, so würde das noch mehr Preiserhöhungen und noch größere Lasten für die arbeitende Bevölkerung bedeuten.

Die Neue Offensive

Nixon hat nach den Wahlen von 1972 einen neuen, offeneren und noch gemeinseren Anschlag auf die materiellen und sozialen Lebensbedingungen des

Volkes der USA durchgeführt. Da er nicht länger mehr vor der Notwendigkeit steht, wiedergewählt zu werden, zeigt er sich jetzt unverblümter und unverschämter als Handlanger der reaktionärsten Sektoren des US-Monopolkapitals.

Zunächst wurde die Phase 2 der „vorgeschriebenen“ Kontrollen ersetzt durch eine Phase 3 mit einem System der „freiwilligen“ Kontrollen. Die Zahlungskommission und die Preiskommission wurde abgeschafft, und die Organisation der Kontrollen wurde in die Hände des Rates für die Lebenshaltungskosten gelegt. Die bisherigen Richtlinien wurden beibehalten, einschließlich der 5½-Prozent-Grenze für Lohnerhöhungen, nur sollen sie jetzt „freiwillig“ durchgesetzt werden. Der Rat für Lebenshaltungskosten ist jedoch nicht nur berechtigt, die Erfüllung zu überprüfen, sondern auch imperative Anordnungen zu erlassen, wann immer er es für nötig hält. Um das zu erreichen, hat Nixon den Kongreß ersucht, das Gesetz zur wirtschaftlichen Stabilität – in dem Kompetenzen für imperative Kontrollen festgelegt sind – für ein Jahr auszusetzen.

Diese Änderungen bewirkten, daß die wenigen Preiskontrollen abgeschwächt wurden, während der Druck der Lohnerhöhungen beibehalten wurde. Mietkontrollen wurden zum Beispiel vollständig abgeschafft. Seine wirkliche Haltung gegenüber Preissteigerungen hat Nixon mit seiner Reaktion auf den Sprung der Nahrungsmittel ausgedrückt, wie weiter oben beschrieben. Gewiß wird in Regierungskreisen viel über „Flexibilität“ bei den Lohnkontrollen geredet. Wir können aber sicher sein, daß angesichts der neuen Welle von Preissteigerungen der Druck wachsen wird, die Löhne im Namen des „Kampfes gegen die Inflation“ niedrig zu halten. Bezeichnenderweise war das Einfrieren der Nahrungsmittelpreise begleitet von dem Einfrieren der Löhne in der Nahrungsmittelindustrie. Und hinsichtlich der nahenden größeren Tarifverhandlungen ist bereits klar gemacht worden, daß imperative Lohnkontrollen durchgeführt werden, wo immer die 5½-Prozent-Schwelle ernsthaft überschritten zu werden droht. Es ist auch klar, daß das Bemühen um größere Produktivität als Bedingung für Lohnerhöhungen mehr herausgestellt wird. So bringen also die Regulierungen der Phase 3 klarer denn je den promonopolistischen, antigewerkschaftlichen Charakter der Nixon-Politik heraus. Es bleibt keine Frage, daß ausschließlich beabsichtigt ist, die Löhne unten zu halten und Preise oder Profite überhaupt nicht zu kontrollieren.

Am klarsten drückt sich Nixons intensivierte reaktionäre Politik in seinem Vorschlag für den Bundeshaushalt des Fiskaljahres 1974 aus (das am 1. Juli 1973 beginnt). Nachdem er mit äußerster Bedenkenlosigkeit Geld ausgegeben und enorme Haushaltsdefizite vor den 72-er Wahlen angesammelt hat, stellt er sich jetzt als der Verfechter der trauten Werte von Selbstbescheidung, Sparsamkeit und Genügsamkeit vor. Wir müssen, sagt er, den himmelstürmenden

Ausgaben der Regierung ein Ende setzen. Wir müssen aufhören, über unsere Verhältnisse zu leben. Der Bundeshaushalt muß auf einem Niveau gehalten werden, das weder Steuer- noch Preiserhöhungen notwendig macht. Und wir müssen lernen, daß „ein Sich-Stützen auf größere öffentliche Leistungen nicht der Weg ist, über den die Bedürfnisse unserer Nation befriedigt werden“.

Die Ausgaben des Bundeshaushaltes im Fiskaljahr 1973 werden auf etwa 250 Milliarden Dollar geschätzt. Nixon schlägt vor, sie 1974 auf 268 Milliarden Dollar zu erhöhen. Er schlägt ebenfalls vor, das Defizit von 24,8 Milliarden 1973 auf 12,7 Milliarden Dollar zu verringern – ein Schnitt von 12,1 Milliarden.

Wo sind die erforderlichen Einsparungen, um das durchzuführen? Nicht bei den Militärausgaben; im Gegenteil, sie sollen von 76,4 Milliarden auf 81,1 Milliarden Dollar steigen, und dürften 1976 gut über 100 Milliarden liegen. Auf die Frage, warum das Ende der Kämpfe in Vietnam nicht zu einer Verringerung der Militärausgaben führt, lautet die Antwort, daß aus dieser Quelle keine „Friedensdividende“ sprudelt, da das einsparbare Geld bereits eingespart und anderweitig ausgegeben worden ist. Die Auslagen für den Indochinakrieg, so erzählt man uns, gingen von 21,9 Milliarden im Fiskaljahr 1969 auf 6,1 Milliarden Dollar 1973 zurück, und die Differenz wurde für andere Zwecke verwendet.

Aber die anderen Zwecke, es ist wichtig, das festzuhalten, sind *andere militärische Ausgaben*. Tatsache ist, daß die Masse der riesigen Militärhaushalte der jüngsten Jahre nicht Kosten für den Indochinakrieg widerspiegelt. Es handelt sich um Militärhaushalte des *Kalten Krieges*, Ausdruck der permanenten Kriegswirtschaft, die seit dem 2. Weltkrieg in den USA vorgeherrscht hat. Ihre politische Motivation liegt in dem Drang des US-Imperialismus nach der Beherrschung der Welt. Und ökonomisch haben sie dem Monopolkapital als eine hoch profitable Form bewußter Verschwendungen gedient, als ein Mittel, den Mehrwert auf eine für die Monopole höchst zufriedenstellende Weise zu verteilen, den die moderne industrielle Produktion erwirtschaftet hat und der unter kapitalistischen Bedingungen profitabel anders nicht absorbiert werden kann.

Es hat deshalb nicht überrascht, daß Nixons Genügsamkeit sich nicht auf die Militärausgaben erstreckt. Seine Vorschläge, zu Haushaltseinsparungen zu kommen, zielen vielmehr fast ausschließlich darauf, soziale Hilfsprogramme entweder zu kürzen oder ganz abzuschaffen. Es gibt mehr als 100 solcher Streichungen, die 7½ kleingedruckte Seiten im Budget ausmachen. Die folgenden Beispiele illustrieren ihr Wesen:

1. Das *Office of Economic Opportunity*, eine Behörde, die von Präsident Johnson als Träger des Programms „Kampf gegen die Armut“ geschaffen worden war, soll aufgelöst werden. Seine Haupttätigkeit, das Kommunale

Aktionsprogramm mit 907 lokalen Büros, die zahlreiche kommunale Aktivitäten durchführten, soll sofort eingestellt werden, ebenso eine Reihe weiterer Programme. Das Rechtsberatungsprogramm, ein anderer wichtiger Aspekt dieser Behörde, soll in eine andere Behörde überführt werden, die heute noch nicht existiert, die der Kongreß aber einrichten soll. Einige kleinere Programme sollen bereits existierenden Bundesbehörden angegliedert werden.

2. Im *Medicare Program* (eine Form medizinischer Hilfe für Alte, wobei ein beträchtlicher Teil der Kosten von der Regierung übernommen wird) sollen die Eigenbeiträge der Patienten mehr als verdoppelt werden, wodurch die Beiträge der Regierung um 1,6 Milliarden Dollar verringert werden. Das *Hill-Burton-Hospital-Bauprogramm* wurde mit der Begründung annulliert, es gäbe jetzt einen Überschuß an Krankenhausbetten. (In Wirklichkeit gibt es einen ernsten und wachsenden Mangel an Krankenhausbetten und medizinischer Versorgung im allgemeinen, besonders in den Getto-Gebieten.)

3. Die meisten Schulhilfsprogramme sollen abgeschafft werden. In diesen Programmen wurden den einzelnen Staaten für bestimmte Zwecke und unter bestimmten Bedingungen Bundesmittel zur Verfügung gestellt. Die Staatsregierungen hingen weitgehend von diesen Mitteln ab. Nixon schlägt jetzt vor, diese Programme durch ein 2,5-Millionen-Dollar-Programm aus Steuergeldern zu ersetzen, die unter die einzelnen Bundesstaaten aufgeteilt würden und von ihnen nach ihrer Entscheidung ausgegeben werden könnten. Von vornherein war klar, daß dieser Betrag um ein Drittel unter dem liegt, der bislang für die Schulhilfe zur Verfügung stand. Zweitens muß dieses neue Programm erst noch vom Kongreß verabschiedet werden, bevor mit den Fonds gearbeitet werden kann. Das Geld ohne Auflagen und Kontrollen an die einzelstaatlichen Behörden, die bekanntermaßen korrupt sind, zu geben, bedeutet drittens die Garantie, daß ein beträchtlicher Teil davon in diesem Sumpf versickern wird.

4. Zu den sonstigen Programmen, die eliminiert werden sollen, gehören: das Notstandsbeschäftigte-Programm, das etwa 300 000 Arbeitsplätze im öffentlichen Dienst in Gegenden mit besonders hoher Arbeitslosigkeit betreut; das Mietunterstützungsprogramm, das zur Zeit 2½ Millionen Familien unterstützt; die Behörde für wirtschaftliche Entwicklung, die in rückständigen Gebieten hilft; alle Programme der Stadterneuerung. Viele andere könnten noch angeführt werden.

Nixon, der vorsieht, daß es Kampf geben wird im Kongreß, um diese Streichungen wieder rückgängig zu machen, hat erklärt, er werde alle Mittel, die der Kongreß zusätzlich verabschiedet, auf Eis legen und sich weigern, sie auszugeben. Und er hat seine gehorsamen Marionetten in Schlüsselpositionen plaziert, um sicherzugehen, daß sein Zerstörungsprogramm schnell durchgeführt wird. Das OEO ist bereits entscheidend geschwächt, um den Kongreß

mit einem Leichnam zu konfrontieren. Im Ministerium für Gesundheit, Erziehung und Wohlfahrt wurden die jetzt schon schlimme und ungenügende Kinderversorgung und andere Wohlfahrtsprogramme an ihrem Lebensnerv getroffen.

Nixon versucht seine Aktionen damit zu rechtfertigen, daß a) diese Programme sich entweder als wertlos erwiesen oder bereits ihre Zwecke erfüllt hätten, oder b) daß sie auf Einzelstaats- oder Kommunalebene wirksamer durchgeführt werden könnten. Aber solche Erklärungen sollen nur seine wirklichen Motive verbergen.

Zugegebenermaßen sind diese Programme schwach und unangemessen, und in einigen Fällen wenig mehr als Gesten. Das spricht aber nicht für ihre Abschaffung, sondern für ihre Ausdehnung und Verbesserung. Daß sie überhaupt existieren, ist das Ergebnis von Jahrzehnten des Kampfes um die Forderung, daß die Regierung verantwortlich ist für die soziale Wohlfahrt der Massen der arbeitenden Bevölkerung. Nixons Vorschläge bedeuten nicht nur Streichungen im Haushalt, nicht bloß Annulierungen bestimmter Programme, sondern die *Zurückweisung dieser Forderung insgesamt*.

Das *Fortune*-Magazin, Sprachrohr des Big Business, beschreibt Nixons Ansichten in diesen Worten („The Real Mr. Nixon Stands Up“, April 1973):

„Heute, so stellt er fest, ist das amerikanische System des freien Wettbewerbs bedroht von einer möglicherweise verderblichen Philosophie, der ‚Wohlfahrtsethik‘. Wer die Wohlfahrtsethik unterstützt, glaubt, daß ‚das gute Leben jedem gleich jetzt verfügbar gemacht werden kann, und daß dies vom Staat geleistet werden kann‘. Es ist wesentlich, daß die Nation die Wohlfahrtsethik zurückweist und zurückkehrt zur ‚Arbeitsethik‘, nach der ‚eine gesunde Person das, was sie bekommt, verdienen soll, und das meiste dessen, was sie verdient, aufbewahrt‘.“

Als Teil dieser Zurückweisung muß die Bundesregierung erheblich an Umfang und Aufgaben verkleinert werden. „Nach vierzig Jahren nie dagewesener Expansion der Bundesregierung ist jetzt die Zeit gekommen, die Balance wiederherzustellen – mehr Menschen und mehr Verantwortung an die Staaten und Gemeinden und vor allem an das Volk überall in Amerika zurückzugeben.“

Nixon spricht sich hier für eine Rückkehr zum wirtschaftlichen Mittelalter-tum eines Herbert Hoover aus, der dafür hielt, daß arbeitslose Arbeiter ihre Arbeitslosigkeit selbst zu verantworten hätten, und der diesen Arbeitslosen „Selbstbescheidung“ predigte, während er mit leichter Hand öffentliche Mittel an in Schwierigkeiten geratene Kapitalisten verteilte. Es bedurfte eines gewaltigen Kampfes – und des Rücktritts Hoovers von der Präsidentschaft – um dieses politische Konzept zu überwinden. Nixon schlägt jetzt vor, alle diese Gewinne wieder auszulöschen.

Nixons Kommandos, sich nicht auf die Regierung bei der Lösung von Problemen zu stützen, sind – wie die von Hoover – ausschließlich an die Arbeiter gerichtet. Er sieht keine ins Gewicht fallende Verringerung der Summe vor, die die Konzerngiganten vom Staat erhalten. Nixons Steuerprogramm kennt keine Verringerung der Steuererleichterungen, die sie jetzt durch die Möglichkeit beschleunigter Abschreibung, durch Investitionskredite usw. genießen. Er ruft auch nicht auf für Steuerreformen, die notwendig wären, die unerträglichen Klassen-Ungleichheiten zu korrigieren, die den Anteil der Steuerlast für die arbeitende Bevölkerung erheblich erhöhen. Die großen Monopole sollen vielmehr die Nutznießer der immer größeren Militärausgaben werden.

Nixons ökonomische Politik ist daher ein direkter Anschlag auf die Lebensbedingungen der Arbeiterklasse, der Armen und der Hungrigen, und besonders der Schwarzen, der Chicanos und der Puertorikaner und anderer unterdrückter Volksgruppen, die von den vorgesehenen Streichungen der Sozialprogramme doppelt betroffen sind. Es handelt sich um eine rassistische Politik, die direkt verknüpft ist mit Nixons absichtlicher Eskalation des Rassismus in seiner Wahlkampagne, und als Mittel eingesetzt wird, die Arbeiterklasse zu spalten und die Superprofite der Monopole weiter anschwellen zu lassen.

Die Nixon-Politik steht für die krasseste, nackteste und roheste Form des staatsmonopolistischen Kapitalismus. Alle Heuchelei eines „Wohlfahrtsstaates“ ist verflogen. Die Fortschritte, die die arbeitenden Massen in ihrem Kampf, die Wirtschaft des Staates für ihre Interessen nutzbar zu machen, erzielt haben, sollen wieder rückgängig gemacht werden. Der Staatsapparat soll offen und ohne jeden Abstrich Instrument für das weitere Ausrauben des Volkes durch das Finanzkapital sein. Hand in Hand damit geht das Aushöhlen der demokratischen Rechte und der stärkere Einsatz repressiver Maßnahmen im Namen von *Law and Order*, worauf Nixon in einer seiner Botschaften über die Lage der Nation ebenfalls näher eingegangen ist.

Der Kampf gegen den Nixonismus

Nixons reaktionäre Offensive hat bereits weitverbreitetes Unbehagen und steigenden Widerstand hervorgerufen. Angesichts der endlos steigenden Preise werden die Arbeiter in wachsendem Maß ärgerlich über das Diktat der Lohnkontrollen, was sich mit Sicherheit in den vielen wichtigen Tarifverhandlungen ausdrücken wird, die 1973 auf der Tagesordnung stehen. Auch gegen die Haushaltsstreichungen ist wachsender Widerstand festzustellen. Erst jüngst haben in der Hauptstadt Washington Zehntausende gegen diese Streichungen demonstriert, und es fanden zahlreiche lokale Demonstrationen und andere Aktionen gegen das Streichen des Kinderversorgungsprogramms statt,

gegen die Ungerechtigkeiten und Mängel der öffentlichen Hilfe und ähnliche Programme. Und nicht zuletzt gibt es die spontane Reaktion gegen die in den letzten Monaten galoppierenden Nahrungsmittelpreise. Im Lauf der Zeit werden diese Formen des Widerstands mit Sicherheit weiter verbreitet und besser organisiert.

Es ist klar, daß ein prinzipieller Kampf gegen die Nixon-Politik in ihrer Gesamtheit vor uns liegt. In einem solchen Kampf sind die zentralen Brennpunkte die folgenden:

1. Eine zentrale Forderung muß sich auf die Liquidierung der Lohnkontrollen richten. Die schamlose Mitarbeit von AFL-CIO-Präsident George Meany und anderer Gewerkschaftsführer in dem Phase-3-Programm muß zurückgewiesen werden. Diese Führer würden Kontrollen akzeptieren, vorausgesetzt, sie sind „ausgewogen“. Aber so etwas wie „Ausgewogenheit“ gibt es nicht in der Nixon-Politik. *Lohnkontrollen müssen generell abgelehnt werden.*
2. Ebenso dringend ist der Kampf gegen Nixons Haushaltskürzungen. Ein maximaler Druck der Bevölkerung auf den Kongreß ist nötig, um die Sozialprogramme, die Nixon zerstören will, wieder aufzubauen und zu verbessern. Eine wesentliche Forderung in diesem Zusammenhang ist die drastische Kürzung der Militärausgaben und das Zerschlagen des ganzen Systems des Kalten Krieges mit Militärbasen und Truppen im Ausland, und der Gebrauch dieser Steuermittel für Steuerkürzungen und Sozialprogramme.
3. Von besonderer Bedeutung ist der Kampf gegen die galoppierenden Preise. Zusätzlich zu Boykotts und ähnlichen Maßnahmen muß Druck auf den Kongreß ausgeübt werden, damit er eine Not hilfegesetzgebung zum Zurückrollen der Nahrungsmittelpreise und auch echte langfristige Preis- und Profitkontrollen verabschiedet. Die Forderung nach Kürzung der Militärhaushalte muß auch aus dem Grund erhoben werden, weil diese die Hauptursache der Inflation darstellen.
4. Ein umfassendes Bundesarbeitsbeschaffungsprogramm ist nötig, um die Arbeitslosigkeit zu bekämpfen, vor allem um Arbeitsplätze für die arbeitslosen Jugendlichen, Schwarzen, Chicanos und Puertorikaner zu beschaffen. Zum Wiederaufbau der zerfallenden Gettos und Barrios muß ein spezielles Programm durchgeführt werden, in dem die in den betreffenden Vierteln wohnenden Arbeiter beschäftigt werden. Zudem muß die Bewegung für eine Verkürzung der Arbeitswochenzeit verstärkt fortgeführt werden. Bedingung für den Erfolg dieser und damit zusammenhängender Kämpfe ist das Herbeiführen der Einheit der Arbeiterklasse, was in den USA in erster Linie die Errichtung der schwarz-weißen Einheit bedeutet. Das verlangt einen viel stärkeren Kampf gegen den giftigen Rassismus, der weiße Arbeiter lähmt und den Nixon nach besten Kräften anzuheizen versucht. Seine Politik kann nicht bezwungen werden, wenn nicht die rassistische Ideologie und jegliche

nationale und rassistische Diskriminierung in all ihren Formen überwunden wird.

Diese Kämpfe müssen zur Grundlage einer Bewegung gemacht werden, die für die politische Unabhängigkeit von den zwei Parteien des Monopolkapitals kämpft, eine Bewegung, die zum Aufbau einer Massenpartei des Volkes führt, die gegen Nixon nicht mit einem anderen Sprecher der Monopole antritt, sondern mit einem Sprecher des Volkes gegen die Monopole. Während dieser Entwicklung müssen wir das Ziel des Sozialismus im Auge behalten, der allein eine wirkliche Lösung für die ökonomischen Probleme bereithält, die herrühren von Klassenausbeutung und nationaler und rassistischer Unterdrückung, den Wahrzeichen des Kapitalismus.

Amadeo Richardson Rassismus und Klassenkampf

1972 war ein Jahr wachsender Widersprüche und verschärfter Klassenkämpfe innerhalb der Vereinigten Staaten und ein Jahr des Rückzugs des US-Imperialismus in der Welt. Präsident Nixon, der Sprecher des reaktionärsten Teils des staatsmonopolistischen Kapitalismus der USA, war gezwungen, die Beziehungen zu verschiedenen sozialistischen Ländern – einschließlich der Sowjetunion – zu normalisieren. Der Völkermord-Krieg des US-Imperialismus gegen das vietnamesische Volk wurde zu einem Stillstand gebracht, der andauern kann, wenn alle Friedenskräfte in den USA und aller Welt weiter wachsam bleiben.

Der US-Imperialismus war gezwungen, neue Manöver und Taktiken anzuwenden. Innerhalb der US-Grenzen haben zahlreiche unabhängige Gruppen ihre Rechte auf kämpferische Art verteidigt. Das schließt den Kampf der Bergarbeiter um die Kontrolle ihrer Gewerkschaft ein, den Kampf der schwarzen Kongress-Fraktion, und den Freiheitskampf der Schwarzen, Puertoikaner, Indianer, Chicanos (Mexiko-Amerikaner) und Asien-Amerikaner. Es ist deshalb keine Überraschung, daß die Konzerne und ihre Vertreter in Regierung, Parlament und Gerichtswesen Maßnahmen ergriffen, um sich dieser Welle demokratischer Aktionen entgegenzustemmen. Unter diesem Gesichtspunkt muß die Wahlkampagne Richard Nixons betrachtet werden.

Angesichts der Tatsache, daß er in der Außenpolitik zurückweichen oder seine Taktik ändern mußte, war der US-Imperialismus gezwungen, die Unterdrückung im eigenen Land zu verschärfen, um seine hohe Profitrate zu halten oder sogar noch zu erhöhen. Bei dieser Neuakzentuierung ihrer Politik griffen die Monopole auf zwei ihrer fundamentalsten Waffen zurück, um die Reihen der Arbeiterklasse zu spalten und jede Form demokratischer Bewegung zu unterdrücken: Rassismus und Antikommunismus.

Bei den Novemberwahlen wurde der Rassismus auf neue Art benutzt, die die neue Stoßrichtung in der Politik des Monopolkapitals widerspiegeln. In der Frage der Bürgerrechte wechselten sie über von der Politik, kleinere Zugeständnisse zu machen, zu offenen rassistischen Attacken. Ihre Lösung ist jetzt: „Die Schwarzen, die Chicanos, die Puertoikaner und die Indianer sind zu weit gegangen.“ Es wurden Versuche unternommen, jene Rechte zu eliminieren, die während der Bürgerrechtsbewegung erkämpft worden waren.

Die Wahlkampagne Nixons verstärkte die untergründigen Ängste der weißen Bevölkerung und gab ihnen neue rassistische Konzepte ein. Nixon machte die Schwarzen für die Verschlechterung der Schulverhältnisse verantwortlich, die angeblich durch das „busing“ verursacht würden („busing“: mit Schulbussen werden weiße und andersfarbige Kinder – die meistens in verschiedenen Vierteln wohnen – in gemeinsame Schulen gebracht, um so den verfassungsmäßig vorgeschriebenen gleichen und integrierten Unterricht zu ermöglichen.) Demagogisch erklärte er, er sei gegen das sogenannte erzwungene „busing“. Von den 44 % Schulkindern, die gegenwärtig vom „busing“ erfaßt sind, hat Nixon keine Einwände gegen 42 %. Er wendet sich nur gegen die 2 %, bei denen das „busing“ dazu führt, daß schwarze Kinder eine bessere Erziehung bekommen.

Nixon machte die Schwarzen für das Ansteigen der Ausgaben für Wohlfahrt (= Sozialunterstützung) verantwortlich. Dazu stellte der marxistische Wirtschaftstheoretiker Victor Perlo in einer Rundfunksendung im November 1972 fest:

„Die herrschende Klasse der USA ist in der Tat geschickt. Während sie in der allgemeinen Propaganda vorgibt, sie wäre für gleiche Rechte („Wir sind ein Arbeitgeber, der jedem die gleiche Chance gibt“), strengt sie sich insgeheim an, unter der weißen Bevölkerung Massen-Rassismus zu entzünden. Für wie viele Jahre schoben die Arbeitgeber ihre totale Diskriminierung auf ihre weißen Arbeiter? Aber wenn sie durch Gesetz oder Kampf gezwungen würden, bestimmte Diskriminierungspraktiken fallen zu lassen, stellte sich fast immer heraus, daß die weißen Arbeiter nichts dagegen hatten. Sie machen den weißen Arbeitern schöne Worte, sagen ihnen, wie gut es ihnen ginge, daß sie zur „Mittelklasse“ gehören... Nachdem sie Millionen Schwarze von der Möglichkeit ausgeschlossen haben, sich durch Arbeit ihren

Lebensunterhalt zu verdienen, werfen sie ihnen vor, sie seien „Wohlfahrtsfaulenzer“, und wollen den weißen Massen weismachen, daß die hohen Steuern, die sie zahlen, in solch absolut dunklen Kanälen verschwinden. Nachdem sie ein Lumpenproletariat unter den Schwarzen geschaffen haben – genauso wie früher unter den Weißen – geben sie der Kriminalität, die unter solchen Bedingungen unvermeidlich blühen muß, einen rassistischen Anstrich; eine Kriminalität, die von Weißen gesteuert und organisiert wird.“

Bei dem Versuch, die weißen Massen gegen die Schwarzen aufzubringen, die Weißen glauben zu machen, daß die „schwarzen Wohlfahrtsfaulenzer“ ihre Steuergelder aufbrauchen, vergaß Nixon, die folgenden Tatsachen zu erwähnen.

Die Mehrzahl der Wohlfahrtsempfänger ist weiß, und es ist Nixons Wirtschafts- und Sozialpolitik, die die Liste der „Wohlfahrtsbezieher“ anschwellen läßt. Nur 4 % des Bundesetats werden für Soziales ausgegeben, während 32 % – über 81,1 Milliarden Dollar – auf die Rüstung entfallen. Tatsache ist, daß die Banken für „Zinsen für die staatlichen Schulden“ mehr als doppelt so viel bekommen wie für die Wohlfahrt ausgegeben wird. Das Militär, das ohnehin den größten Anteil am Kuchen des Staatshaushalts erhält, steckt jährlich noch Millionen Dollars an sogenanntem „Kosten-Überzug“ ein. Man kann also klar feststellen, daß die wirklichen Wohlfahrtsempfänger die Bankiers und die Militärmaschine sind.

Es gab keine Frage, daß Nixon nicht nur die Unterstützung der größten Konzerne im Land sondern auch der Rassisten und ultrarechten, profaschistischen Reaktionäre im Süden hatte. Wallace brüstet sich zu Recht, daß Nixon und sein Vizepräsident Spiro Agnew seine Politik aufgenommen haben. Nixons Appelle sind auf demselben Niveau und beziehen sich auf dieselben Inhalte wie die von Wallace. Daß Wallaces Gefolgschaft jetzt hinter Nixon steht, hat eine neue und sehr gefährliche Situation geschaffen, in der eine Erklärung des Präsidenten mit rassistischen Inhalten eine offene Unterstützung rassistischer Gewalt darstellt. Der Mord an schwarzen Studenten der Southern University in Baton Rouge, Louisiana, die rassistischen Angriffe und Provokationen an Bord der Kriegsschiffe Kitty Hawk und Constellation, die rassistische Gewalttätigkeit in den neuen Wohnvierteln in Newark, New Jersey, und Forest Hills, New York; die rassistischen Aktionen eines fanatischen weißen Mobs, ähnlich denen von 1957 in Little Rock, Arkansas; daß schwarze und puertorikanische Jugendliche gewaltsam daran gehindert werden, ihre Oberschule in Canarsie, New York, zu betreten, und Petroleum in die Busse, die schwarze Schulkinder transportieren, geschleudert wird; der kaltblütige Mord von schwarzen Jugendlichen in zahlreichen städtischen Gettos – das sind keine isolierten Vorfälle. Vielmehr werden sie gespeist durch das rassistische Klima, das durch die Kampagne zur Wiederwahl Nixons angefacht wurde.

Die Nixon-Kampagne war alles in allem von ähnlichem Zuschnitt wie die von George Wallace – eine Kampagne faschistenähnlicher Demagogie, die als angeblicher Populismus getarnt war.

Wir bekommen ein klareres Bild, wenn wir uns Wallace während seiner Kampagne zu den Florida-Vorwahlen für die Nominierung des demokratischen Präsidentschaftskandidaten ansehen. Wallace erklärte damals, er würde sich um die Kandidatur bewerben, um den „Mann auf der Straße“ zu verteidigen, im Gegensatz zu allen anderen Kandidaten, die von den „Interessen des Großen Geldes und den Agenten der Macht“ abhängen. Wallace entfaltete seine Demagogie mit Konzepten von der „Regierung als dem gemeinsamen Beschuß der Regierten“, des „Zurückbringens der Freiheiten, die von den Gründungsvätern her uns zugesichert sind“, und der Losung „was das Beste ist für Amerika“.

„Was das Beste ist für Amerika“ – so wie Wallace es sieht – zeigt sich bei einem näheren Blick auf Alabama. Er beansprucht, der Freund der Arbeiter zu sein, ihre Rechte zu verteidigen gegen die Interessen des „großen Geldes“. Tatsächlich aber rangiert Alabama an 48. Stelle der US-Bundesstaaten im Pro-Kopf-Einkommen, das 1069 Dollar unter dem nationalen Durchschnitt liegt; unter Wallace wird diese Kluft immer weiter. In der Armut-Statistik steht Alabama an zweiter Stelle – jeder vierte Einwohner Alabamas lebt unterhalb der offiziellen Armutsgrenze. Alabama hat immer noch das gewerkschaftsfeindliche „Recht-auf-Arbeit“-Gesetz, das die Versuche der Arbeiter behindert, sich zu organisieren, um ihren Lebensstandard zu verbessern. Es ist eine offene Einladung an die großen Konzerne im Norden, die sich den Forderungen und dem Druck der kämpfenden Arbeiter an der Basis gegenübersehen, in den Süden zu kommen, wo sie ihre Profite steigern können, weil die Durchschnittslöhne niedriger sind und Gewerkschaftsfeindlichkeit an der Tagesordnung ist. Kein Wunder also, daß Alabama eine zentrale Rolle in den Planungen des Großkapitals spielt.

Alabama steht auch auf dem letzten Platz in den Ausgaben für das öffentliche Schulwesen pro Schüler und hat eine der höchsten Analphabetenquoten des Landes. Es rangiert auf dem 49. Platz in Wohlfahrtszahlungen für Kinder und auf dem 42. in Arbeitslosenunterstützung.

Die Notwendigkeit für die Arbeiterklasse, ihre Einheit herzustellen und das tödliche Gift des Rassismus zu bekämpfen, erweist sich an diesem Beispiel ganz klar.

Die große Mehrheit der Arbeiter in Alabama ist unorganisiert, gehört keiner Industriegewerkschaft an. Neben dem Beleg, daß Wallace – der Gouverneur Alabamas – ein gehorsamer Diener der Rockefeller-ITT-Morgan-Interessen ist, zeigt sich hier auch, daß Rassismus die gesamte Arbeiterklasse berührt – schwarz, braun, gelb und weiß. Das kann an den großen Lohnunterschieden

abgelesen werden, die zwischen schwarzen und weißen Arbeitern im Süden und zwischen den Arbeitern im Süden allgemein und denen im Norden herrschen. Das bedeutet natürlich, daß zusätzliche hunderte Millionen Dollar Extraprofite von Wall Street gemacht werden. Das ist nur möglich, weil die Schwarzen in diesem Staat besonders unterdrückt und die weißen Arbeiter glauben gemacht werden, daß die schwarzen Arbeiter ihre Feinde sind und nicht die großen multinationalen Konzerne.

Dies bedroht nicht nur die Lebensverhältnisse der Arbeiter – schwarz und weiß – in Alabama und anderen Südstaaten, sondern auch der Arbeiter im Norden. Da Alabama die niedrigste Unternehmensvermögenssteuer im ganzen Land hat, werden Arbeiter in den Nordstaaten ihre Arbeitsplätze und damit ihre Existenzgrundlage in den Betrieben verlieren, die allgemein „Weglauf“-Betriebe genannt werden – Betriebe, die das Gebiet verlassen, um im Süden neue Fabriken hochzuziehen. Diese Entwicklung wird tausende Arbeiter arbeitslos zurücklassen.

Die Wirkungen des Rassismus wurden noch in einem anderen Zusammenhang nach Nixons Wiederwahl offenkundig.

Am 30. Januar 1973 kündigte Nixon seinen Budget-Vorschlag für 1974 an. Er plant, über 115 soziale Programme und Behörden einzufrieren oder zu beenden, den Bundesanteil für Erziehung um ein volles Prozent von 8,8 auf 7,8 % zu kürzen, während die Kosten für Erziehung explosionsartig um mehr als 10 % pro Jahr in die Höhe gehen. Er schlägt Streichungen im Programm der geistig Kranken und ihrer Familien vor, während er 9,1 Millionen Dollar für „Repräsentationskosten“ veranschlagt, die er nach eigenem Gutdunken abrechnet. Er sieht fast 1,4 Millionen Dollar vor für Rasenmähen, Silberpolieren und Reparieren des Weißen Hauses, seiner Residenz in San Clemente an der Westküste, seiner Florida-Zuflucht Key Biscayne und des Staatsguts Camp David, alles unter Ausgaben der „Exekutive“.

Nixon erklärte seine Absicht, das Freimilch-Programm für Schulkinder – das er als „überflüssig“ bezeichnete – abzuschaffen; gleichzeitig aber sieht das Budget je 18 780 Dollar für den Präsidenten des Repräsentantenhauses und die beiden Sprecher der Fraktionen im Repräsentantenhaus zum Ankauf neuer Limousinen vor. Das sind noch 1000 Dollar mehr, als die Steuerzahler letztes Jahr für die Cadillac-Flotte der politischen Führer aufbringen mußten. Letztes Jahr wurden auch 5000 Dollar für ein Porträt des Präsidenten des Repräsentantenhauses ausgegeben.

In Nixons Budget wird erklärt, daß keine neuen Projekte für folgende Programme mehr zugelassen werden: Stadterneuerung, Modell-Städte – ein Programm zum Neuaufbau der Gettos –, Wiederherstellungskredite, Zuwendungen für kommunale Gemeinschaftseinrichtungen, Kredite für öffentliche Einrichtungen.

Nach den neuen Budget-Kürzungen verringern sich die Zuwendungen für die Grundschule um 1,69 Milliarden Dollar, für Berufsschulen um 502 Millionen Dollar, für Sonderschulen um 37 Millionen Dollar und für Bürgerrechtskunde um 11,8 Millionen Dollar.

Darüber hinaus will Nixon, obwohl er in seiner Wirtschaftspolitik von einem Anwachsen der Wohlfahrtsempfänger um über eine Million ausgeht, die Ausgaben der öffentlichen Unterstützung insgesamt um 1,1 Milliarden Dollar kürzen. Wie als Beweis dafür, daß diese Angriffe auf die Lebensverhältnisse des Volkes nicht allein auf die rassistisch diskriminierte Bevölkerung zielen – wenn diese auch am schwersten getroffen wird – hat Nixon die Fonds für den Kampf gegen die Armut in den Appalachen, einer besonders armen Bergregion mit fast ausschließlich weißer Bevölkerung, um 16 Millionen und schließlich den allgemeinen Katastrophenfonds um 493 Millionen Dollar gekürzt.

Beleuchten wir mit einigen Hinweisen, wie der Rassismus sich auf die weiße Bevölkerung unseres Landes auswirkt. Die Eltern, denen Nixons rassistische Anti-Busing-Kampagne eingehämmert hat, die schwarzen Kinder wären die Ursache für den Zerfall des Erziehungssystems, müssen jetzt erkennen, daß es Nixon ist, der die gegenwärtigen Schulverhältnisse noch weiter verschlechtern will. Ihre Stimme für Nixon war eine Stimme gegen ihre eigenen Interessen. Wer Nixon bei dem Versuch hinter sich glaubte, die schwarzen Bürgerrechtsführer davon abzuhalten, neue Niedrigpreiswohnungen in der Nachbarschaft zu errichten, der sieht sich jetzt vor der bitteren Wirklichkeit, daß die Mittel für seine eigenen Wohnbedürfnisse gestrichen worden sind.

Wer für Nixon stimmte wegen seiner Demagogie zur sogenannten Arbeitsethik, die gleichzusetzen ist mit Faulheit, selbstverschuldeten Arbeitslosigkeit, Stromerei der Schwarzen und Braunen, findet sich jetzt mit dem Verlust des Arbeitsplatzes bedroht, bei steigendem Arbeitstempo und eingefrorenen oder fallenden Löhnen bei gleichzeitiger Preisexplosion. Sie müssen jetzt begreifen, daß es nicht um eine „Arbeitsethik“ ging, sondern um Forderungen an die Regierung, daß sie Arbeitsplätze zu beschaffen hatte und Horte und Kindergärten, damit auch die jungen Mütter zur Arbeit gehen können.

II.

Die obige Analyse der Auswirkungen des Rassismus führt einen zu dem unvermeidlichen Schluß, daß es keine Befreiung für die weiße Arbeiterklasse der USA geben wird, wenn nicht ein ständiger Kampf gegen den Rassismus geführt wird. Die Frage der Infiltration des Rassismus in die Arbeiterbewegung zu ignorieren, heißt, den wesentlichen Faktor bei dem Versuch zu übersehen, die Reihen der Arbeiter aller Nationalitäten im Lande zusammenzuschließen.

In diesem Kampf um die Einheit der Arbeiterklasse bleibt die Frage des weißen Chauvinismus die gefährlichste ideologische Waffe der herrschenden Klasse der USA.

Der weiße Chauvinismus entstand in der ersten Ära der kapitalistischen nationalen Unterdrückung, der Ära des Sklavenhandels. Dieser Handel war eine Methode der ursprünglichen Akkumulation des Kapitals (Akkumulation des ursprünglichen Kapitals, das zur Ausbeutung der Arbeitskraft benutzt wurde) für die entstehende Bourgeoisie und war verbunden mit dem Aufstieg dieser Klasse.

Chauvinistische Theorien wurden weiter entwickelt zur Rechtfertigung der Sklavenwirtschaften der USA und der britischen, holländischen und französischen Kolonien.

Die Gegner der Sklaverei argumentierten, daß die Versklavten ebenso menschliche Wesen seien wie die Sklavenhalter. Darauf konnten die Verfechter der Sklaverei nur mit dem Versuch antworten, aufzuzeigen, daß die Sklaven ganz sicher nicht so wertvoll seien wie ihre Herren.

In dieser Atmosphäre wurde der Katalog der Unterschiede aufgestellt, die angeblich die Inferiorität des Sklaven gegenüber seinem Herrn beweisen. Die amerikanischen Kapitalisten spielten eine entscheidende Rolle bei der Entwicklung des weißen Chauvinismus. Der Ursprung des weißen Chauvinismus in den USA liegt in der Sklaverei. Weil die USA die Sklaverei noch lange nach ihrer Abschaffung in allen anderen kapitalistischen Ländern aufrechterhielten und das Plantagensystem mit seinem speziellen Abhängigkeitssystem bis heute beibehielten, waren und sind die USA ein fruchtbare Boden für die allgemeine Verbreitung des weißen Chauvinismus. Die Wissenschaften der herrschenden Klasse – Geschichte, Ökonomie, Biologie, Soziologie, Psychologie usw. – wurden alle pervertiert und dienstbar gemacht, um die Überlegenheit der Weißen und die Minderwertigkeit der Schwarzen zu beweisen. Chauvinistische Theorien wurden darüberhinaus benutzt, um – nach Abschaffung der Sklaverei – die imperialistische Unterdrückung in den meisten Teilen der Welt zu rechtfertigen. Mit dem Beginn des modernen Imperialismus wurde der Chauvinismus für die herrschenden Klassen allgemein unverzichtbar. Der Faschismus entwickelte die Mythen der „Überlegenheit“ und „Minderwertigkeit“ von Nationen und Völkern in der Form des faschistischen Kannibalismus und Völkermordes, aufbauend auf der Theorie der „arischen“ Herrenrasse.

Die chauvinistischen Lügen und die imperialistische Unterdrückung, die sie ausstaffieren, betreffen nicht nur die unterdrückten Völker, sondern auch die Arbeiter und Bauern der Unterdrücker-Nation. Ein bereits beschriebenes Beispiel ist der Süden der USA, wo die imperialistische Unterdrückung des schwarzen Volkes zu einer ungünstigen Position des gesamten Südens in den

Fragen der Löhne, der Lebensverhältnisse, des Gesundheitswesens, der Erziehung, der Gewerkschaften, der Bürgerrechte und aller Lebensbereiche führt.

Die Auseinandersetzung mit diesen rassistischen Einflüssen ist die Schlüsselfrage im Kampf der Arbeiterbewegung. Chauvinismus zu akzeptieren, sich ihm anzupassen, mit ihm Kompromisse einzugehen, ihn nicht rücksichtslos zu bekämpfen – das ist Opportunismus. Das heißt, die Ideologie der herrschenden Klasse zu akzeptieren. Der Chauvinismus ist der Ideologie der Arbeiterklasse fremd; er dringt von außen, von der Bourgeoisie aus herein; seine besonderen Vertreter unter den Arbeitern finden sich in der Arbeiteraristokratie, die als ideologischer Transmissionsriemen von den Kapitalisten zur Arbeiterklasse fungieren. Die kapitalistische Klasse verbreitet das Gift des Chauvinismus über all ihre Propagandamittel, Presse, Radio, Fernsehen, Theater, Kino usw.

Sich dem Chauvinismus anzupassen, ist eine Kapitalulation vor der imperialistischen Verseuchung der Arbeiterklasse. Es bedeutet die offene Allianz von Arbeitern mit den Kapitalisten, die Unterstützung von Arbeitern für das „Recht“ der Bourgeoisie, andere Völker zu annexieren und zu unterdrücken, sie mit Krieg zu überziehen und zu versklaven. Für die USA selbst bedeutet es Unterstützung von Seiten eines Teils der Arbeiterschaft für das „Recht“ der weißen Imperialisten, Schwarze, Braune, Gelbe und Rote zu unterdrücken.

Chauvinismus degradiert und brutalisiert die Arbeiterklasse, hält sie ab vom Kampf gegen den wirklichen Gegner, verdunkelt ihr Klassenbewußtsein, macht Teile der Arbeiterklasse zu gefügigen Werkzeugen in den Händen ihrer eigenen Klassenfeinde.

Aus diesem Verhältnis zwischen dem Klassenkampf und dem Kampf gegen den Rassismus ergibt sich die fundamentale Bedeutung des Kampfes gegen den Rassismus in den Reihen der weißen Arbeiter.

Die Auseinandersetzung mit dem Rassismus kann jedoch nicht durchgeführt werden ohne den ständigen Kampf um die Verbesserung der Lebensbedingungen der unterdrückten Bevölkerung. Ein ständiger Kampf gegen alle Formen der Diskriminierung in der Industrie und der Gesellschaft als Ganzem ist nötig.

Greifen wir die rassistische Diskriminierung in der Stahlindustrie heraus. Im nationalen Durchschnitt sind etwa 25 % der Arbeitskräfte in der Stahlindustrie Schwarze. In solchen Städten wie Gary, Indiana, liegt das Verhältnis bei einem Drittel, während es an der Westküste 15 % Schwarze und 20-25 % Mexiko-Amerikaner angibt.

Die Arbeitsplätze in der Stahlindustrie sind in 33 Kategorien unterteilt. Im Tarifvertrag von 1971 erhielten die Lohngruppen 1 und 2 (Lohngruppen 1

Amadeo Richardson: Rassismus und Klassenkampf

bis 4 sind meist Hilfsarbeiter) 3.383 Dollar pro Stunde, und verbesserten sich bis August 1973 auf 3.635 Dollar.

Angelernte Arbeiter befinden sich in den Lohngruppen 5 bis 10. Der durchschnittliche Stundenlohn reicht von 3.745 Dollar für die Gruppe 6 bis 3.925 Dollar für die Gruppe 8. Die Lohngruppen 11 bis 33 (qualifizierte Facharbeiter) weisen Stundenlöhne von 4.195 bis 6.175 Dollar auf.

Die Spanne zwischen den Lohngruppen 1 und 2 am unteren Ende und der Lohngruppe 33 an der Spitze lag also 1971 bei 2.790 Dollar in der Stunde. 1973 hat sich die Spanne um 24 Cent auf 3.038 Dollar ausgeweitet.

Die meisten schwarzen Arbeiter in der Stahlindustrie befinden sich in den Lohngruppen 1 bis 8. Mit der Erhöhung der Spanne zwischen dem höchsten und dem niedrigsten Lohn haben die Gewerkschaftsführer und die Unternehmen diese Form der Diskriminierung schwarzer Arbeiter verstärkt.

Eine andere Form der rassistischen Diskriminierung besteht darin, daß die schwarzen Arbeiter gezwungen sind, die dreckigsten, gefährlichsten und härtesten Arbeiten auszuführen, ohne aus den unteren Lohngruppen herauszukommen.

In Detroit, dem Zentrum der Automobilindustrie der USA, setzte sich Billy Allan, ein Gewerkschaftsführer, folgendermaßen mit den diskriminierenden Praktiken in der Autoindustrie auseinander:

„Die ‚Abteilung für gerechte Beschäftigungspraktiken‘ informiert mich, daß 285 000 schwarze Arbeiter, Männer und Frauen, in der Autoarbeitergewerkschaft sind. Darunter sind 30 000 schwarze Frauen. Etwa die Hälfte der Frauen arbeitet bei General Motors, Ford und Chrysler, und sie bekommen etwa 3 Dollar die Stunde. Die restlichen arbeiten in Kleinbetrieben für 60 Cent weniger die Stunde. Natürlich ist keiner von ihnen fachlich qualifiziert. Die schwarzen weiblichen Arbeitskräfte sind konzentriert in Detroit, Los Angeles und im Osten. Das ganze Einnähen der Plastikbezüge in den Wagen wird heute mit elektrischen Nähmaschinen gemacht, und schwarze weibliche Arbeitskräfte tun das. Auch einige puertorikanische Frauen sind bei diesem Arbeitsvorgang beteiligt.“

Neben den 285 000 schwarzen Arbeitern in der Autoarbeitergewerkschaft gibt es 40 000 Chicanos und puertorikanische Arbeiter. Die Autoarbeitergewerkschaft hat keine Zahlen über indianische Arbeiter. In der Autoarbeitergewerkschaft sind etwa 10 % der 1,5 Millionen Mitglieder Facharbeiter. Davon sind nicht mehr als 3 % Schwarze, Chicanos oder Puertorikaner. Die höchste bekannte Beschäftigungsgruppe für einen schwarzen Arbeiter ist Werkzeugmacher.

Die Ford Motor Company hat auf starken Druck hin höhere Prozentanteile schwarzer Facharbeiter als Chrysler oder General Motors. GM diskriminiert am meisten, mit Hilfe seines Lehrsystems für Facharbeiter.

93 % der schwarzen Arbeiter in der Autoindustrie werden in knochenbrechende Jobs gesteckt, wo sie die härtesten und schwersten Objekte schleppen müssen, in Rennbahnjobs am Fließband, in lebensverkürzenden Gießereien und bei Schweißarbeiten eingesetzt.“

Billy Allan hebt dann besonders auf die Situation der schwarzen Jugendlichen in Detroit ab:

„Die Hoffnung der schwarzen Jugendlichen, einen Beruf zu erlernen, schwindet, und in vielen Fällen werden weiße Jugendliche ebenfalls ausgeschlossen. Währenddessen fahren die Unternehmen aus Reklamegründen fort, alle 6 Monate Lehrlingsgesuche entgegenzunehmen, obwohl keine Arbeitsplätze vorhanden sind. Dabei wird der beste Prüfling in jeder Gruppe angenommen, selbst wenn er sich letzte Woche erst beworben hat, und die anderen, die sich vor Monaten schon beworben hatten, werden zurückgewiesen und ihre Prüfungspapiere landen im Papierkorb. In diesen harten Zeiten machen viele College-Jugendliche und Söhne der Aufseher, Vorarbeiter und anderer Firmen-Haustiere die Prüfung. Sie kommen von lilyweißen Gegenden, haben nicht die rassistische Unter-Ausbildung, die den schwarzen Jugendlichen verpaßt wird, und können deshalb auch besser die mechanischen Tests hinter sich bringen. Viele der schwarzen Jugendlichen kommen deshalb nicht durch, weil ihre Getto-Schulen sie für nichts anderes als für knochenbrechende Arbeit vorbereiten. Das ist einer der Tricks, den die Unternehmer benutzen, um schwarze Lehrlinge aus ihren Betrieben herauszuhalten.“

Die schwarzen, mexiko-amerikanischen, puertorikanischen und indianischen Jugendlichen, die den Zugang zu den Fachberufen der Autoindustrie suchen, sehen sich auch dem ‚FBI‘ (Father, Brother, In-law – Vater, Bruder, verschwärter) – System der Lehrlingsauslese gegenüber. Die Bauberufe sind besonders bekannt für dieses System. Sicher, die schreiben ein oder zwei Mal im Jahr Lehrlingsstellen aus, aber wenn das FBI-System durchgeführt worden ist, kommen nur wenige noch dazu und die sind meistens weiß, mit einem oder auch zwei Schwarzen dazwischen, damit es besser aussieht.

Die Stadt Detroit hat nach der Kommission des Staates Michigan für Arbeitsplatzsicherheit 100 000 Jugendliche, die arbeitslos auf der Straße liegen; die meisten davon sind schwarz.

Bei den Großen Drei (GM, Ford, Chrysler) arbeiten etwa 121 000 schwarze Arbeiter in den untersten Lohngruppen. Die Schwarzen stellen 20,3 % der angelernten Arbeiter, 27,3 % der Hilfsarbeiter, 27,2 % der Dienstleistungsarbeiter. In den fünf besseren Berufsgruppen sind 8100 Schwarze. Schwarz sind 3 % der Facharbeiter, 3,8 % der Angestellten, 0,6 % der Akademiker, 1,2 % der Techniker und 1,2 % der Manager.“

Die Diskriminierung, wie sie hier für die besonders wichtige Auto- und Stahlindustrie beschrieben worden ist, erfaßt natürlich alle Bereiche der Gesellschaft.

Wir kommen daher zu dem Schluß, daß die Arbeiterklasse mit ihrem Kampf gegen alle Formen der Ausbeutung und Unterdrückung nicht nur ihre eigene sondern auch die Befreiung des ganzen Volkes herbeiführt. Der antikapitalistische, antimonopolistische Kampf in diesem multinationalen Staat schafft die Bedingungen für die ungehinderte Entwicklung aller nationalen und ethnischen Gruppen.

Wenn dieser Kampf nicht auch die Superausbeutung der Minderheiten mit einschließt, wird die Kraft der Basis in ihrem Einsatz für ökonomische und soziale Forderungen geschwächt. Nicht nur die Forderungen der Schwarzen und anderen unterdrückten ethnischen Gruppen, sondern auch der breiten Mehrheit der weißen Arbeiter.

Die Verbreitung dieses Klassenbewußtseins schärft auch das Bewußtsein der eigenen, unabhängigen Position der Arbeiterklasse, das immer fester in der Basis der Arbeiterschaft wurzelt. Das drückt sich aus in dem ständigen Kampf für höhere Löhne und kürzere Arbeitszeit, gegen die weitere Beschleunigung des Arbeitsprozesses; für mehr Demokratie in den Gewerkschaften und anderen Gebieten, wo die Menschen über ihr Leben bestimmen wollen. Nur wenn der Kampf gegen die Kollaboration mit der Kapitalistenklasse, gegen Rassismus und alle anderen Formen des Opportunismus unablässig und unerbittlich durchgefochten wird, kann die Arbeiterbewegung die Angriffe zurückschlagen, die von den großen Konzernen und ihrem Hauptsprecher, Richard Nixon, ausgehen.

Ronald Tyson
Schwarze Filme und der Freiheitskampf
der Afro-Amerikaner

Afro-Amerikaner sind nicht Neulinge in der Filmindustrie. Tatsächlich lagern in den riesigen Lagerhäusern von Hollywood und den Tresoren großer Produktionsfirmen Tausende von Metern Zelluloid, die sich auf die eine oder andere Weise mit den Farbigen beschäftigen. Da gab es so rassistische Horrorfilme wie: „The Nigger“, „The Coward“ (Der Feigling), „Sambo“, „The Wooing and Wedding of a Coon and the Birth of a Nation“ (Werbung und Heirat eines Negers und die Geburt einer Nation). Und dann gab's noch die Schauspieler, die ich am liebsten vergessen würde: Stepin Fetchit, Butterly McQueen, Amos'n'Andy und eine Menge anderer.

Die Geschichte der Schwarzen in der Filmindustrie ist eine kontinuierliche Folge rassistischer Stereotypen, Phantasien und Verzerrungen gewesen. Schwarze wurden dargestellt als Lendentuch tragende, Kauderwelsch brabbelnde Menschenfresser (die „Tarzan“-Ära); als schlampige, unfähige und faule „Schwarze“, als zufriedene Sklaven; als Super-Sex-Symbole – im allgemeinen wurden wir als Untermenschen porträtiert, deren einzige Vorzüge die Fähigkeiten sind, singen, tanzen, laufen und die größte Menge Wassermelonen in kürzester Zeit essen zu können.

Bis auf sehr wenige (und bemerkenswerte) Ausnahmen wurde Schwarzen nie erlaubt (der Begriff „erlaubt“ ist passend, da Schwarze weder Geld noch Möglichkeiten haben, Filme produzieren und vertreiben zu können, eine Sache, über die später noch gesprochen wird), in den Filmen anständige Rollen zu spielen, Rollen, in denen Schwarze als menschliche Wesen mit Familien oder festen Jobs gezeigt werden.

Dies war vor 50 Jahren so – und leider ist es so noch heute, weil in der Schwemme Schwarzer Filme, die von der Filmindustrie am laufenden Band hergestellt werden, nur ganz wenige sind, die das Image verbessern, das von Beulah, Stymie, von der „Little Rascals“-Serie (Kleine Halunken) und Buckwheat geprägt wurde.

Stattdessen wurden schwarze Schauspieler und Schauspielerinnen in Rollen gezwängt, die die rassistischen Stereotypen bekräftigen, die von der Bourgeoisie, von der die Filmindustrie ebenso wie jede andere Industrie in den Vereinigten Staaten kontrolliert wird, propagiert werden.

Eine unserer ersten Überlegungen bei der Analyse der Filmindustrie, oder genauer, des Schwarzen Films, ist die Tatsache, daß das Kino in den Vereinigten Staaten fast ausnahmslos von einigen großen Filmgesellschaften mono-

polisiert wird, deren einzige Absicht bei der Produktion von Filmen die ist, Gewinne zu machen, während gleichzeitig Dekadenz, Rassismus, nationaler Chauvinismus, Überlegenheit des Mannes und der Individualismus der bourgeois Kultur – der Kultur der herrschenden kapitalistischen Kreise in den USA – betont, verbreitet und propagierte werden.

Durch die rasche Entwicklung des Freiheitskampfes der Schwarzen und die wichtigen Fortschritte im Kampf gegen das Jim-Crow-System und dessen nicht-allzu-augenfälligen Manifestationen ermutigt, griffen die Schwarzen zum Film.

Sidney Poitier, Harry Belafonte, Lena Horne, Sammy Davis jr. und viele andere Schwarze erschienen in Hauptrollen in Filmen, die Ende der fünfziger Jahre gedreht wurden; auch vor dieser Zeit gab es Filme mit Schwarzen, aber erst Ende der 50er/Anfang der 60er Jahre erfolgte ein qualitativer Wechsel im Charakter dieser Filme. „Nothing But A Man“ (Nichts als ein Mann) und „A Man Called Adam“ (Ein Mann namens Adam) waren zwei dieser Filme. Obwohl beide Filme Schwächen hatten, war ihr Inhalt insofern gut, als sie Schwarze in realen Lebenssituationen schilderten.

„Nothing But A Man“ hebt sich von den übrigen ab. Ivan Dixon und Abbott Lincoln stellen einen schwarzen Mann und eine schwarze Frau aus dem Süden dar, die in einer rassistischen Umgebung ums Überleben kämpfen. Der Film zeigt kämpfende Menschen und, noch wichtiger, es handelt sich um arbeitende Schwarze, nicht um Zuhälter, Huren und Rocker, von denen es heute in Schwarzen Filmen wimmelt.

Mit dem Vorwand, Bezug auf die Schwarze Gemeinde zu haben, entstand in den letzten zwei Jahren eine Lawine von Filmen über Schwarze. Es begann mit „Cotton Comes to Harlem“ (Baumwolle kommt nach Harlem) mit Godfrey Cambridge und Raymond St. Jacques; und „Putney Swope“ mit Arnold Johnson und Laura Green in den Hauptrollen. Bald danach kam die Produktion „Sweet Sweetback's Baadasssss Song“ von Melvin Van Peeble.

Der Wettlauf hatte begonnen: „Shaft“, „Soul Soldier“, „Halls of Anger“ (Hallen des Zorns), „Skin Game“ (Hautspiel), „Melinda“, „The Liberation of L. B. Jones“ (Die Befreiung von L. B. Jones), „Cool Breeze“ (Kühle Brise), „Honky“, „Hammer“, „Slaughter“ (Schlacht) – ohne Ende, bis zum Überdruß. Nicht weniger als 60 Filme wurden in den letzten drei Jahren hergestellt, und viele mehr sind noch in Arbeit. Wir werden sehen: „Blackenstein“, „The Werewolf From Watts“, „Black Bart“ (Schwarzbart), „Black Christ“ (Schwarzer Christus), „Blackfather“ und andere. Vonetta McGee, eine reizende junge schwarze Schauspielerin und bekannt durch viele Filme wie „Hammer“, „Melinda“, „Blacula“ und den demnächst erscheinenden „Shaft in Africa“ sagt: „Schwarze Filme gibt es und wird es immer geben.“ Darüber besteht kein Zweifel – auch nicht darüber, daß sie irgendjemandem

eine Menge Geld bringen. „Cool Breeze“, ein Film über schwarze Juwelen-diebe mit Thalmus Rasulala in der Hauptrolle, spielte in den ersten acht Wochen drei Millionen Dollar ein; MGM's „Shaft“ brachte bis heute 17 Millionen Dollar. „Sweet Sweetback's Baadasssss Song“ hat hübsche 12 Millionen Dollar eingespielt und „Superfly“, der Opa unter ihnen allen, schaffte bis jetzt 19 Millionen Dollar und ist weiter sehr gefragt. Natürlich kann sich keiner mit dem 101-Millionen-Dollar-Gewinn von Paramounts „Der Pate“ vergleichen, aber in bestimmten Kreisen der Schwarzen Bourgeoisie spricht man von einem jährlichen Gewinn von 50 Millionen Dollar und mehr durch den Verkauf Schwarzer Filme an die Schwarze Gemeinde.

Zum größten Teil werden diese Filme durch Weiße finanziert und von den großen Filmgesellschaften vertrieben. So wurde, obwohl Gordon Parks „Shaft“ schreibt und die Regie führen konnte, der Film von MGM vertrieben; obwohl Lonnie Elder III das Drehbuch von „Melinda“ geschrieben hat, wurde der Film von MGM vertrieben; und obgleich William Marshall, Vonetta McGee, Denise Nicholas und Thalmus Rasulala – alle schwarze Schauspieler – die Hauptrollen in „Blacula“ spielten, wurde der Film von Weißen – über die American International Pictures – geschrieben, produziert und vertrieben.

Dennoch planen schwarze Autoren, Produzenten und andere, auch dieses Problem zu lösen. Paula Kelly, Hauptdarstellerin in „Cool Breeze“, „Top of the Heap“ (Oben auf dem Haufen) und „Trouble Man“ sagt: „Die Schwarzen werden allmählich ihre eigenen Drehbücher schreiben, Geld von schwarzen Kapitalisten beschaffen und sich selber hinter die Kamera stellen müssen.“

Wenn schwarze Künstler über Schreiben, Produzieren, Inszenieren und den Vertrieb von Filmen sprechen, wenn sie von Schwarzen Filmgesellschaften sprechen – sollten sie unterstützt werden. Henry Winston, Vorsitzender der kommunistischen Partei der USA in seiner Broschüre „Strategy for a Black Agenda“ (Strategie einer Schwarzen Tagesordnung): „Eine Befreiungsstrategie für amerikanische Schwarze hat nicht den Bruch mit der US-Wirtschaft zur Folge, sondern muß darauf abzielen, den gewaltsamen Ausschluß der Schwarzen von der ihnen rechtmäßig zustehenden Partizipation an der US-Wirtschaft zu überwinden; das Ziel ist volle Gleichheit innerhalb der gesamten Wirtschaft.“

Dies heißt nicht, daß kapitalistische Ausbeutung verzichten werden soll, wenn der Ausbeuter schwarz ist, sondern daß sich Schwarze als Gleichgestellte auf jeder Stufe des sozialen, politischen und wirtschaftlichen Lebens bewegen dürfen.

Wahrscheinlich wichtiger als die Frage, ob Schwarze eigene Produktionsfirmen anstreben sollten, ist die Frage nach Art der Filme, die von Produzenten und Autoren bisher hergestellt wurden.

Was bieten schwarze und weiße Filmemacher der schwarzen Gemeinde überhaupt an?

Zum Beispiel „Superfly“. Priest (von Ron O’Neal dargestellt) ist die Hauptfigur dieses Stücks – zufällig ist er auch Rauschgifthändler. So verdient er sein Brot – und er führt kein schlechtes Leben! Zum Schluß macht sich Priest mit lässigen 500 000 Dollar aus dem Staub. Der Film zeigt nur einen Teil der Schwarzen Gemeinde – den häßlichsten Teil – die Zuhälter, Rocker, Süchtigen, Gelegenheitsdiebe, Huren usw. Wer sich „Superfly“ anschaut, bekommt den Eindruck, daß Schwarze nicht arbeiten, daß sie nur Unruhe stiften.

Der schlimmste Aspekt dieses degenerierten Films ist, daß er die Drogen verherrlicht. Er scheint sagen zu wollen, daß ein Mann (oder eine Frau), wenn er (oder sie) sein (oder ihr) Spiel lässig spielt, die beste Kleidung trägt und einen teuren Wagen fährt, den „Amerikanischen Traum“ realisiert hat. In einer Zeit, in der täglich schwarze Jugendliche durch eine Überdosis Heroin oder aus anderen von Drogen verursachten Gründen sterben und in der viele aus der Schwarzen Gemeinde nach der einen oder anderen Droge süchtig sind – einschließlich Marihuana, glorifiziert „Superfly“ Kokain. „Superfly“ ist, wie ein Zuschauer bemerkte, eine sehr wirksame „Reklame“ für Kokain und andere Drogen.

Dr. Alvin Poussaint, ein bekannter farbiger Psychologe, sagt: „Schwarze Helden haben immer das gesellschaftliche Verhalten sowie Haar- und Kleidungsstil der schwarzen Amerikaner beeinflußt. Das stimmt besonders bei solchen, die als flott und ‚hip‘ angesehen werden.“

Mit dem von Priest in „Superfly“ geprägten Image als Beispiel folgert Poussaint, daß durch die Verherrlichung der Drogen im Film und die „Hipness“ von Priest’s Gehabe „... einige empfängliche schwarze Jugendliche den Weg in die Drogenkultur einschlagen könnten.“

Nicht nur Drogen werden in der neuen Welle schwarzer Filme glorifiziert. Nehmen wir zum Beispiel „Shaft“. Hier ist es ein „supercooler“ Geck, der jeden alten Fetzen aufträgt und jede feine Frau kriegt. Oder nehmen wir Mister T. in „Trouble Man“; oder Sidney Lord Jones in „Cool Breeze“; oder Gun in „Black Gun“; oder Sweetback in „Sweet Sweetback’s Baadasssss Song“ – alles tolle Kerle mit lässigem Gang, lässiger Sprache, alle egozentrisch und die meisten von Mordlust besessen.

Welche Absicht steht dahinter, den Schwarzen als Superkerl zu zeigen? Stanley Miles, Direktor des Black Cinema Library Research Center (Schwarzes Kino – Bibliothek und Forschungszentrum) in Los Angeles scheint zu glauben, dieses Phänomen sei wertvoll. Miles sagt: „Die meisten dieser Schwarzen Filme haben schon insofern Bedeutsames geleistet, als sie vielen schwarzen vaterlosen Kindern ein starkes männliches Vorbild geben, mit dem sie sich identifizieren können.“

Wirklich? Was für schwarze Männer wird die aufwachsende Generation haben, wenn sie Shaft, Sweetback oder Priest zum Vorbild haben? Sie werden alle Rauschgifthändler, Süchtige, Zuhälter, Rocker – hindernde Elemente beim Aufbau einer neuen, humanen Gesellschaft sein.

Eine andere Frage ist das Image der Frau in den neuen Schwarzen Filmen. Zum größten Teil werden sie als Bettgenossinnen gezeigt und damit Schluß. „Hookers“ (Menschen, die andere süchtig machen), Mätressen, Eine-Nacht-Affären, Barflittchen und hirnlose Sexbomben sind die Prototypen, nach denen sich junge schwarze Frauen richten sollen.

Wenn jemand bei der neuen Welle des Schwarzen Films schlecht davongekommen ist, dann ist es die afro-amerikanische Frau.

Interessant ist die Tatsache, daß viele schwarze Persönlichkeiten des kulturellen Lebens, die mit Recht über die stereotypen Schwarzen oder die Vergötterung der weißen Frau bei gleichzeitiger Degradierung der schwarzen Frauen der weißen Filmemacher empört sind, dieselben Heuchler sind, die das Selbstvernichtungskonzept innerhalb des afro-amerikanischen Freiheitskampfes begrüßen, das versucht, schwarze Frauen auf die Hinterbänke, in die Rolle des „Hinter-dem-Mann-Zurückstehen“ zu verweisen. Und als Spitze allen Übels kommt noch hinzu, daß gerade diese Leute den Mund halten über die Degradierung, Demütigung und Stereotypisierung der schwarzen Frau auf der Leinwand, sobald es ein „Schwarzer“ Film ist und der Autor, Produzent und/oder Regisseur Schwarze sind.

Eine Ausnahme ist „Sounder“, in dem Cicely Tyson eine zuhause arbeitende Frau darstellt, die ihre Familie erhält und in der Zeit nach der Wirtschaftskrise im Süden zusammen mit ihrem Mann als Feldarbeiterin ums Überleben kämpft. Diese Rolle gibt der schwarzen Frau Würde, und die ganze Familie kann diesen Film genießen.

Welche Rolle sollen Schwarze Filme spielen? Viele Zuschauer meinen, der Schwarze Film soll „sagen, wie es ist“. Sie sagen, wenn es Drogen in der Schwarzen Gemeinde gibt, dann soll es einen Film über Drogen geben – nicht einen sozialen Kommentar, ob Drogen schädlich oder gefährlich sind, sondern einfach einen Film über Drogen und Drogenhändler. Da haben wir also „Superfly“. Curtis Mayfield, der die Musik für „Superfly“ komponierte und möglicherweise einen „Oscar“ für die beste Titelmelodie bekommen wird (Isaac Hayes hat für sein „Theme from Shaft“ einen „Oscar“ bekommen) sagt: „Ich sehe nicht ein, warum sich die Leute über die Themen dieser (Schwarzen) Filme aufregen. Es können erst ‚saubere‘ Filme gemacht werden, wenn zuvor in den Straßen aufgeräumt wird. Die Musik und das Kino von heute zeigen Verhältnisse, die existieren. Man ändert die Musik und die Filme, wenn man die Verhältnisse ändert.“

Offenbar ist es weder Mayfield noch vielen anderen schwarzen Künstlern auf-

gegangen, daß eine Möglichkeit, die Verhältnisse auf der Straße zu ändern, wäre, den Kampf gegen diese Zustände zu zeigen, mehr oder weniger „zeigen, wie es sein könnte und sein sollte“.

Unglücklicherweise sehen viele schwarze Regisseure und Autoren ihre Kunst „außerhalb des Bereichs der Politik“, d. h. ein Autor kann sich einen inhaltsarmen Film einzig zum Zweck der Unterhaltung ausdenken. Was ist unterhaltsam daran, eine schwarze Frau degradiert zu sehen, oder zu sehen, wie junge Schwarze Kokain schnupfen, Marihuana rauchen, fixen, Heroin spritzen, zu sehen, wie Blut und Gedärme über die Leinwand spritzen und überall Kugeln fliegen, zu hören, wie sich Schwarze und Weiße gegenseitig auf der Leinwand beschimpfen und Zuhälter, Rocker, Diebe und ähnliche Elemente im Film dominieren zu sehen? Und der Gipfel: dies im Namen der Repräsentanz der schwarzen Massen!

Lerone Bennet jr., afro-amerikanischer Historiker, merkt an: „Die Schwarzen haben die historische Verantwortung, einen Katalog von Werten aufzustellen, die den Schwarzen aus Erfahrung, nicht nur von Weißen Verkrustungen, sondern auch von destruktiven Lebensweisen, die ... unsere (Schwarze) Vorausbewegung behindern, unterscheiden.“

Bennet deutet an, daß Schwarze Filme dazu dienen sollten, wertvolle, positive Leitbilder für die Schwarze Gemeinde zu entwerfen. Diese Filme sollten sich gegen Drogen und gegen Ausbeutung wenden und sich nicht um „Superkerle“ und Gewalt drehen. Schwarze Filme sollen dazu dienen, mit den Mythen und Verzerrungen über die Schwarzen Schluß zu machen, indem sie Schwarze zeigen, die arbeiten, die Familien haben, Schwarze, die für ein besseres Leben kämpfen.

In dieser Hinsicht steht „Buck and the Preacher“ mit Sidney Poitier, Ruby Dee und Harry Belafonte in den Hauptrollen weit über den anderen. Er behandelt die Abwanderung von Schwarzen aus dem Nachbürgerkriegs-Süden nach Westen und die Kämpfe und Schwierigkeiten, die sie durchstehen mußten.

Ossie Davis hat „Buck“ mitgeschrieben, ebenso einen anderen verhältnismäßig positiven Film, „Slaves“ (Sklaven). „Slaves“ behandelte den Kampf eines Schwarzen (Ossie Davis) im brutalen System der Besitzsklaverei. Der Film war nicht nur eine Anklage gegen das Sklavensystem und den Rassismus, sondern er gab auch historischen Einblick in die Sklaverei, so wie „Buck and the Preacher“ Einblick gibt in die Bewegung von Schwarzen nach dem Westen, wo sie ein neues Leben außerhalb des Südens aufzubauen versuchen.

Andererseits war Ossie Davis auch an der Produktion „Cotton Comes to Harlem“ beteiligt, einem der schlechtesten Filme. „Cotton“ betont all die Stereotypen, sämtliche rassistischen Verzerrungen über Schwarze. Er versucht, aus der schwarzen politischen Führung und der ganzen schwarzen Befreiungs-

bewegung eine Farce zu machen. Er schildert die Schwarze Gemeinde als hirnlosen Pöbel, der vom nächsten daherkommenden Gecken benutzt und ausgebaut wird.

Schwarze Filme müssen auch dazu dienen, die Barrieren von Rassismus und Vorurteilen niederzureißen, die zwischen Schwarzen und Weißen stehen. In dieser Hinsicht sind die meisten Schwarzen Filme ein trauriger Mißerfolg. In einer Zeit, in der Schwarze um Identität und Würde kämpfen, sind Schwarze Filme voll von „nigger“, „spook“, „spade“ und anderen Schimpfwörtern, mit denen andere ethnische Gruppen assoziiert werden. Wie reagiert ein weißer Arbeiter darauf, wenn er im Kino sieht, wie sich Schwarze auf der Leinwand „nigger“ schimpfen oder, noch schlimmer (in „Across 110th Street“), wie Weiße auf schwarze Frauen einschlagen und treten, sie „dirty bitches“ (dreckige Hündinnen) und „whores“ (Huren) nennen.

Nun dürfen wir nicht vergessen, daß die Filmindustrie von den großen Gesellschaften monopolistisch kontrolliert wird. Schauspieler sind Arbeiter, und in gewissem Sinn verkaufen sie ihre Arbeitskraft an einen Boß. William Marshall mußte die entwürdigende Rolle des Blacula annehmen, um überhaupt arbeiten zu können. Paul Robeson, Canada Lee und viele andere schwarze Schauspieler und Schauspielerinnen wurden wegen ihrer politischen Ansichten von der Industrie gefeuert, weil sie sich weigerten, jede beliebige Rolle anzunehmen.

Jim Brown andererseits, früher Fußballspieler, jetzt Schauspieler, ist anderer Meinung. Er unterstützte die Wiederwahl Präsident Nixons und baut auf den Schwarzen Kapitalismus. Er spielt den überheblichen egoistischen Superkerl („Black Gun“, „Slaughter“), wie er in Schwarzen Filmen so typisch ist, und stößt sich dabei gesund. Jim Brown hat die Klassenschranken überschritten und steht auf der Seite der Feinde der Schwarzen und der meisten Weißen in diesem Land – der bourgeois herrschenden Klasse.

Erwähnen muß ich Sammy Davis jr., der schon längst übergewechselt ist, oder „Soul Brother Nr. 1“, James Brown, der auch mit seinen nationalen und Klasseninteressen Geld macht. Und da sind weniger bekannte schwarze Darsteller, die die schwarze Freiheitsbewegung und die Arbeiterklasse verraten haben, indem sie sich auf die Seite Nixons, der Rockefellers und der Fords geschlagen haben – alles für ein paar Brosamen von deren Tischen.

Teil dieser neuen Offensive Präsident Nixons und seiner Big-Business-Bosse ist, die Auswirkungen des Rassismus herunterzuspielen, indem sie unterstellen, daß die Schwarzen für ihre Bedingungen in diesem Land selbst verantwortlich seien, indem er einer Handvoll schwarzer Kapitalismus-Aspiranten Brosamen hinstreut. Nixon hofft, das aufkeimende antimonopolistische Bewußtsein der schwarzen Massen auszugleichen, und dies mit den von ihm inspirierten unverblümten rassistischen Angriffen (Southern University, Ca-

narsie, Forest Hills), zunehmender Ermordung schwarzer und italienischer Jugendlicher durch Polizeitruppen, und die Überschwemmung des Bildungsmarktes mit rassistischen Jensen-Schockley-Textbüchern und Theorien rundet Nixons Kampf gegen die schwarze Befreiungsbewegung und die Bewegung der Arbeiterklasse ab.

Und gibt es einen besseren Weg, das Akzeptieren eines „erträglichen Grades des Rassismus“ unter Weißen zu verbreiten und Schwarze zu überzeugen, die Weißen seien unversöhnlich böse und degeneriert, als den Gebrauch der Schwarzen Medien? Tatsache ist, daß ein Schwarzer Film genauso rassistischen Dreck verbreiten kann wie ein „Weißer“ Film — *nicht das Medium, der Inhalt zählt.*

Da es außerdem an einem konkreten, entschlossenen Kampf auf Seiten der weißen Arbeiter fehlt und sie nicht in ihrem eigenen Interesse den Rassismus bekämpfen und sich mit ihren Klassenbrüdern vereinigen, machen Nixons Vorhaben Fortschritte.

Praktisch spielt fast jeder Schwarze Film auf dem Markt schwarz gegen weiß aus, als Lösung des Problems Rassismus und Unterdrückung der Schwarzen.

„Shaft“ arbeitet mit militärischen Schwarzen und schwarzen Gangstern zusammen, um weiße Gangster zu bekämpfen — Black Gun macht dasselbe — Priest („Superfly“) teilt einem Trio von Revolutionären mit, daß er mit ihnen auf einer Linie läge, „Weiße umlegen“, wenn die Zeit reif sei, bis dahin aber hätte er seine eigenen Angelegenheiten zu regeln. Und in „Across the 110th Street“ morden schwarze Gangster einen weißen Polizisten auf Streife, damit ein schwarzer Polizist an seiner Stelle sie decken kann. Diese Richtung, die in eine Sackgasse führt, wird von Huey P. Newton, dem „obersten Kommandeur“ der Black Panther Party, unterstützt. Er bezeichnet einen rassistischen, männlich-überheblichen, negativen und degenerierten Film wie „Sweet Sweetback's Baadassss Song“ als „revolutionären“ Film, und Sweetback selbst als den Typ des „neuen Mannes“, den sich Progressive und Revolutionäre zum Vorbild nehmen sollten.

Eine positive Rolle, die schwarze Filme spielen können und sollen, wäre, auf den wahren Feind des schwarzen Menschen — die herrschende Klasse — hinzuweisen und den Kampf gegen diesen Feind zu zeigen. Filme wie „Angela Davis — Portrait of a Revolutionary“ (Angela Davis — Portrait einer Revolutionärin) und „Malcolm X“ sind, obwohl sie nicht weit verbreitet waren (wen wundert's?), positive Beispiele für die schwarze Jugend und zeigen den Kampf gegen Rassismus und Unterdrückung, nicht die Anpassung an sie. Sex und Gewalt müssen gestrichen werden, und handfeste Geschichten über die und Gewalt müssen gestrichen und handfeste Geschichten über die kämpfenden Arbeiter — Männer und Frauen — müssen eingebracht werden.

Wie auch immer, die Kontroverse über Schwarze Filme wird weiter anwach-

sen. Es gibt schon Gruppen — wie die „Coalition Against Blaxploitation“ (Ver-einigung gegen Ausbeutung der Schwarzen), deren Zweck ist, Schwarze Filme zu überwachen und schädliche Filme zu zensieren. Die Idee ist gut, aber die Frage ist, wer wird zensieren? Offenbar weder Huey P. Newton mit seiner Fixierung auf Sweetback, noch Jesse Jackson, der dafür ist, daß die Film-industrie Geld in Schwarze Banken trägt und Schwarze Werbeagenturen und Schwarze Medien benützen soll — wer immer das meiste Geld anbietet, wird offenbar am wenigsten Kritik einstecken müssen. Auch CORE (Coalition for Racial Equality — Koalition für Gleichheit der Rassen) nicht, die Zahlungen an Gemeindegruppen fordert (welche Gemeindegruppen?), wenn Filme in Schwarzen Gemeinden gedreht werden.

Der progressive Kampf, seine Organisationen und Individuen, werden über den Inhalt dieser Filme und ihre Relevanz für den Kampf um Befreiung und Demokratisierung der Schwarzen richten. Der Protest gegen Filme wie „Superfly“ wächst. Junius Griffin, Präsident der NAACP (National Association for the Advancement of Colored People) in Beverly Hills-Hollywood ist einer der hartnäckigsten Kritiker dieser Filme. Er forderte ihre völlige Absetzung vom Programm. Andere verlangten dasselbe. In verschiedenen Städten organisierten sich Streikposten vor Theatern, die den Film zeigten.

Auf lange Sicht werden die Massen, die für ein besseres Leben kämpfen, nicht Filme tolerieren, die ihre Identität und ihren Charakter degradieren, und der Inhalt dieser Filme — und aller Filme — wird sich ändern müssen, wenn die Filmindustrie überleben soll. Vorläufig ist es nötig, daß die progressiven Gruppen der Arbeiterklasse und der schwarzen Freiheitsbewegungen einen Schritt vorwärts machen und die Kriterien für die Beurteilung dieser Filme setzen, sie verändern oder, wenn nötig, ganz absetzen.

Fakten und Thesen

Die „documenta 5“, das Ereignis der BRD-Kunstszene 1972, war dominiert von den Werken des Foto-, Realismus, die damit als vorläufig letzter Schrei ins Geschäft kamen. Schon in der Vorschau auf diese Welle stellte Karl Korn in der FAZ die wesentliche Gemeinsamkeit mit dem vorangegangenen „Kunst-Müll“ fest: „Die Wahrheit ist, daß die neuen Schinken eines sogenannten Realismus eben daher kommen, woher auch der Müll gekommen war, aus Amerika.“¹ Der Wirtschaftsteil des gleichen Blattes meldet am 17. Februar 1973: „Die amerikanische, speziell auf jüngere Leserinnen zielende Frauenzeitschrift ‚Cosmopolitan‘ wird durch Gruner + Jahr in der Bundesrepublik etabliert.“ Laut Vertrag „wird ‚Cosmopolitan‘ ab Mai als fester Bestandteil der Zeitschrift ‚Jasmin‘ erscheinen.“ Schon auf dem Markt sind drei miteinander konkurrierende Versuche, das amerikanische Konzept der ‚true stories‘, der angeblich selbsterlebten Geschichten, auch in der BRD profitabel an die Frau zu bringen. Neben Springers ‚Meine Geschichte‘ und Bauers ‚Wahre Geschichten‘ hat der Alsdorfer Williams-Verlag, eine Tochtergesellschaft von Warner Communications, ‚Mein schönster Urlaub‘ herausgebracht.² Im September 1972 schließlich beteiligte sich die US-Werbeagentur Benton & Bowles mit 25 Prozent an der westdeutschen Firma Brose und Partner, die unter den Werbegesellschaften der BRD den elften Platz einnimmt.³

Kapital- und Marktpositionen der US-Monopole.

Beginnen wir mit dem Handfesten: dem US-Kapital in der BRD. Ende 1968 waren nominal 7,862 Mrd. DM US-Kapital in westdeutschen Firmen angelegt, 43,6 Prozent des gesamten Auslandskapitals (1964: 34,1 Prozent), 8 Prozent des Nominalkapitals aller Kapitalgesellschaften in der BRD. Nach amerikanischen Angaben hatten die Investitionen einen Buchwert von ca. 15 Mrd., der reale Vermögenswert wird auf 45 Mrd. DM geschätzt. Zunächst hat es den Anschein, als sei der direkte Einfluß in der Kulturindustrie gering. Time International Inc. hat eine 33,3%ige Beteiligung am Rowohlt-Verlag, der wiederum mit 9 anderen im „Deutschen Studien-Verlag“ am Medien-Verbund profitieren will. Harcourt, Brace & Jovanich kauften wissenschaftliche Verlage in Frankfurt, München und Bad Homburg; über den Gehlen-Verlag sind sie beteiligt am „Multi-Media-Verlag“ von 18 Schulbuch- und Wissenschafts-Verlagen. Mc Graw Hill gehören

2 Prozent des Spiegel-Unternehmens „Manager-Magazin“; auf diese Weise ist auch Kontakt hergestellt zu Gruner + Jahr sowie Bertelsmann. Schon Ende 1965 waren 81 Mill. DM im Bereich des Holz-, Papier- und Druckgewerbes und 96 Mill. im Verkehrs- und Nachrichtenwesen investiert. Dazu gehörten die beiden nach dpa wichtigsten Nachrichtenagenturen AP und UPI; letztere hat sich mit dpa arrangiert, die nun nach dem gemeinsamen Bilderdienst auch die UPI-Auslandsdienste verbreitet. Zwei der sechs in der BRD führenden Schallplattenkonzerne sind Niederlassungen von US-Gesellschaften: CBS und Kinney (u. a. mit den Labels Warner Brothers, Atlantic, Elektra).

Aber auch in anderen Bereichen der Verbreitung des american way of life ist US-Kapital aktiv. Unter den 473 US-Gesellschaften, die Anfang 1966 ihren Sitz in Frankfurt/Main hatten, waren neben 16 Nachrichtenagenturen und Verlagen sowie 9 Filmgesellschaften auch 25 Unternehmensberater, die die amerikanischen Methoden der ‚Menschen- und Betriebsführung‘, der ‚human relations‘ lehren, sowie 19 Werbe- und PR-Agenturen. Von ihnen haben sich schon vier unter die zehn größten in der BRD vorgekämpft; in Werbespots, von Plakatwänden und aus Illustrierten propagieren geheime Verführer wie die H. K. McCann Corp.; J. W. Thompson; Heumann, Ogilvy & Mather; Young & Rubicam; Doyle, Dane & Bernbach die amerikanische Weise zu konsumieren.

Der gegenwärtige Einfluß des US-amerikanischen Monopolkapitals auf die massenhaft verbreitete Kultur in der BRD ist nicht beschränkt auf die Reichweite seiner Direktinvestitionen; *perspektivisch* gewinnt eine Branche überragende Bedeutung, die die US-Bosse schon recht weitgehend im Griff haben: die elektronischen Medien. Elektro- und Elektronik-Industrie bilden einen ausgesprochenen Schwerpunkt der US-Investitionen in der BRD (1968 20 Prozent Anteil am Nominalkapital aller BRD-Firmen dieses Bereichs). Die Aktivitäten sind hier mit der Vormacht der IBM-Computer nicht erschöpft; kontinuierlich machen sich US-Konzerne im Bereich der Phono-, Funk- und Fernsehproduktion und ihrer Weiterentwicklung breit. Die immer aufwendigere Technik führt dazu, daß die Verbreitung von software — und damit der Inhalte — ohne Zustimmung des hardware-Produzenten zunehmend unmöglich wird. Heute kann man beispielsweise auf seinem Braun-Plattenspieler noch *Plüne*-Platten abspielen. Morgen aber wird auf dem Bildplatten-Abspielgerät der AEG (General Electric-Anteil 11,7 Prozent) wahrscheinlich nur noch Material laufen können, das AEG direkt oder indirekt durch Lizenzvergabe kontrolliert. Ein Musterbeispiel ist die Konstruktion für das EVR-Kassetten-System von CBS. Der Konzern ging mit ICI und Ciba/Geigy einen Verbund ein, der allein die Lizenzen zum Bau der passenden Abspielgeräte vergibt — in der BRD an Bosch. „Wer immer aber in Europa seine Filme nach dem EVR-Verfahren kassettieren will, muß das Rohmaterial in die englische Zentrale nach Basildon schicken (dort errichteten die Konzerne ein riesiges Kopierwerk — K.M.), wo die Vorlagen für die ‚EVR-

¹ FAZ 14. 3. 72

² FAZ 3. 2. 73

³ FAZ 19. 9. 72

Partnerschaft' systemgerecht aufbereitet werden.“⁴

So wird deutlich, mit welchen Konsequenzen uns hier eine Vorherrschaft der US-Monopole in Technik und Produktion bedroht. Bundesdeutsche Radio-, Phono- und Fernsehgerätehersteller zählten in den letzten Jahren zu den Vorzugsobjekten US-amerikanischer Einkäufer. Nach dem Erwerb von Schaub-Lorenz und eines Anteils der Firma Graetz betrug der Umsatz von Standard Elektrik Lorenz (SEL), einer 99,4%igen Tochter von International Telephone & Telegraph (ITT), auf diesem Gebiet schon 1966 307 Millionen DM. Weiter in US-Besitz gerieten Loewe-Opta, Kuba-Imperial (als die 1966 erworbene Firma Kuba nicht florierte, stießen die US-Manager sie 1969 an AEG-Telefunken ab), Saba (85 Prozent General Telephone & Electronics), Braun (85 Prozent Gillette Corporation). Dazu kommt noch der 11,7%ige Anteil von General Electric an AEG-Telefunken; durch die gemeinsame Beteiligung bei Osram ergibt sich auch eine Verbindung zu Siemens.⁵

Über ihre aktuellen Kapitalanlagen in der westdeutschen Elektro- und Elektronikindustrie hinaus werden die US-Monopole ihre technologische Potenz und Kapitalkraft im Geschäft mit audiovisueller Kommunikation und Information, das selbst die Möglichkeiten der BRD-Riesen Springer und Bertelsmann allein übersteigt, in die Waagschale werfen, um in allen internationalen Unternehmungen den Ton anzugeben — und das Geschäft mit Kassetten und Bildplatten wird erst vollends lohnend, wenn die Auflagen auf den internationalen Markt gebracht werden können.

Einen Vorgeschmack auf die harten Methoden der US-Konzerne lieferten die Auseinandersetzungen um das Intelsat-Statut, das die Errichtung, den Betrieb und die Verwendung der Gewinne eines weltweiten kommerziellen Nachrichtensatelliten-Systems regeln soll. Im ersten Abkommen, das die USA 1964 mit zunächst 13 Ländern trafen, war festgelegt, daß der Stimmenanteil der USA in den Entscheidungsgremien nicht unter 50,6 Prozent sinken konnte — obwohl noch 54 Staaten beitraten. Diese beherrschende Stellung, die auf dem Monopol in puncto Herstellung und Placierung der Satelliten beruhte, stieß auf wachsenden Widerstand anderer kapitalistischer Länder und führte 1971 zur Neufassung eines endgültigen Abkommens, das den USA 38,3 Prozent der Stimmen im Gouverneursrat von Intelsat sichert — genug, um jede wichtige Entscheidung, für die Zweidrittel-Mehrheit benötigt wird, entsprechend den eigenen Interessen zu beeinflussen. Unter anderem legt das Statut fest, daß die Einrichtung regionaler Satellitensysteme durch Mitgliedsländer der Zustimmung der Vollversammlung

⁴ Spiegel, 30/1971, S. 96. Am Modellcharakter ändert auch der Rückzug von CBS aus der genannten Konzernheide nichts.

⁵ Soweit nicht anders vermerkt, stammen die Angaben fast vollständig aus folgenden Quellen: Kurt Blauhorn: *Ausverkauf in Germany?* München 1967; Wolfgang Hahn: *USA-Kapital in Westdeutschland*; DWI-Forschungshefte 2/1969; DKP-Arbeitsmaterialien zur Tagung „Internationale Konzerne“, in: *Internationale Konzerne und Arbeiterklasse — Arbeitsmaterialien des IMSF 2*; Frankfurt/M. 1972, S. 163-179; *kürbiskern* 3/1971, S. 530-540; sowie dem Wirtschaftsteil der FAZ.

bedarf. Schon unternehmen die USA Behinderungsversuche gegen die Keime eines westeuropäischen Satellitensystems⁶.

Die Massenwirkung der Produkte der US-Kulturmonopole ist nicht abhängig von ihren direkten Stützpunkten in der BRD. Daß der Schlagermarkt von US-Hits beherrscht wird, daß die meisten Comics aus den Vereinigten Staaten kommen, daß das BRD-Fernsehen sich von US-Serien nährt usw. — der Augenschein allein ist auf vielen Gebieten schlagend. Von 1962 bis 1971 liefen in der Bundesrepublik 1172 US-Filme (europäische US-Produktionen wie z. B. Italo-Western nicht mitgerechnet) als Erst- und Uraufführungen — 28,6 Prozent des gesamten Angebots. Dabei stellte das Jahr 1971 mit 127 von 385 aufgeführten Filmen (33 Prozent) den bisherigen Höhepunkt dar. Der Anteil der amerikanischen Streifen am Verleihumsatz, der die Laufzeit und damit den Besuch widerspiegelt, lag noch höher, bei 37,7 Prozent. Der Publikumserfolg wird bestätigt, z. B. durch eine Statistik der US-Filmtheater, nach der die meisten Zuschauer der Saison 69/70 zu Disneys „Tollem Käfer“, der Saison 70/71 zu Warhols „Flesh“ und „Trash“ gingen; 71/72 versprachen Bonds „Diamantenfieber“, die „Aristocats“ und die „Love Story“ die großen Kassenfüller zu werden.⁷ Im Fernsehen (ARD + ZDF + alle Regionalprogramme) liefen 1950 257 abendfüllende Spielfilme aus der US-Produktion, 40,4 Prozent der gesamten abendfüllenden Spielfilme.⁸

Auf dem Literaturmarkt waren 1970 29,7 Prozent der Titel in der Belletristik und 31,3 Prozent der Jugendschriften Übersetzungen. 32,4 Prozent der insgesamt übersetzten Titel und 40 Prozent der belletristischen kamen aus den USA. Mit 47,5 Prozent war der Übersetzungsanteil an der Taschenbuchproduktion 1970 noch höher; er machte hier bei der Schönen Literatur fast zwei Drittel aus, wobei 31,6 Prozent der übersetzten Titel aus den USA kamen. Die Verbreitung belegt schon ein kurzer Blick etwa auf die *Spiegel*-Bestsellerlisten, die fast ständig 2 bis 3 US-Titel enthalten.⁹

Was auf diesen und anderen Wegen aus den USA an Kulturprodukten, Moden, Normen und Verhaltensleitbildern geliefert wird, läßt sich kaum noch überblicken. Was in den letzten Jahren „in“ war in der bildenden Kunst oder der Jugendkultur, stammte aus den USA, war zunächst dort und dann in der Bundesrepublik mit allen Tricks der Branche durchgesetzt worden (Stichworte wie Pop-art, Land-art, Concept-art, Process-art; Underground-, Hippie- und Jesus-Bewegung mit allen Weiterungen mögen ausreichen). Die Normativität der US-amerikanischen Vorbilder scheint so zwingend, daß auch die BRD-Produzenten von Groschenheften nicht auf das USA-Milieu verzichten mögen. Was für Wild-

⁶ Vgl. Ludwig Metzger: *Probleme des Satellitenfernsehens*, S. 191/192; in: *Massenkommunikationsforschung* — 1: Produktion, herausgegeben von Dieter Prokop; Fischer Taschenbuch, Frankfurt 1972

⁷ FAZ 12. 1. 72

⁸ Zahlen aus: *Filmstatistisches Taschenbuch* 1971, 1972; Wiesbaden 1971, 1972, S. 5, 7, 32, 33

⁹ Zahlen aus: *Buch und Buchhandel in Zahlen* 1971; Frankfurt/Main 1971, S. 21—26

West-Stories obligatorisch, ist den Vätern von Jerry Cotton, Jo Walker, Jeff Counter und wie sie alle heißen, angenehme Pflicht; und soweit in den SF-Serien die Welt noch nicht nach amerikanischem Muster geeint ist, dokumentieren auch ihre Autoren eifrig die allseitige Vorrangstellung der USA.

Wie fein die kommerziellen und ideologischen Interessen der internationalen Konzerne ineinander greifen, war auch auf der Spielwarenmesse 1972 in Nürnberg zu erfahren. Die Mattel GmbH, Tochter des US-Konzerns Mattel Inc., der uns schon die Puppe Barbie und die Suggestion, für sie jede Woche eine neue Ausstattung zu kaufen, beschert hat, lancierte einen neuen Spielzeug-Hit für bundesdeutsche Kinder: „Speziell für Jungen ist eine neue Spielzeugfigur („Mark Strong“) geschaffen worden, zu der im Sommer ein deutscher Verlag auch eine eigene Comic-Serie starten will. „Mark Strong“ ist ähnlich konzipiert wie die „Barbie“; der Geheimagent „kann“ allerhand, kann — und soll — vor allem immer wieder neu „getarnt“ (gekleidet) werden.“¹⁰

US-Außenpolitik als „Kulturfutter“.

Die Vereinigten Staaten betreiben in der BRD und Westberlin in eigener Regie 27 Amerikahäuser und Deutsch-Amerikanische Institute, den deutschsprachigen Sender RIAS und den AFN. Alle weiteren PR-Aktivitäten leitet offiziell USIS/ Germany (United States Information Service), für die BRD zuständige Außenstelle der USIA (US Information Agency), die Senator Fulbright als Relikt des Kalten Kriegs auf eine Stufe mit den CIA-Sendern *Radio Liberty* und *Radio Free Europe* stellte. Offiziell erhielt USIA 1953 vom Weißen Haus den Auftrag, „den Völkern anderer Nationen mittels der Kommunikationstechniken zu beweisen, daß die Ziele und die Politik der USA mit deren eigenen legitimen Wünschen nach Freiheit, Fortschritt und Frieden übereinstimmen und diese befördern“.¹¹

Welche Rolle der Arbeit mit der Kunst zugeschrieben wird, erläutert eine Untersuchung der auswärtigen Kulturpolitik: „Die offiziellen Ziele der Aktivitäten auf dem Gebiet der Kunst waren: Einfluß und Propaganda von sowjetischer Seite entgegenzuwirken und das Bild anderer Völker vom amerikanischen Volk zu korrigieren und menschlicher zu gestalten, um so ein besser abgerundetes Verständnis der Vereinigten Staaten und größeres Vertrauen in ihre weltpolitische Führungsrolle zu entwickeln.“ Die Vereinigten Staaten sollen im Ausland nicht nur wegen ihrer technologischen Leistungen, ihrer Fähigkeit zu Massenproduktion und -konsum bekannt und geschätzt sein. Die Kulturpropaganda soll sie

¹⁰ FAZ 8. 2. 72

¹¹ Zitiert bei Ekkehart Krippendorff: *Die amerikanische Strategie*; Frankfurt/M. 1970, S. 319. Eine Fülle von Material über USIA und die kulturelle Außenpolitik der USA bietet Krippendorff auf den Seiten 160-168, 312-369. Zur aufschlußreichen Selbstdarstellung von USIA vgl. Thomas C. Sorensen: Auch wenn sie uns nicht lieben; Orlen, Freiburg 1969; vgl. auch Transatlantischer Austausch — ein Führer durch die am Kultauraustausch zwischen der Bundesrepublik Deutschland und den USA beteiligten Organisationen; München 1965. Über die Kultuarbeit v. a. S. 118/119.

fähig erscheinen lassen, „die höchsten Errungenschaften und Werte, die die Menschheit geschaffen hat, zu verstehen und zu teilen“.¹²

Diese Aktivitäten, die darauf zielen, die USA als Führungsmacht der „freien Welt“ zu profilieren und zu bestätigen, erfahren weitgehende Förderung von staatlicher und privatmonopolistischer Seite der BRD. Daran hat sich auch unter sozialdemokratischer Regierungsführung nichts geändert. Zum 25. Jahrestag des Marshall-Plans 1972 hielt Kanzler Brandt in Boston eine Rede, in der er Dankbarkeit, „Sympathie und die Zuverlässigkeit unserer Partnerschaft“ gerade angesichts der Krisen der US-Politik betonte (vgl. *Parlament 25/72*, S. 12). Am Höhepunkt der Kriegsverbrechen gegen Vietnam zeigte Brandts Schweigen berecht, wie ernst diese Nibelungentreue gemeint ist — und jede neue Dollarkrise bestätigt das. Alle Bemühungen sind im Kern darauf gerichtet, die Vereinigten Staaten, Mutterland der westlichen freiheitlichen Demokratie, nicht allein als die Vormacht, sondern auch als gesellschaftliches Vorbild der kapitalistischen Welt darzustellen. Der „american way of life“ fungiert als Symbol aller Annehmlichkeiten, die der Kapitalismus bei ungestörter Entwicklung den Massen bieten werde. „Wenn die Deutschen in die USA reisen, so reisen sie auf sehr wesentlichen soziologischen Gebieten in ihre eigene Zukunft“¹³ — und damit den Bundesdeutschen nicht einfällt, sich um eine andersgeartete Zukunft zu bemühen, muß das Amerikabild möglichst attraktiv gestaltet, die Bindung an den Großen Bruder als A und O bundesrepublikanischer Politik stets erneut eingetrichtert werden. Das Spektrum der Maßnahmen reicht vom Personen- und Kultauraustausch, dem sich nach dem Stand von 1965 allein 157 Institutionen widmeten, über die Verlagspolitik bis zum Amerikabild im Schulunterricht.

Das Amerikabild in den Schulen der BRD

Das Image der Vereinigten Staaten als Vorbild und Vormacht wird in den Schulen der Bundesrepublik im Geschichts- und Sozialkundeunterricht, in Englisch und Erdkunde, bei der Beschäftigung mit Kunst und Literatur geformt. 1957 und 1961 fanden beim Braunschweiger Schulbuchinstitut deutsch-amerikanische Konferenzen statt, auf denen das Bild der USA in den BRD-Schulbüchern untersucht und Prinzipien seiner zukünftigen Gestaltung formuliert wurden. Der amerikanische Kulturrat der Vereinigten Staaten Myers gab klar die Linie an und forderte, „daß der besondere Beitrag der Vereinigten Staaten zur Kultur des Abendlandes in den Schulbüchern so klar und umfassend wie möglich herausgestellt werden müßte“.¹⁴

Den Hintergrund des Amerika-Bildes der meisten Schulbücher, Unterrichtsmaterialien und Hilfsmittel für Lehrer bildet der durchgängige Antikommunismus; aus ihm ergibt sich die besondere Rolle der USA bei der Lösung des „bol-

¹² Charles A. Thomson, Walter H. C. Laves: *Cultural Relations and US Foreign Policy*, Bloomington o. J. (1963), S. 125. Übersetzung vom Verfasser.

¹³ Fritz Sternberg, in: *Bestandsaufnahme — Eine deutsche Bilanz 1962*; München/Wien/Basel 1962, S. 72

¹⁴ Die USA im deutschen Schulbuch; Braunschweig 1958, S. 5

schewistischen Weltproblems“¹⁵. In der verblasenen, aber unmißverständlichen Sprache eines Oberstudienrates heißt es: „In seiner besonderen Lage zwischen West und Ost hat sich das deutsche Volk in seiner inneren Zugehörigkeit zur westlichen, zur abendländischen Welt erkannt und dabei auch begriffen, welche Rolle die Vereinigten Staaten in dieser Weltenstunde spielen. Damit sind die entscheidenden weltpolitischen Zusammenhänge bezeichnet, aus denen heraus heute auch unser Erziehungs- und Bildungswesen seine Orientierung gewinnt.“¹⁶ So soll der Schüler die USA als „Führungsmacht des Westens“¹⁷, „stärkste Stütze der freien Völker“¹⁸, „Ordnungshüter der Welt“¹⁹ kennenlernen und bereit werden, „die Führungsstellung der USA anzuerkennen.“²⁰ So kommt es zur Apologie von US-Interventionen in anderen Ländern („Von seiner weltweiten Verantwortung überzeugt, hat Johnson in der Dominikanischen Republik eingegriffen und die amerikanischen Truppen in Vietnam beträchtlich verstärkt“²¹), so wird Kritik an der US-Politik u. a. von rechts geübt, mangelnde Härte gegenüber den sozialistischen Ländern gerügt,²² mehr oder minder deutlich kommt die Hoffnung zum Ausdruck, mit Hilfe des vor der Niederlage der Hitler-Wehrmacht nicht zustandegekommenen Kriegsbündnisses gegen die Sowjetunion das Rad der Geschichte doch noch zurückdrehen zu können. Im Geschichtswerk des Bayerischen Schulbuchverlags heißt es zunächst mit gedämpftem Vorwurf: „Aber die Amerikaner dachten nicht daran, sich mit Deutschland gegen die UdSSR zu verständigen, sondern hielten sich peinlich genau an die interalliierten Absprachen.“²³ Dann aber lässt man die Katze aus dem Sack und zeigt den Schülern, wie man mit dem Russen hätte umgehen müssen. „Inzwischen war es vielen weitblickenden Amerikanern klar geworden, daß Roosevelts Forderung nach bedingungsloser Kapitulation und seine vertrauensselige Politik gegenüber der UdSSR dem Bolschewismus den Weg nach Europa geöffnet hatten. Der entschlossene General Patton versuchte, das Steuer energisch herumzureißen und durch Zusammenarbeit mit der deutschen und westslawischen Bevölkerung der „von einer dummen Politik heraufbeschworenen Gefahr einer Sowjetisierung Mitteleuropas“ entgegenzuarbeiten. Doch als er am 6. Mai 1945 zu einem Vorstoß gegen Pilsen ansetzte, wurde er durch höheren Befehl gestoppt und bald darauf abgesetzt.“²⁴ Dem gleichen Ungeist entspringt die reaktionäre Kritik an der angeb-

¹⁵ Heribert Hilgenberg, Hugo Staudinger, Elmar Wagner: *Unsere Geschichte — Unsere Welt*; Bd. 3: Von Napoleon III. bis zur Gegenwart; Bayerischer Schulbuchverlag, München 1964, S. 230

¹⁶ Paul Hartig, in: *Die USA im deutschen Schulbuch*, S. 8

¹⁷ Hilgenberg u. a., S. 266

¹⁸ Rolf Lasius, Hubert Recker: *Geschichte — Ein Lese- und Arbeitsbuch*; Bd. 3: Das Zeitalter der Weltmächte und Weltkriege; Verlag Julius Beltz, Weinheim 1963, S. 6

¹⁹ Ernst Helms: *Die jüngste Geschichte der Vereinigten Staaten — Ein didaktischer Entwurf*; Schriftenreihe der Niedersächsischen Landeszentrale für Politische Bildungen; Für die Hand des Lehrers — Heft 4; o. O. 1966, S. 69, 70

²⁰ Hilgenberg u. a. S. 267

²¹ Helms, S. 69

²² „Obwohl Kennedys Außenpolitik unter dem Motto ‚appropriate response‘ stand, hatte er, als die Mächtiger der Zone die Mauer errichteten, tatenlos zugesehen und damit die deutsch-amerikanische Solidarität . . . auf eine harte Probe gestellt.“ (Helms, S. 66)

²³ Hilgenberg u. a., S. 206

²⁴ ebenda, S. 207

lich „fragwürdigen“ und demütigenden Entnazifizierung, die keinen Strich unter die Vergangenheit machte, sondern gegen „Nazis“ vorging.²⁵

Vor allem in den Englischbüchern für die Hauptschulen versucht man, die Sympathien für die USA zu gewinnen durch breites Ausmalen des ‚Cowboy- und Indianer‘-Milieus und der Wildwest-Romantik;²⁶ das Klischee vom ‚Land der unbegrenzten Möglichkeiten‘ wird für die Gegenwart gezeichnet durch Anhäufung meist technischer Superlative, Übertreibung des Lebensstandards und Erzeugung der ‚vom Tellerwäscher zum Millionär‘-Stimmung in einem Maße, daß selbst ein wohlmeinender Rezensent die „idealisierende Tendenz der Lehrbücher“ konstatiert.²⁷ Als materielles Argument für die Führungsrolle der USA wird ihre militärische und ökonomische Stärke angeführt.²⁸ Die Darlegung der US-Wirtschaftserfolge wird — unter Negierung der 50 Millionen in der „Armutskultur“ — zugleich genutzt zur Rechtfertigung der kapitalistischen Gesellschaftsordnung als der freiheitlichen, zur Gleichsetzung von Wohlstand und Freiheit. Da die Geschichtsbücher die Zeit nach 1945 meist nur kurz behandeln,²⁹ stammen die Beispiele v. a. aus dem Aufschwung der 20er Jahre. „Alles wuchs: Die Industriekonzerne, die Kapitalgesellschaften, Banken, Zeitungstrusts, die landwirtschaftliche und industrielle Produktion, die Städte, Straßen, Häuser, Autos, Hochschulen, Kinos, Radiostationen — die Freiheit.“³⁰ Auch Leute mit bescheidenem Einkommen konnten sich jetzt ein *Auto* leisten. *Radio* und *Tonfilm*, die in diesen Jahren aufkamen, erhöhten die Lebensfreude.³¹ Den erhöhten Lebensgenuss verdankt das amerikanische Volk in erster Linie seinen großen Unternehmern, die allerdings inzwischen durch den allgemeinen Volkskapitalismus abgelöst wurden. „Die Verfassung der USA gestattet es dem amerikanischen Bürger, sich so frei wie möglich zu entfalten. Auf wirtschaftlichem Gebiet führte diese Freiheit zu einem Unternehmertum, wie es in der Welt sonst kaum zu finden ist. Ganze Industrien entstanden durch die Tatkraft einzelner Unternehmer . . . Die meisten Fabriken und Konzerne (Zusammenschlüsse von Fabriken) sind heute nicht mehr Privatbesitz, sondern Aktiengesellschaften. Ihre Aktien (Besitzanteile) kann jeder erwerben.“³² Den Schülern werden die USA als Modellfall des „modernen Sozialstaats“,³³ als „moderne Mittelstandsgesellschaft von heute“³⁴ gepriesen. „Die Lehrbücher betonen alle, daß die . . . sozialen

²⁵ ebenda, S. 213, 214; die Anführungszeichen um die Nazis stehen im Originaltext. Diese Kritik richtet sich gegen jede antifaschistische Maßnahme und hat nichts zu tun mit den berechtigten Einwänden gegen die Praxis der Entnazifizierung, in der die Kleinen gehängt und die Großen laufen gelassen wurden (vgl. dazu George S. Wheeler: *Die amerikanische Politik in Deutschland [1945—1950]*; Berlin 1958)

²⁶ Helmut Heuer: *Zur Problematik des Amerikabildes in den Englisch-Lehrbüchern der Volksschule*; *Jahrbuch für Amerikastudien* Bd. 12, Heidelberg 1967, S. 229 f

²⁷ ebenda, S. 230, 238/239

²⁸ Otto-Ernst Schüddekopf, in: *Die USA im deutschen Schulbuch*, S. 104

²⁹ Das Gegenwartsbild wird vor allem in den Englischbüchern gezeichnet, auf die hier nicht ausführlicher eingegangen werden kann.

³⁰ *Grundzüge der Geschichte — Mittelstufe* Bd. 4: Von 1890 bis zur Gegenwart; Verlag Moritz Diestelweg, Frankfurt 2 1969, S. 88

³¹ Lasius/Recker, S. 45. Hervorhebungen im Original

³² USA — Teil II; Zeitschrift „Schulfunk“, Lübeck o. J. (vermutlich 1967), S. 170

Spannungen im Gegensatz zu der europäischen Entwicklung nicht zur innenpolitischen Feindschaft zwischen den Arbeitern und den Unternehmern führten.“³⁵ Vorbild USA! Der Erfolg bleibt nicht aus; eine Untersuchung des USA-Bildes von Volksschülern 1966 erbrachte, daß bei weitem die Einschätzung „fortschrittlich“ dominierte, mit Abstand gefolgt von „tapfer“ und „intelligent“.³⁶ Von den Pilgrim Fathers bis zu Johnsons Plan der „Great Society“ wird eine aufsteigende Linie demokratisch-freheitlichen Geistes gesehen: „... dann leuchtet mit dem Namen Amerika der Stern politischer Freiheit auf, und dieser Stern hat bis zur Gegenwart hin seine Leuchtkraft nicht mehr verloren.“³⁷ Der Versuch, jeden tiefgehenden Zweifel am american way of life von den zu formenden Kinderseelen fernzuhalten, führt auf der Schulbuchkonferenz 1961 dazu, daß vor allem die amerikanischen Berichterstatter dafür eintreten, alles aus den Schulbüchern zu entfernen, was nicht der Herstellung eines positiven Bildes der USA-Gesellschaft dient.³⁸ Diese Taktik hat allerdings ihre Grenzen; um nicht völlig unglaublich zu werden, müssen die Bücher auf das eingehen, was im wörtlichen Sinne schon jedes Kind weiß. Vor allem in der Darstellung des ungelösten Rassenproblems können die Meister der Beschönigung und Verzerrung alle Register ziehen. Grundsätzlich wird das Problem als Frage noch nicht ganz gelungener Durchsetzung der demokratischen Prinzipien betrachtet. Den Regierungen Kennedy und Johnson werden beste Vorsätze und vielfältige Bemühungen bescheinigt, die allerdings am Widerstand „des Südens“, den tief verwurzelten Vorurteilen und dem Radikalismus der Neger scheitern. Die menschenunwürdige, großenteils hoffnungslose Lage der Neger und anderer Minderheiten wird fast immer beschönigt; der Bayerische Schulbuchverlag bringt es sogar zu einem kaum verhüllten Plädoyer für Apartheid-Politik, da erst mit der Negerbefreiung alle Probleme entstanden seien: „Als negative Folge des Bürgerkriegs hat sich freilich der Rassenhaß, der nach der Befreiung der Neger-Sklaven im Süden um sich griff, in weiten Schichten des Volkes bis auf den heutigen Tag erhalten.“³⁹

Im Diesterweg-Geschichtsbuchwerk wird nach der Problemstellung „Freiheit ohne Gleichheit“ unter der eindeutigen Überschrift „Langsamer Fortschritt der Gleichberechtigung“ behauptet, die Lage der Farbigen bessere sich ständig, Vorurteile seien jedoch hartnäckig. Vor allem die Regierung Johnson habe großartige Pläne zum Kampf gegen Armut und Rassismus ausgearbeitet. Daß es

³⁵ Grundzüge der Geschichte, S. 137

³⁶ Helms, S. 42

³⁷ Schüdekopf, a.a.O. S. 105

³⁸ Vgl. Heuer, S. 236–238

³⁹ Gerhard Linne, in: Die USA im deutschen Schulbuch, S. 43

⁴⁰ Vgl. die Beiträge von Hagopian/Dolch, Abrams, Moeller, Donnelly in: Amerikakunde im deutschen Lehrbuch, a.a.O.; dabei geraten solche Schriftsteller auf die Abschlußliste wie Caldwell, London und der frühe Steinbeck; Upton Sinclair, Norris oder Lardner, auch Dreiser und Sinclair Lewis gelten als völlig unmöglich, während der Humor von Thurber und Saroyan mehrfach als vorbildlich gepriesen wird.

⁴¹ Hilgenberg u. a., S. 14

nicht zu ihrer Verwirklichung kam, liege außer den hohen Kosten des ungeschickten Vietnam-Krieges vor allem am schwarzen Rassismus. Er habe zu sich steigernden „Rassenkrawallen“ geführt, auf die die Weißen dann „reagierten“, „teilweise mit Haß. Der Kongreß stimmte 1967 gegen alle Vorlagen zugunsten der Farbigen ...“.⁴⁰

Wo gesellschaftliche Widersprüche ins Schulbuch geraten, erscheinen sie als beinahe schon überwundene Mängel einer Ordnung, die mit allen Problemen fertig wird. Dabei gibt es Unterschiede im Grad der Verniedlichung; in dem Maß, in dem realistische Zustandsschilderungen und auch kritische Ansätze, die stärker zum Klassenwesen der Probleme der staatsmonopolistischen USA vordringen, zugänglich werden, wächst auch die Problematisierung zumindest in den Materialien für die Lehrer.⁴¹ Wenn auch die Schulbücher weiterhin stramm auf Apologie machen, so wachsen doch die Möglichkeiten, daß die aktuellen gesellschaftlichen und politischen Probleme der Vereinigten Staaten durch Schüler oder Lehrer einer kritischen, mit eindeutigem Material fundierten Betrachtung unterworfen werden, die ein Vordringen zu marxistischen Antworten eher möglich macht.

Reeducation und die Folgen

Unter den Gründen für die Erzeugung, ständige Reproduktion und Erhaltung eines fast schattenlosen Amerikabildes und des großen kulturellen USA-Einflusses spielt eine besondere Rolle der Verlauf der Nachkriegsgeschichte Westdeutschlands, die amerikanische Besatzung, ihre Wirkungen und Folgen. Die amerikanischen Truppen und die US-Militärverwaltung kamen unter für sie günstigen Umständen: als Befreier mit antifaschistischen Parolen, als Bringer der Demokratie erhielten sie das Vertrauen eines großen Teils derjenigen, denen an einem echten Neubeginn gelegen war. Diese Einstellung spiegelt sich wider beispielsweise in einer Vielzahl von Beiträgen der vor allem in der jungen Generation einflußreichen Zeitschrift „Der Ruf“. Besondere Hoffnungen wurden in die westalliierten Entnazifizierungs- und Umerziehungsvorhaben gesetzt; so äußerte dort im Herbst des Jahres Alfred Andersch die Erwartung, daß „wirklich der ganze Enthusiasmus der angelsächsischen Völker für Erziehung wie eine alles mitreißende Woge über das Land geht“. Und weiter: „... mit seiner zweihundertjährigen republikanischen Tradition und seiner Fähigkeit, den Geist der Freiheit zu pflegen und zu behüten, ist Amerika im Begriffe, zur mütterlichen Brutstätte einer europäischen Erneuerung zu werden.“⁴² Mit dem amerikanischen Informations-, Meinungs- und Kulturangebot schien sich nach 12-jähriger Abkapselung das Tor zur Welt, zur Gegenwart zu öffnen: „Eigene Initiativen

⁴⁰ Grundzüge der Geschichte, S. 301–303

⁴¹ Vgl. etwa die Materialien der Klett-Reihe „Politische Bildung“; Nr. 3/69, „Weltmarkt USA“ und 2/70 „Regierungssystem und Gesellschaft in den USA“, v. a. die Beiträge von Krippendorff und Hartwig.

⁴² Der Ruf — Eine deutsche Nachkriegszeitschrift; hrsgg. v. Hans Schwab-Felisch; dtv-Dokumente, München 1962, S. 24, 25

gab es kaum. Dagegen schien der Nachholbedarf ungeheuer. Mentalität und Ausdrucksmitte der amerikanischen „lost generation“ wurden zum Vorbild, ihr Sprachstil feierte Triumphe, die „short story“ wurde übernommen, der Jazz, so lange als Negermusik verpönt, eroberte die Jugend ...“⁴³

Die Amerikaner nutzten die günstigen Möglichkeiten, um die bürgerliche Demokratie und die USA als ihr Musterland zu propagieren. Mit der selbstgefälligen Überzeugtheit eines Vertreters des US-Großkapitals, der einem besiegt und vom rechten Wege abgewichenen Volk den *american way of life* zu bringen hat, berichtet General Clay, der damalige amerikanische Militärgouverneur, von seinen Bemühungen, „der Demokratie den Weg zu ebnen“. „Nur die ständig wiederholte Wahrheit konnte den Zynismus eines von Goebbels verbildeten Publikums überwinden, und darauf legten wir es mit allen verfügbaren Mitteln an: mit den Mitteln der Information und der Erziehung, mit Zeitschriften, Zeitungen, dem Rundfunk, Büchern, dem Film, dem Theater, Konzerten, Vorträgen und Versammlungen, in Tagungssälen der Gewerkschaften, in Schulen und in Kirchen. Die Grundlagen alles dessen hatte die Abteilung für Psychologische Kriegsführung ... gelegt.“⁴⁴ Die Gesamtheit der Maßnahmen kann hier nicht dargestellt werden; einige Fakten sollen einen Eindruck geben. Die seit Oktober 1945 dreimal wöchentlich erscheinende „Neue Zeitung“ der US-Militärregierung hatte in ihrer Blütezeit eine Auflage von 1,6 Millionen;⁴⁵ sie legte „nicht so sehr Gewicht auf ‚letzte‘ Nachrichten wie auf Features und Informationen über die Welt im allgemeinen und die Vereinigten Staaten im besonderen.“⁴⁶ Dazu kamen eine monatlich erscheinende Illustrierte mit einer Auflage von 676 000 sowie zwei Zeitschriften mit insgesamt 85 000 Auflage,⁴⁷ die Rundfunksender RIAS, Voice of America sowie die von den Amerikanern geleiteten Ländersender in Frankfurt, Stuttgart und Nürnberg/München. Im Juni 1945 gründeten die Amerikaner die Nachrichtenagentur DANA, bis Juli 1947 wurden 32 Amerika-Häuser eröffnet,⁴⁸ die laut Clay jährlich 2,7 Millionen Besuche zählten, monatlich 500 000 Buchausleihungen vornahmen und in Gruppenveranstaltungen 25 000 Teilnehmer erfassten.⁴⁹ Der mit der Lizenzvergabe verbundene Anpassungsdruck sowie der Opportunismus frischgebackener Super-,Demokraten⁵⁰ sorgten dafür, daß in Zeitungen und Verlagen, Theater und Konzert die richtige Linie herrschte — und Übersetzungen aus dem Amerikanischen lagen sicher richtig.⁵¹ Komplizierter stellt sich die Umgestaltung des Erziehungswesens dar, bei der zunächst nur die gröbsten nationalsozialistischen Tendenzen beseitigt

⁴³ Bestandsaufnahme, S. 72 f; vgl. auch Franz Schonauer ebenda S. 480

⁴⁴ Lucius D. Clay: Entscheidung in Deutschland: Frankfurt/Main 1950, S. 315

⁴⁵ ebenda, S. 320

⁴⁶ Michael Balfour: Vier-Mächte-Kontrolle in Deutschland 1945–1946; Düsseldorf 1959, S. 324

⁴⁷ Clay, S. 321

⁴⁸ Balfour, S. 340

⁴⁹ Clay, S. 320

⁵⁰ Vgl. Balfour, S. 337/338

wurden⁵¹ und in dem die proamerikanische Orientierung sich vor allem über die allgemeine Ausrichtung der westdeutschen Politik durchsetzte.⁵² Zudem waren gerade auf diesem Gebiet, aber auch auf anderen, nicht wenige Amerikaner tätig, die es mit der Ausrottung der Wurzeln des Faschismus und der Erziehung zur Demokratie ehrlich meinten,⁵³ mit der immer stärkeren Einbeziehung der Westzonen in die antisowjetische Front wurden diese lästigen Überreste der Roosevelt-Ära jedoch beseitigt. Auf dem Sektor der Filmpolitik etwa zog man die Aufklärungsfilme über den Hitler-Faschismus und seine Verbrechen zurück, und eine Welle von Hollywood-Produkten billiger und übelster Machart überschwemmte das westdeutsche Publikum.⁵⁴ Umerziehung zur Demokratie reduzierte sich auf das Einbläuen von Formalien und erhielt mehr und mehr den antikommunistischen Inhalt, „auf die Vorzüge eines freien Unternehmertums hinzuweisen“.⁵⁵ Die Lieferungen des Marshall-Plans, der mit amerikanischer Unterstützung beschleunigte Aufbau der westdeutschen Wirtschaft, an dem nach einiger Zeit auch seine Hauptträger, die arbeitenden Menschen, teilhaben durften, schufen einen guten Nährboden für diese Argumentation. Sie findet sich beispielsweise in einer Propagandaschrift aus dem Jahr 1950; anlässlich von Trumans „Punkt 4-Programm“, mit dem die antikommunistischen „Hilfsangebote“ auf die armen Länder außerhalb Europas ausgedehnt wurden, konnten die frischgebackenen Bundesbürger zu Bildern, auf denen glückliche Kinder vor vollen Eßtellern sitzen, erfahren: „Nach langer Not ist in dem gemeinsamen Leib der Nationen das *Weltgewissen* lebendig geworden. Ihm geben die Vereinigten Staaten von Amerika Stimme — mit Nelson Rockefellers Worten:

„Wir in Amerika tragen eine ganz besondere Verantwortung, die Hand in Hand geht mit den Segnungen, die uns verliehen sind. Mehr als jedes andere Volk müssen wir als Individuen mit anderen zusammenarbeiten — und das können wir dank unserer demokratischen Einrichtungen: wir können Völkern anderer Länder helfen, sich ein schöneres Leben zu schaffen — und das in unser aller gegenseitigem Interesse.“

⁵¹ Vgl. Karl-Ernst Bungenstab: Umerziehung zur Demokratie — Re-education-Politik im Bildungswesen der US-Zone 1945–1949; Düsseldorf 1971.

⁵² Auf vielen Gebieten der Wissenschaft wirkten sich allerdings die fehlenden 12 Jahre, die großen Investitionen in den USA und auch die Besetzung von Lehrstühlen mit in die USA Ausgewanderten und Emigrierten (in den wenigsten Fällen identisch mit Antifaschisten!) deutlich aus. Auf dem Gebiet etwa der empirischen Sozialforschung gaben die US-Beispiele und -Theorien lange Zeit die alleinige Norm ab; nachgeholt wurde z. B. durch eine Einrichtung wie das Institut für Empirische Soziologie der Wirtschaftshochschule Mannheim in Verbindung mit der George-Washington-Stiftung für Vergleichende Sozialwissenschaften. „Das IES ist eine Forschungsstätte, die direkt und indirekt die theoretische Vertrautheit und den praktischen Umgang mit der amerikanischen Gesellschaftswissenschaft und den modernen (vornehmlich amerikanischen) Methoden der exakten Sozialforschung fördert.“ (Transatlantischer Austausch, S. 51) Die Politische Wissenschaft wurde erst unter der US-Besatzung eingeführt (zur Personalpolitik vgl. Caspar Schrenck-Notzing: Charakterwäsche — Die amerikanische Besatzung in Deutschland und ihre Folgen; Stuttgart 1965, S. 148 f); entsprechend ihrer Rolle im imperialistischen Weltsystem sind die USA hier auch heute noch bestimmt (vgl. Dieter Bergner, Bernd P. Löwe: Philosophische Probleme des Kampfes gegen die Globalstrategie; Deutsche Zeitschrift für Philosophie 9/1970, S. 1030).

⁵³ Vgl. Wheeler, v. a. S. 148, 184

⁵⁴ Vgl. ebenda, S. 182–184

⁵⁵ Clay, S. 327

Wir sind zu der Ansicht gekommen, daß das amerikanische Kapital bereit ist, in der Welt eine neue und ganz bestimmte Rolle zu spielen, indem es nicht nur jene Gebiete aufspürt, die den größten Profit versprechen, sondern in Gebiete geht, wo die größte Not herrscht. Nach unserer Meinung ist das Kapital bereit, dort hinzugehen, wo es am meisten Gutes stiften und die wertvollsten Dienste leisten kann. Aufgabe des Kapitals ist es, zu dienen — nicht aber ausnützen.“⁵⁶ Unter dem Gesichtspunkt längerfristiger Einflußnahme maßen amerikanische Stellen der Organisierung von Austauschbeziehungen große Bedeutung bei. Sie bemühten sich, die westdeutschen Teilnehmer nach qualitativen Kriterien auszuwählen. Bevorzugt wurden Personen, die einflußreiche Positionen im Herrschaftssystem, in Massenmedien und Erziehung einnahmen oder später einzunehmen versprachen und bei denen eine Gewinnung für die amerikanische Politik möglich schien.⁵⁷ Von 1948 bis 1954 verbrachten nach US-Angaben 11 000 Westdeutsche im Rahmen amerikanischer Austauschprogramme einen Aufenthalt in den USA;⁵⁸ im Ergebnis hatten ein Drittel der Mitglieder des Bundestages von 1961, mehr als die Hälfte der Bundesratsmitglieder und zehn Angehörige des Kabinetts Adenauer von 1962 am US-Austauschprogramm für Führungskräfte teilgenommen.^{58a}

Antiamerikanismus oder Antiimperialismus

Gegenüber dem skizzierten Problemkomplex gibt es grundsätzlich zwei Einstellungen: die marxistische und die — in sich bis zur scheinbaren Gegensätzlichkeit differenzierte — bürgerliche. Am stärksten ins Auge springt der neofaschistische Antiamerikanismus, der gegen die „zivilisatorische Dekadenz“⁵⁹ und die „kulturelle Überfremdung unseres Volkes“ zu Felde zieht. In einer NPD-Musterrede wird das unwürdige Benehmen in „einer Zeit der nationalen Not“⁶⁰ angeprangert: „Die Sprache, die geredet wird, stammt aus den amerikanischen Gangsterkreisen, die Musik aus dem Urwald, und die Tänze gleichen den Zuckungen von Epileptikern.“⁶¹ Auf der politischen Ebene werden ‚Liberalismus‘ und ‚Vergangenheitsbewältigung‘ als Folgen der amerikanischen „Charakterwäsche“ (der Umerziehungsversuche) bezeichnet, die die nationale und staatliche Abwehrkraft gegen den Bolschewismus unterminierten, zur ‚Fremdherrschaft‘ und ‚Leben aus zweiter Hand‘ führten.⁶² Fließend sind die Grenzen zur reaktionären Kulturkritik, die im Eindringen amerikanischer und amerikanisierter seelenloser „Zivilisation“ einen Hauptgrund für die Zerstörung der

⁵⁶ „Punkt 4 — Der Schlüssel zum Wohlstand“; hrsgg. v. Information Services Division — Office of the US High Commissioner for Germany; o. O. o. J. (1950), S. 28

⁵⁷ Thomson/Laves, S. 85/86; vgl. Bungenstab, S. 83, 141

⁵⁸ Thomson/Laves S. 75

^{58a} Krippendorff S. 330, Fußnote 364

⁵⁹ Deutsche Nachrichten 18. 11. 66; zitiert nach: Reinhard Kühnl, G. Ahrweiler, M. Maessen, R. Rilling, R. Tellers: Die NPD-Struktur, Programm und Ideologie einer neofaschistischen Partei; (West-)Berlin 1967, S. 127

⁶⁰ ebenda, S. 232

⁶¹ ebenda, S. 126

⁶² Schrenck-Notzing; die Zitate beziehen sich auf S. 213, 17.

„tiefen, organisch gewachsenen Kultur in Deutschland“ sieht. Die reale politische Bedeutung all dieser Strömungen liegt neben ihrer wichtigen nationalistischen Ablenkungsfunktion darin, nach Bedarf eingespannt zu werden für die Interessen der Teile des westdeutschen Großkapitals, denen die US-Monopole zu viel Boden in Europa und der BRD wegnehmen und die ihre politische Stellung gegenüber den USA stärken möchten.

In den meisten Stellungnahmen aber setzt man sich großzügig über alle Probleme des US-Einflusses auf die Kultur in der BRD hinweg oder leugnet sie völlig. So lobt Hans-Egon Holthusen im Jahrbuch des Kulturkreises des BDI die fruchtbaren „deutsch-amerikanischen Wechselwirkungen“: Zwar sei es infolge der „fast vorbehaltlosen Einordnung Westdeutschlands in die atlantische ‚Pax Americana‘“ zu einer „weitgehenden ‚Amerikanisierung‘ unseres Landes“ gekommen; zugleich habe jedoch der europäische Einfluß in USA so zugenommen, „daß man oft den Eindruck hat, zwei national begrenzte Öffentlichkeiten seien zu einem einzigen Horizont zusammengewachsen“.⁶³ Erwin Helms erklärt in einer Schrift der Niedersächsischen Landeszentrale für Politische Bildung seinem Lehrerpublikum kategorisch, Amerikanisierung gebe es nicht — nur eine „Phasenverschiebung der gesellschaftlichen Entwicklung“. „Die Jugend muß zu der Einsicht geführt werden, daß, was manche geneigt sind als Amerikanisierung zu bezeichnen, in Wirklichkeit Erscheinungen sind, die in jeder hochindustrialisierten Gesellschaft auftreten.“⁶⁴

Kennzeichnend für alle diese Argumentationen sind ihre Pauschalität und Grobheit. Zur Amerikanisierung gehört für sie alles, was aus den USA kommt; Bergsträsser z. B. bezeichnet als Amerikanisierung „einen sich in der deutschen Kulturgesellschaft vollziehenden Vorgang der Veränderung, für den amerikanische Verhaltensweisen vorbildlich sind“.⁶⁵ Und es ist symptomatisch, wenn vor allem die Kritiker mit Phänomenen wie dem Tragen von Nietenhosen, den amerikanischen Tänzen und ähnlichen Äußerlichkeiten die Empörung gegen die ‚Cocakolonisierung‘ Europas anzuheizen versuchen. Als ‚Gründe‘ für die Entwicklung haben sie allenfalls die Führungsrolle der USA in der ‚freien Welt‘ und die Auswirkungen der amerikanischen Besatzung in Westdeutschland anzuführen.

Marxisten betrachten die Frage der Amerikanisierung vom Standpunkt der

⁶³ Hans-Egon Holthusen: Deutsch-amerikanische Wechselwirkungen; Jahressing 1966/67, S. 289. Diese Harmonisierung geht nicht ohne amüsante Windungen ab. Rahn-Pfleiderers Spracherziehung muß unter den „Sprachsorgen der Gegenwart“ auch das Eindringen angelsächsischer Elemente beklagen. Zum Glück ist aber die ostdeutsche Sprachnorm viel schlimmer. „Die sprachlichen Veränderungen im Westen des deutschen Sprachgebietes breiten sich sozusagen ‚von selbst‘ aus unter dem Einfluß vor allem des angelsächsisch bestimmten, allgemeinen westeuropäischen Gedanken-Sprachgutes. Dazu kommt der Spracheneinfluß der Reklame und politischer Parteien, verbunden mit der Wirkung allgemein geltender gesellschaftlicher Ziele (z. B. ‚Lebensstandard‘).“ (Rahn-Pfleiderer: Deutsche Spracherziehung, Ausgabe B, Teil VI, Stuttgart 3 1965, S. 76)

⁶⁴ Helms, S. 8 f

⁶⁵ Arnold Bergsträsser: Zum Problem der sogenannten Amerikanisierung Deutschlands; Jahrbuch für Amerikastudien, Bd. 8; Heidelberg 1963, S. 13

Arbeiterklasse der Bundesrepublik, unter nüchterner Einschätzung der sozial-ökonomischen Bedingungen dieser Entwicklung. Es hat keinen Sinn, über ‚Amerikanisierung der Kultur‘ zu lamentieren; Sozialisten leugnen keinesfalls die angeführten Fakten, sie halten sie für schädlich und bekämpfen sie — aber nicht isoliert. Der Protest gegen negative Einflüsse aus USA erhält Wirkung und Perspektive erst, wenn er zum Klassenwesen der Erscheinungen vordringt: Aus den USA kommt fortschrittliches und reaktionäres Kulturgut, wobei entsprechend den Interessen der Herrschenden der Rückschritt überwiegt; aber die ‚nationale‘ imperialistische Herrschaftskultur der BRD ist keine Alternative zur ‚amerikanisierten‘. Erfolgreicher Kampf kann nur auf der Kenntnis der Gesetzmäßigkeiten des heutigen Imperialismus und seiner Ablösung basieren.

Ausgangspunkt ist die Tatsache, daß der Kapitalismus mit der Entwicklung der Produktivkräfte notwendig ihre internationale Verflechtung, den Weltmarkt und damit auch globale Kommunikation hervorgebracht hat — ein prinzipiell fortschrittliches und in keiner Weise zu revidierendes Faktum. Eine konkrete Entwicklung wie die Übertragung US-amerikanischer Modelle auf die gesellschaftliche und kulturelle Realität der BRD ist allerdings nur zu verstehen aus den Gesetzmäßigkeiten des weltweiten Kampfes der beiden sozialen Systeme und der durch ihn geprägten Auseinandersetzung zwischen den imperialistischen Staaten — wobei es die Geschichte Westdeutschlands nach 1945 besonders zu berücksichtigen gilt.

Expansion in fremde Märkte und Industrien ist notwendiges Kennzeichen der unter relativer Überproduktion von Kapital leidenden staatsmonopolistischen Wirtschaften; vor allem der Kapitalexport ist dabei eingeordnet in die imperialistische Außenpolitik, wesentliches Mittel, um Einfluß zu gewinnen und das Kräfteverhältnis zwischen den imperialistischen Staaten zu den eigenen Gunsten zu verschieben. Für die USA geht es um die Verteidigung und womöglich den Ausbau ihrer dominierenden Position unter den imperialistischen Mächten; dabei hat die Bundesrepublik als zuverlässigste Stütze der US-Politik in Europa einen besonderen Stellenwert. „Im Diadem der amerikanischen Einflußsphäre ist die Bundesrepublik der wichtigste Stein. Würde er herausgebrochen werden, dann gäbe es keine Position in der Welt, aus der Amerika auf die Dauer nicht hinausgedrängt werden könnte.“⁶⁷

Angesichts der Durchsetzung des sozialistischen Weltsystems als bestimmender Faktor der historischen Entwicklung wachsen unter den imperialistischen Staaten die Bemühungen, den zwischen ihnen stattfindenden Konkurrenzkampf der gemeinsamen antisozialistischen Strategie möglichst wenig in die Quere kommen zu lassen, die ökonomische Verflechtung zur Integration der Politik zu nutzen — wobei jedes Land möglichst großen Einfluß auf die ‚integrierte‘ Linie anstrebt.

⁶⁷ Die Welt, 2. 3. 1970; zitiert nach Gunnar Matthesen: Zur gegenwärtigen Westeuropapolitik der USA; Marxistische Blätter 6/1970, S. 21

Schon in der Weimarer Zeit etablierten sich US-Konzerne in Deutschland, bauten ökonomische, politische und kulturelle Einflußpositionen auf. Die Besatzungszeit ermöglichte den Monopolvertretern tiefe Einsichten in die westdeutsche Wirtschaft, die sie nach der völligen Eingliederung der BRD ins Westbündnis für ihre Einkaufsstrategie nutzten. Sie profitierten von den nach US-Maßstäben niedrigen Lohn- und Sozialkosten und den staatlichen Investitionsanreizen; die hochentwickelte Wirtschaft der BRD, führend in der EWG, versprach profitable Produktivität und erfolgreiches Eindringen in den Gemeinsamen Markt. In dem Maße, in dem sich die BRD, als Speerspitze gegen den Sozialismus und Juniorpartner der USA aufgebaut, zum ‚Wirtschaftlichen Riesen‘ entwickelte und die BRD-Monopole an Entwurf und Realisierung ihrer spezifischen Expansionsstrategie gingen, kam ihnen das US-Engagement gelegen als Unterpfand amerikanischen Mitziehens bei den eigenen Versuchen, den Zweiten Weltkrieg doch noch zu gewinnen: „Je mehr Geld Amerika in Deutschland hineinstickt, desto sicherer können wir sein, daß Amerika uns in kritischen Situationen beistehen wird.“⁶⁸

Was aus den USA in die Kultur der BRD eindringt, ist ebenso klassengespalten wie USA und BRD selbst. Die fortschrittlichen Kräfte in der Bundesrepublik würden sich nur selbst schaden und ihre Verbundenheit mit den amerikanischen Volksbewegungen gegen Krieg, Faschismus und Rassismus leugnen, bekämpften sie das Kennenlernen der fortschrittlichen amerikanischen Literatur z. B. aus der ‚red decade‘, für die Namen wie Sinclair, Dreiser, Lardner, Lewis, auch Werke von Steinbeck und Hemingway stehen, traten sie auf gegen die Musik des für den Fortschritt kämpfenden Amerika,⁶⁹ gegen die Bekanntschaft mit Ben Shahn oder Walt Whitman. Humanistische und mit der Arbeiterklasse verbundene Werke machen aber den geringsten Teil des US-Kulturimports aus. Vom Standpunkt der Arbeiterklasse aus handelt es sich um Amerikanisierung, wenn die ausgekochtesten, arbeiterfeindlichsten Kulturprodukte und Ideologeme aus den Zentralen und Konzernen der US-staatsmonopolistischen Kulturindustrie in Übereinstimmung mit der herrschenden Klasse der BRD hier eingeführt und eingesetzt werden. In den USA sind die Methoden kultureller Herrschaftsausübung am weitesten entwickelt, hier offenbart die imperialistische Kulturzerstörung ihre extremen Formen,⁷⁰ die dann, sozusagen ‚vorzeitig‘, in die anderen imperialistischen Länder importiert werden. Dies zeigt sich sowohl in der auf Sex und Gewalt festgelegten Menschenbildkonzeption, die uns in Film, Fernsehen und Literatur erreicht oder in den konkret menschenzerstörenden und extrem antirationalistischen Zügen der in Drogen, Mystik und Jesus machenden

⁶⁷ Rudolf Müнемann, Daily Mail, 24. 10. 1966; zitiert nach Hahn, S. 71

⁶⁸ Vgl. André Rebstock: Pop-Musik oder populäre Musik? kürbiskern 2/71, S. 264—271; ders.: Pop-Musik und ihre Entwicklung zur künstlerischen Form; Deutsche Volkszeitung, 27. 1. 72, S. 16

⁶⁹ Vgl. Klaus Ziermann: Kultur für die psychologische Kriegsführung — Amerikanisierung und Neonazismus im gegenwärtigen westdeutschen Kulturbetrieb; Einheit 1/1969, S. 101—109

Jugendmoden. Gegen alle Kulturkritik gilt es aber festzuhalten, daß die anti-humanistischen Züge nicht der Tatsache des Imports aus den USA oder einer dort herrschenden technizistischen Einstellung geschuldet sind, sondern notwendig in jeder imperialistischen Gesellschaft Ursprung und Nährboden finden: Die Wahl zwischen Mannix und dem Kommissar, der Invasion von der Wega und Perry Rhodan, Andy Warhol und Peter Handke ist keine. Die Kulturkonzerne der BRD sehen das allerdings anders: für sie macht es sehr wohl einen Unterschied, ob sie 400 000 DM pro Folge ‚Kommissar‘ kassieren oder nur einige Tausend für die Synchronisierung von Mannix, der das Fernsehen pro Stück 40 000 kostet; außerdem können sie mit Eigenproduktionen wirksamer ihre spezifischen ideologischen Ziele ansteuern.

Unter dem steigenden Druck des Sozialismus und der Arbeiterklasse, angesichts der wachsenden Rolle der Kultur im Konzept imperialistischer Herrschaftsausübung und -sicherung kommt es im Maß der strukturellen Angleichung der staatsmonopolistischen Länder zur Herausbildung einer nur nach dem Kriterium der Effektivität für das internationalisierte Großkapital zu beurteilenden imperialistischen Einheitskultur. In ihr wird ohne Rücksicht auf die nationale Herkunft durchgesetzt, was profitabel und ideologisch brauchbar ist, wobei die US-Modelle zumeist die Maßstäbe setzen, den Ton angeben — nicht zuletzt infolge der Unterstützung des gesamten staatsmonopolistischen Apparats im Rahmen der außenpolitischen Bemühungen, den US-Führungsanspruch in der gesamten ‚westlichen Welt‘ durchzudrücken. Die Verschmelzung der reaktionären nationalen Traditionen mit der internationalen Monopolkultur stellt den imperialistisch pervertierten Sonderfall der allgemeinen objektiven Tendenz zur Herausbildung einer Weltkultur dar — bei dem das nicht zu benutzende nationale Erbe unter die Räder der Reaktion kommt.

Die große Bedeutung und der verbreitete Einfluß US-amerikanischer Modelle für die verschiedenen gesellschaftlichen Lebensbereiche in der Bundesrepublik basieren auf der grundsätzlich gleichen sozialökonomischen Struktur der beiden Länder; in der Entwicklung der Produktivkräfte wie der Methoden staatsmonopolistischer Herrschaft und Regulierung — und damit auch in der Erarbeitung imperialistischer Lösungsversuche der aufbrechenden gesellschaftlichen Widersprüche — spielen die USA objektiv die Rolle eines Vorreiters der hochentwickelten spätkapitalistischen Länder. Was also von seiten des US-Monopolkapitals Streben nach Bindung und Unterordnung anderer kapitalistischer Staaten ist, stellt zugleich nicht selten den Versuch der herrschenden Klasse dieser Länder dar, mehr oder minder modifiziert Erfahrungen, Herrschaftstechniken, Ideologeme, Modelle zur Bewältigung von Widersprüchen zu übernehmen, die in den USA schon ihre Bewährungsprobe bestanden haben. Die entscheidende Voraussetzung dafür, daß sie in der BRD massenwirksam werden, besteht in der weitgehenden Übereinstimmung der Arbeits- und Lebensbedingungen und der sich

daraus ergebenden Lebensweise, der Bedürfnisse und Fähigkeiten der arbeitenden Menschen. Was den Erfolgstest auf dem großen USA-Markt besteht, hat aus diesen Gründen gute Chancen, auch in der BRD anzukommen.

Unverkennbar ist in den letzten Jahren das Bemühen der BRD-Monopole, ihre ausgeweitete ökonomische Macht in politischen Einfluß und eine größere Berücksichtigung ihrer Ziele im westlichen Bündnis umzusetzen; verbunden mit wachsender Wirtschaftskonkurrenz EWG — USA, wurde seit einiger Zeit auch von seiten der Herrschenden stärker Kritik am ‚Ausverkauf Europas‘ laut.

Damit ist die Frage angesprochen, wie sich von ihren Klasseninteressen her die arbeitenden Menschen und ihre Organisationen zur Amerikanisierung der Kultur in der Bundesrepublik verhalten sollen — Amerikanisierung definiert als die Gesamtheit der Versuche, Lebensweise und Persönlichkeitsentwicklung, Fähigkeiten, Bedürfnisse, Einstellungen und Verhaltensweisen der BRD-Bevölkerung mit Kulturprodukten, Ideologien, Normen, Verhaltensleitbildern zu beeinflussen, die eine direkte oder modifizierte Übertragung aus der herrschenden imperialistischen Kultur der USA darstellen und/oder eine Ausrichtung auf die imperialistischen Vereinigten Staaten als Führungsmacht und Vorbild der kapitalistischen Welt bezeichnen. Damit ist erstens klar, daß ein Kampf gegen Coca-Cola, Nietenhosen und amerikanische Tänze nur Windmühlen berennt; zweitens wird die Arbeiterklasse sich weder für kleinbürgerlich-neofaschistischen (á la NPD) noch großkapitalistisch-konkurrenzkämpferischen (Servan-Schreiber und Teile des BRD-Kapitals) oder für kurzsichtig-scheinantiimperialistischen (Peking: Förderung der EWG gegen die USA) Antiamerikanismus einspannen lassen. Kampf gegen kulturelle Amerikanisierung und Liquidierung lebensfähiger nationaler Traditionen ist nur sinnvoll als Teil des Kampfes gegen imperialistische Monopolkultur, für demokratisch-antimonopolistische Kulturentwicklung im Gesamt einer anti-imperialistischen Veränderung der Bundesrepublik. Der Kampf gegen die USA-Hörigkeit der westdeutschen Politik — und die aktive Solidarität mit den amerikanischen Friedenskämpfern und Bürgerrechtler sind ein wichtiger Beitrag zur Durchsetzung einer Umorientierung der BRD-Politik und Schwächung der westdeutschen Monopole; zugleich ist er Beweis für die internationalistische Einstellung der Demokraten und Sozialisten der BRD.

Sie findet ihren Ausdruck auch in der Unterstützung und Nutzung aller fortschrittlichen Tendenzen in der klassengespaltenen Kultur der USA. Die hier gezeigte Unvoreingenommenheit, die sich nur vom Klasseninteresse leiten läßt, sollte sich allerdings weit stärker in vertiefter analytischer Beschäftigung mit der gesellschaftlichen Entwicklung in den Vereinigten Staaten niederschlagen. Dialektisch gewendet, enthält die bürgerlich-apologetische These von den USA als Zukunft der anderen kapitalistischen Länder zwei Konsequenzen für die Sozialisten der BRD: Die zunehmend ins Bild geratenen gesellschaftlichen Probleme und Widersprüche der imperialistischen US-Gesellschaft, heißen sie Dauerarbeits-

losigkeit, Zerstörung der Umwelt und der Städte, Umkippen der Profit-Konsum-Zivilisation, gilt es viel öfter und massenwirksam herauszustellen als das, was sie sind: Die bei uns erst keimhaft entwickelte Zukunft eines irrationalen Systems in dem der Profit die Menschen unter Smog und Straßenkreuzern, Highways und Wolkenkratzern, LSD und Pop-Kultur erstickt.⁷⁰ Die zweite Folgerung muß heißen: die von der fortgeschrittenen kapitalistisch angewandten wissenschaftlich-technischen Revolution geprägten Lebens- und Arbeitsbedingungen, Bedürfnisse und Verhaltensweisen der amerikanischen Arbeiterklasse sind im wesentlichen die Bedingungen unseres Klassenkampfes morgen — auch auf kulturellem Gebiet. Sie gilt es zu untersuchen, die durch ihre Verbindung mit der Anwendung fortgeschrittenen Produktivkräfte und der Bewältigung einer hochtechnisierten Umwelt positiv zukunftsweisende Elemente ebenso wie die destruktiven herauszufinden, aus ihnen zu lernen für die Anlage kulturellen Klassenkampfes hier.

Winfried Roth USA — Interessen, Beispiel Italien

In der Zeit nach 1945 hat der Mittelmeerraum und in seinem Zentrum Italien für den US-Imperialismus stark an Bedeutung gewonnen. Gleichzeitig wurde für die herrschende Klasse in Italien angesichts des veränderten nationalen und internationalen Kräfteverhältnisses das Bündnis mit der neuen Führungsmacht im imperialistischen Lager zu einem lebenswichtigen Faktor. Die Zerschlagung des Faschismus zerstörte alle Hoffnungen der herrschenden Klasse Italiens, in die erste Reihe der imperialistischen Mächte aufrücken zu können. Die Dominanz des US-Imperialismus gegenüber seinen europäischen Konkurrenten war ein Hauptergebnis des Krieges und die italienische Bourgeoisie mußte sich seiner Globalstrategie unterordnen.

Die Truppen der USA blieben bis Ende 1947 in Italien. Sie stellten einen entscheidenden Machtfaktor zugunsten der konservativen und reaktionären Kräfte des Landes dar. Die USA waren entschlossen, eine grundlegende Neuorientierung der italienischen Politik zu verhindern. Für sie war Italien ein aktueller Absatzmarkt, eine zentrale strategische Basis und eine potentielle Investitionssphäre.

Unter dem Druck der an Schärfe gewinnenden Systemauseinandersetzung sahen die USA sich veranlaßt, auch ihre am Boden liegenden Gegner im imperialistischen Lager wieder aufzuwerten und sie dabei politisch und ökono-

⁷⁰ Schon stellte die führende Fernsehzeitschrift der USA, 'TV Guide', mit Besorgnis fest, den westeuropäischen Fernsehzuschauern werde ein negatives Bild von den USA gezeichnet; die BRD wurde allerdings nicht untersucht (Frankfurter Rundschau 12. 2. 72); in der FAZ vom 15. 1. 73 sieht Robert Held, sogar die Linke in der Bundesrepublik aktiv bei der Erzeugung eines Amerikabildes, „das sich an einigen Stellen dem des ‚Völkischen Beobachters‘ nähert“.

misch an sich zu binden.¹ Diesen 1947 in der sog. Truman-Doktrin formulierte Zielen dienten der „Marshallplan“ (European Recovery Program, ERP) und die Gründung der NATO. Frankreich versuchte seinerseits, Italien an sich heranzuziehen, indem es u. a. eine Zollunion beider Staaten propagierte. Großbritannien dagegen betrachtete Italien durchaus noch als Konkurrenten und wandte sich deshalb gegen seine Einbeziehung in Wiederaufbau- und Aufrüstungsprogramme.

In der Tat gelang es den USA, Italien in ihren Kalten Krieg hineinzuziehen. Die herrschende Klasse in Italien, die durch den Faschismus diskreditiert war und sich einer starken kommunistischen Partei gegenüberstah, bedurfte zur Restauration der Stützung durch den US-Imperialismus und folgte bereitwillig dessen Politik.² Seit 1943 wurde neben den Alliierten (und den Faschisten in ihren Rückzugsgebieten) in Italien die Macht von Partisanenkomitees und einer zentralen Regierung der Nationalen Einheit aus Christdemokraten (DC), Sozialisten (PSI) und Kommunisten (PCI) ausgeübt. Von Anfang an wurden zahlreiche fortschrittliche Maßnahmen der Komitees durch die Alliierten Militärverwaltungen rückgängig gemacht sowie der größte Teil des faschistischen Staatsapparates wieder installiert.³ Seit 1946 drängten die Alliierten offen auf die Sprengung der antifaschistischen Koalition.⁴

Im Januar 1947 reiste der christdemokratische Ministerpräsident De Gasperi in die USA, wo man ihm mit der Annulierung des Verzichts auf Reparationen und mit der Einstellung der Wirtschaftshilfe – von 1943 bis zum Anlaufen des ERP erhielt Italien von den USA 2,23 Mrd. \$⁵ – drohte, falls er nicht in kurzer Zeit PSI und vor allem die PCI aus der Regierung ausschließen werde. De Gasperi verstand und tat drei Monate später wie verlangt.

Im April 1948 standen Parlamentswahlen an, zu denen Sozialisten und Kommunisten gemeinsame Listen aufstellten. Noch 1947 freilich hatte sich von der Sozialistischen Partei eine rechte Sozialdemokratische Partei (PSDI) abgespalten, die die Politik De Gasperis unterstützte und im Lauf der Zeit fast der treueste Freund der USA in Italien wurde. Sie erhielt finanzielle Hilfe von dem strikt antikommunistischen US-Gewerkschaftsbund AFL.⁶

In dieser Wahl erhielt die DC 48,7 % gegen 31,7 % für die Volksfront. Der Wahlkampf der DC und ihres Anhangs (PSDI, Liberale-PLI, Republikaner-PRI, die zusammen auf 14,4 % kamen) wurde mehr von den USA als diesen Parteien selbst geführt. Für Krippendorf ist es sogar „vielleicht der einzige

¹ D. Horowitz, *Kalter Krieg I*, Westberlin 1969, S. 63 (Stellungnahme D. Achesons im Mai 1947)

² C. Sforza, *Cinque anni a Palazzo Chigi*, Roma 1952, S. 196 ff

³ N. Kogan, *A Political History of Postwar Italy*, New York 1966, S. 32 f

⁴ Allgemein zur US-Politik in Italien, 1943-51: H. S. Hughes, *The United States and Italy*, Cambridge 1953

⁵ G. Mayer, *Bestimmungsgründe des italienischen Exporthandels 1947-1966*, Winterthur 1970, S. 9

⁶ Zu diesen und den folgenden Vorgängen 1947/48: E. Krippendorf, *Die amerikanische Strategie*, Frankfurt/M. 1970, S. 341 ff; H. Smith, *The State of Europe*, New York 1949, S. 204 ff; D. Horowitz, *The Free World Colossus*, New York 1971, S. 82 f; D. A. Graber, *Crisis Diplomacy*, Washington 1959, S. 264 f

große und folgenreiche Erfolg des amerikanischen Propagandainstruments überhaupt".⁷

Die USA lockten und drohten. Sie posaunten laut ihren Verzicht auf 1 Mrd. \$ Reparationen und drohten gleichzeitig mit dem Widerruf. Sie gaben 60 Mio. seit 1941 eingefrorene \$ aus italienischen Auslandsguthaben frei und schenkten Italien 29 alte Handelsschiffe. Sie drohten mit einem Einwanderungsstop für Italiener – laut Meinungsumfragen wollten damals 29 % aller Italiener – vor allem in die USA – auswandern (und gerade diese waren potentielle Wähler der Linken). Die USA gaben Italien das von den Nazis geraubte Gold zurück und inszenierten „Freundschaftsbesuche“ größerer Flotteneinheiten. US-Bürger italienischer Herkunft wurden aufgefordert, ihren Verwandten in Europa über die Schrecken des Kommunismus, die Segnungen der USA und den möglichen Stop der Lebensmittelpakete zu schreiben. Führende US-Politiker appellierte an die italienischen Wähler und sprachen zum Teil selbst auf Veranstaltungen von DC, PSDI usw. Für die Verbreitung der US-Ideen sorgten 7 eigens gegründete Freundschaftsvereinigungen, zahllose Filme, Wanderausstellungen, Konzerte, Broschüren, Volksfeste und Radiosendungen. Die Westalliierten forderten demonstrativ die Übergabe des ganzen – zwischen Italien und Jugoslawien damals umstrittenen – Gebiets von Triest an Italien. Es wurden Verhandlungen über einen amerikanisch-italienischen Freundschaftsvertrag begonnen und gewissermaßen als „Erfolg“ De Gasperis im Dezember 1947 die US-Truppen abgezogen. Sie blieben freilich nahe genug, um bei „negativem“ Wahlausgang „helfen“ zu können.⁸ Im Februar 48 wurde ein Handelsvertrag abgeschlossen, die ersten ERP-Schiffe pompös entladen und gleichzeitig mit dem Entzug der ERP-Mittel gedroht. Auch koordinierten die USA sinnvollerweise ihre Propaganda mit der des Vatikans. Der Erfolg blieb nicht aus: schon vor den Wahlen nannten bei einer Umfrage (die natürlich mit Vorsicht zu genießen ist) auf die Frage „Welcher ausländische Staat tut am meisten für uns?“ 75,8 % die USA und 8,7 % die Sowjetunion – unter den Sympathisanten der Linken waren die Quoten immerhin 31,7 % zu 50,3 %.

Während die italienische Bourgeoisie und ihre Regierung erfreut das ERP akzeptierten, organisierten die Linke und die Gewerkschaften zahlreiche Streiks und Massenaktionen gegen dieses Programm zur Integration Italiens in den imperialistischen Block. Daher stellte sich für die USA in erster Linie die Notwendigkeit einer Spaltung der Einheitsgewerkschaft CGIL. Ab 1944 hatte die rechte Fraktion in der Sozialistischen Partei US-Gelder (über den CIO-„Boss“ Antonini) erhalten, um den Austritt der CGIL aus dem WGB zu er-

⁷ Krippendorff, S. 343

⁸ Dezu A. W. Kirsanow, Die USA und Westeuropa, Berlin 1968, S. 24 f

reichen,⁹ was jedoch nicht gelang. Die Spaltung der CGIL wurde durch den Regierungswechsel und die PSDI-Konstituierung 1947 begünstigt. 1948/49 traten nacheinander die christdemokratische und die sozialdemokratische Fraktion aus und gründeten eigene Organisationen (CISL und UIL), die voll die Regierungspolitik unterstützten.¹⁰ Die USA finanzierten beide über AFL und CIO (die in enger Verbindung zum CIA standen). Die AFL favorisierte mehr die CISL, die CIO die UIL (die AFL nahm aus Unkenntnis deren Klassenkampf-Rhetorik ernst und stimmte sogar gegen ihre Aufnahme in den IBFG), aber beide drängten ihre italienischen Zöglinge zum Zusammenschluß, um ein effektives Gegengewicht zur CGIL (in der über zwei Drittel der Mitglieder geblieben waren) zu schaffen. Italienische Gewerkschafter wurden in die USA eingeladen, mit dem Glanz des American Way of Life bekanntgemacht und ideologisch geschult (was übrigens im Falle der CISL den positiven Effekt eines allmählichen Abrückens von ihrer konfessionellen Position und eines Bekanntwerdens mit dem militanten US-Syndikalismus der 30er Jahre hatte).¹¹ Italien erhielt 1,4 Mrd. \$, d. h. 11 % der ERP-Gesamtsumme. Diese Hilfe förderte natürlich den Wiederaufbau der italienischen Wirtschaft, war aber in erster Linie (staatliche Exportfinanzierung) ein Ventil für die nach dem Ende der Kriegswirtschaft aufgetretene Exportkrise der US-Industrie¹² – der damit auch ein langfristiger Markt für Ersatzteile und Neuaustrüstungen zufiel – sowie die politische wie ökonomische Vorbereitung späteren privaten Kapitalexportes. Der Lohn für die Westintegration Italiens war also alles andere als ein Opfer für die USA.

Noch 1948 waren die Regierungsparteien offiziell gegen jede Blockbildung in Europa und vor allem in der DC sträubten sich neutralistische Kräfte in der Tat gegen einen Anschluß an die entstehende NATO.¹³ Aber es genügte hier schon der US-Hinweis, man könne seine Zahlungen jederzeit einstellen. Das Hauptmotiv für den italienischen NATO-Beitritt war eindeutig die Angst vor dem starken inneren Gegner.¹⁴ Im April 1949 unterzeichnete Italien mit den anderen Gründungsmitgliedern. Sämtliche italienischen Einheiten wurden der NATO unterstellt.

Im Januar 1950 schlossen Italien und die USA (auf der Grundlage des Mutual Defence Assistance Act) ein Abkommen über Militär- und Finanzhilfe, das faktisch die Revision des italienischen Friedensvertrages und eine forcierte Wiederaufrüstung bedeutete. Zwischen 1949 und 1954 erhöhten sich die ita-

⁹ N. Kogan, The Politics of Italian Foreign Policy, New York 1963, S. 101, 126

¹⁰ Zur positiven Wertung des ERP vgl. LCGIL, Questo Piano Marshall, Roma 1949

¹¹ Vgl. J. La Palombara, The Italian Labor Movement, Ithaca 1957, S. 26 f, 167 ff und C. Julien, L'Empire Americain, Paris 1968, S. 337 ff

¹² Kirsanow, S. 28, 48 und ERP-Mission in Italia — Il Piano Marshall in Italia, Roma 1951

¹³ Zum Widerspruch zwischen italienischen Verfassungsbestimmungen und NATO-Mitgliedschaft s. P. Secchia, I patti segreti della NATO, in Critica Marxista, 3/66

¹⁴ Sforza, S. 202 f; Kogan, History, S. 54; L. A. Kaplan, The United States and the Origins of NATO, in: The Review of Politics 2/69

liensischen Militärausgaben von 482 auf 869 Mio. \$. Die italienische Industrie erhielt allein 1951 für 140 Mio \$ Rüstungsaufträge aus den USA. Dank des „Korea-Booms“ stieg die Industrieproduktion Italiens vom September 1950 bis März 1951 um ein Fünftel. Die US-Militärhilfe belief sich bis 1963 auf 2,1 Mrd. \$.¹⁶

Die Eingriffe der USA in die Innenpolitik konnten in der Folge marginal bleiben. Interessanterweise drängten sie 1949 ihren widerstreitenden Verbündeten zu Zugeständnissen in Richtung einer Landreform, um die starke, von der Linken geführte Bewegung der Landarbeiter in Süditalien aufzufangen.¹⁸ Bei den Wahlen 1953 drohte die US-Botschafterin Luce erneut mit dem Entzug der Subsidien bei „negativem“ Ausgang. Gleichzeitig unterstützten die USA die italienischen Annexionsbestrebungen gegen Jugoslawien in der sogenannten Triest-Krise. 1955 drohte Luce allen Unternehmen mit CGIL-Betriebsratsmehrheiten den Entzug der amerikanischen Aufträge an, womit etwa bei FIAT ein Rückgang der CGIL von 60 % auf 38 % erreicht wurde. Vergebens intervenierte man allerdings gegen die Wahl des DC-Linken Gronchi zum Staatspräsidenten und gegen die exklusive Zuteilung der Bohrrechte in der Poebene an den staatlichen Erdölkonzern ENI. Diese Vorkommnisse demonstrierten zwar das verstärkte ökonomische Gegengewicht Italiens Mitte der 50er Jahre, änderten aber an der Loyalität zur imperialistischen Politik der USA nichts. 1958 beteiligten sich amerikanische Luft- und Flotten-einheiten aus italienischen Stützpunkten an der Libanon-Invasion. Im selben Jahr akzeptierte Italien als erster europäischer Staat US-Atomraketenbasen auf seinem Territorium.¹⁷

Italien besitzt einen hohen strategischen Stellenwert in der Hegemonialpolitik der USA. Allein schon die Nachbarschaft zu zwei sozialistischen Staaten (Albanien und Jugoslawien, wohin die Landgrenze u. a. durch Atomminen „gesichert“ wird), prädestinierte auch es zum „ersten Schützengraben Amerikas“. Italien liegt im Zentrum eines Raumes, in dem drei Erdteile zusammen-treffen und dessen ökonomische Ressourcen (vor allem in der Energieversorgung) für den US-Imperialismus unersetzbar sind. Es grenzt (grossenteils über See) an acht Staaten, darunter die NATO-Mitglieder Frankreich und Griechenland. Von Italien aus lässt sich das Adriatische Meer und die Verbindung zwischen Gibraltar einerseits, Suezkanal und Bosporus andererseits sperren. Von der Poebene aus ist es nach Sizilien so weit wie nach Warschau und London. Piemont ist von Apulien nicht weiter entfernt als das Schwarze Meer. In relativ kurzer Reichweite italienischer Basen liegen die Staaten Nordafrikas ebenso wie der Balkan und das nördliche Alpenvorland.

¹⁵ Kirsanow, S. 36, und R. S. Ritchie, NATO, The Economics of an Alliance, Toronto 1956, S. 65; Statistical Abstract of the U. S. 1972, Washington 1972, S. 252

¹⁶ Kogan, History, S. 58

¹⁷ Dazu: NATO, CENTO, SEATO, OAS-Imperialistische Paktsysteme, Berlin 1964, S. 203 f

Neapel ist Hauptquartier der 6. US-Flotte (die nicht der NATO untersteht) und Sitz des NATO-Oberkommandos Südeuropa, andere Kommandos befinden sich in Verona.¹⁸ Luftbasen, die zum Teil von der Bundeswehr mitbenutzt werden, liegen bei Vicenza, Livorno, Neapel (Capodichino) und auf Sardinien. An Flottenstützpunkten sind außer Neapel Taranto, Gaeta, Livorno, La Spezia und Palermo zu nennen.¹⁹ Außer in Sizilien und Apulien sind die Raketenbasen um Rom und in Nordostitalien konzentriert. Mit den US-Stützpunkten in Spanien (Rota, Cartagena, Uelva), Griechenland (Piräus, Kreta), Portugal (Azoren) und der Türkei (Adana) ist Italien das mittlere Glied in einer der wichtigsten Vorpostenketten der USA.²⁰

Ende der 50er Jahre vermehrten sich die ökonomischen Interessengegensätze. Die ENI geriet in einen scharfen Konflikt mit den internationalen Erdölmonopolen, als sie im Nahen Osten mit den erdölexportierenden Ländern 50 : 50-Verträge statt der üblichen 75 : 25 abschloß sowie zu günstigeren Bedingungen Rohöl von der Sowjetunion einkaufte. Die italienische Industrie drängte auf Exporte in die sozialistischen Staaten, mußte sich aber letztlich den NATO-Embargos fügen.²¹

Die italienische Wirtschaft blieb während der ganzen Nachkriegszeit gleichermaßen abhängig vom Export vorwiegend von Erzeugnissen der Leichtindustrie wie vom Import von Rohstoffen und Investitionsgütern. Dabei fiel den USA als Export- wie Importmarkt eine wichtige Rolle zu.

Für die Exportabhängigkeit der italienischen Industrie ist kennzeichnend, daß 1970 auf Italien 3,6 % der Industrieproduktion, aber 7,3 % der Exporte der kapitalistischen Länder entfielen.²² Nicht nur der US-Markt selbst ist von großer Bedeutung – Olivetti setzt dort mehr ab als in Italien –, sondern auch jene Länder besonders Südamerikas, die zur direkten US-Einflußsphäre gehören. Unter den Importpartnern der USA lag Italien 1965 an siebter, 1969 immerhin an fünfter Stelle; unter den US-Exportmärkten rückte es von Platz neun auf sieben vor.²³ Bis 1958 waren die USA der größte Importpartner Italiens (zu Zeiten des ERP erreichte ihr Anteil an den italienischen Gesamtimporten bis zu 38 %).²⁴ Die USA beziehen aus Italien Textilien, Schuhe, Autos, Haushalts- und Büromaschinen und liefern (neben landwirtschaftlichen Produkten) Kohle, Kupfer, Eisenerze, Stahl, Schrott, Maschinen und Chemieerzeugnisse.²⁵

Besonders gravierend ist die Abhängigkeit von den USA auf dem Gebiet der

¹⁸ Siehe G. Cafiero, Grecia, Mediterraneo e Patto Atlantico, in: Critico Italiano, Giugno/Sept. 1967

¹⁹ Sette Giorni, 14. 1. 1968

²⁰ Vgl. F. Pistolese, Il mediterraneo nella strategia imperialistica, in: Critica Marxista, 5-6/71

²¹ Kogan, History, S. 113 f

²² Der Imperialismus der BRD, Berlin 1971, S. 415

²³ UN, Yearbook of International Trade Statistics 1969, New York 1971, S. 888

²⁴ Mayer, S. 32, sowie W. Y. Elliott, The Political Economy of American Foreign Policy, New York 1955, S. 126 f

²⁵ Annuario Statistico Italiano 1971, Roma 1971, S. 240 ff

Auswertungsrechte, Patente, Lizenzen usw. 51 % (75 Mrd. Lire) des Defizits in der technologischen Zahlungsbilanz Italiens entfallen auf die USA. Rechnet man die über die Schweiz operierenden US-Firmen hinzu, dürfte sich eine Quote in der Nähe von zwei Dritteln ergeben.²⁶

Die Beziehungen zwischen den USA und Italien in den 60er Jahren waren bestimmt durch eine wachsende Abhängigkeit aufgrund amerikanischer Direktinvestitionen und durch entgegengesetzte Tendenzen zu einer forcierten westeuropäischen Integration, die aber schwächer blieben als bei den meisten anderen Staaten.

Die Interessengegensätze zu den USA fanden auf politischer Ebene schon Mitte der 50er Jahre Ausdruck in der Theorie vom „Neo-Atlantizismus“, die noch sehr unverbindlich Autonomieforderungen gegenüber der imperialistischen Führungsmacht vorbrachte. Den französischen Vorschlag eines „Mittelmeerpaktes“ 1959 lehnte Italien aus Rücksicht auf die NATO ab.²⁷

Die Schritte zur friedlichen Koexistenz zwischen Sowjetunion und USA wurden auch von den Regierungsparteien begrüßt. Man nahm relativ zurückhaltend zu den Krisen um Kuba und Westberlin Stellung. Mit der Konstituierung des „centro-sinistra“ 1962/63 gelangten die Sozialisten (die bei ihrer Rechtswendung 1956/57 auch zu Befürwortern der NATO geworden waren) in die Regierung. Anlässlich einer schweren Zahlungsbilanzkrise stellten die USA im März 1964 Italien 1 Mrd. \$ zur Verfügung und dokumentierten damit ihr Vertrauen in das neue Regierungsbündnis. Gleichzeitig aber sicherten sie sich rechts ab: ein Putschplan des italienischen Militärgeheimdienstes SIFAR, der zu CIA und NATO in engstem Kontakt stand, flog noch rechtzeitig auf.²⁸

Gegen die amerikanische Aggressionspolitik vor allem in Vietnam entfaltete sich auch in Italien eine breite antiimperialistische Bewegung, in der zahlreiche Sozialisten und Katholiken mitkämpften. Ein Exponent der linken DC, La Pira, war an Vermittlungsversuchen zwischen DRV und USA beteiligt. Dagegen forderten Monarchisten und Neofaschisten (MSI) die Entsendung italienischer Truppen nach Indochina.

Die MSI, die aus nationalistischen Ressentiments lange gegen die USA eingestellt war, sandte 1968 und 1972 etliche ihrer Führer aus, um unter den Italoamerikanern Stimmenfang für Nixon zu betreiben. Ein Teil der MSI-Finanzierung scheint über die Continental Illinois Bank (die über gute Kontakte zur US-Regierung, u. a. durch den früheren Schatzminister D. Kennedy verfügt) zu laufen. Der CIA verkehrt mit der MSI vorzugsweise unter Zwischenschaltung des griechischen Geheimdienstes KYP. Inwieweit er bei den zahlreichen neofaschistischen Terrorakten der letzten Jahre die Hand im Spiel hatte, lässt sich

²⁶ Nach: ENI, Servizio Programmazione Ricerca Scientifica-Relazione n. 11, vervielfältigt

²⁷ Vgl. Kogan, History, S. 160

²⁸ Dazu Secchia

einstweilen nur vermuten.²⁹ Sicher ist dagegen, daß diverse ultralinke Parteien und Vereine vom CIA nicht nur kontrolliert, sondern auch finanziert werden. Der frühere NATO-Oberbefehlshaber im Mittelmeer, Admiral Birindelli, ließ sich 1972 ins italienische Parlament wählen, wo er auf den Bänken der MSI neben General De Lorenzo, dem SIFAR-Chef von 1964, Platz nehmen konnte.

Anlässlich des französischen NATO-Rückzuges 1966 und des ersten möglichen Kündigungstermins 1969 wurde auch in Italien das Verhältnis zur Militärhegemonie der USA zentrales Diskussionsthema.³⁰ Während die Kommunisten und zahlreiche Sozialisten und Linkskatholiken den Austritt aus der NATO forderten, beschränkten sich offiziell PSI (damals gerade mit der PSDI wieder vereinigt) und DC-Linke darauf, die „rein defensive“ Zielsetzung der Allianz zu reklamieren und allenfalls den Ausschluß von Griechenland und Portugal zu fordern. Die PSI mißbilligte sogar die bescheidene französische „Desintegration“. Rechte DC-Mehrheit, PLI (ihr Exponent Brosio wurde NATO-Generalsekretär) und PSDI standen auch weiterhin vorbehaltlos zu dem Aggressionspakt, aus denselben Motiven, die die herrschende Klasse in Italien schon für den Beitritt gehabt hatte.³¹ 1970 reiste Ministerpräsident Colombo in die USA und mußte sich von Nixon, dem die antiimperialistischen Kräfte bei seinem Rom-Besuch den angemessenen Empfang bereiteten, zu härterem Vorgehen gegen die Linke mahnen lassen. Die Vietnam-Proteste in Italien erreichten Ende 1972 noch einmal einen großen Höhepunkt. Zahlreiche Aktionen richteten sich gegen das Projekt eines neuen US-Flottenstützpunktes auf den La Maddalena-Inseln in Nordsardinien,³² dem Andreottis „centro-destra“-Regierung (mit PLI statt PSI) bereitwillig zugestimmt hatte. Sardinien wird dank seiner ebenso geschützten wie zentralen Lage allmählich zum wichtigsten strategischen Drehpunkt der USA für das Mittelmeer, zumal nach dem Verlust von Wheelus (Libyen) und der autonomen Politik Maltas. Auf der Insel finden sich Raketen- und U-Bootstützpunkte, die Luftbasen Decimomannu und Olritano sowie riesige militärische Übungsgelände.³³ Die Währungskrise der letzten Jahre verschlechterte auch die Beziehungen zwischen den USA und Italien, das freilich von den amerikanischen Maßnahmen wesentlich schwächer in Mitleidenschaft gezogen wurde als etwa Japan oder die BRD. Vor allem die besonders exportabhängige Textilindustrie wurde getroffen. Gegen diese hatten sich schon einmal Anfang der 60er Jahre

²⁹ (Anonym) *La Stagione di Stato*, o. O. 1970 (außerordentlich detaillierte, möglicherweise aus Geheimdienstquellen inspirierte Darstellung dieses Komplexes)

³⁰ Siehe S. Silvestri, Il dibattito sulla NATO in Italia, in: *Lo spettatore internazionale*, 1-68; R. Sandri, La crisi della NATO, in: *Critica Marxista*, 3/66

³¹ C. Galluzzi, Rilancio Atlantico e lotta per il superamento della politica dei blocchi, in: *Critica Marxista*, 1-69; E. Ranci-Ortigosa, Imperialismo, NATO e Paesi Europei, in: *relazioni sociali*, 7-8/70; G. P. Orsello, Patto Atlantico: una polemica inutile und I. M. Lombardo, L'Alleanza Atlantica oggi, beide in: *Corrispondenza Socialista*, 10/67

³² Vgl. il manifesto, 7. 11. 1972

³³ U. Dassy, Sardegna, un'isola per i militari, Firenze 1971

US-Restriktionen gerichtet, die auch nach der sogenannten Kennedy-Runde nicht beseitigt wurden.³⁴ Die italienische Zentralbank hatte ihre hohen Dollarreserven besonders in der zweiten Hälfte des Jahrzehnts teilweise in US-Schatzpapieren angelegt und damit zur Finanzierung des Vietnamkrieges beigetragen. Die weniger rücksichtsvolle Politik Italiens in der jüngsten Zeit dürfte durch den gegenüber den USA verschobenen Zyklus und die heftigen sozialen Konflikte im Inneren verursacht sein. Hinsichtlich der Beziehungen zu den USA lässt sich inzwischen eine recht deutliche Gruppierung feststellen. Für das Bündnis mit den USA treten vor allem die rückständigen Teile des Kapitals bzw. rechte DC, PSDI, MSI und PLI ein. Sie sind sozusagen die bequemsten Partner. Die Monopole dagegen — das Staatskapital eingeschlossen — verbinden die globalstrategische Einordnung mit dem Versuch, sich selbst mehr Ellbogenfreiheit bei der Profitmaximierung zu verschaffen, fordern die Schaffung eines europäischen Währungsblocks, verstärkte Beziehungen zu den sozialistischen Ländern (auch dort unter Ausnutzung der China-Position; zu China hatte Italien schon lange vor den USA gute Kontakte), Entwicklung des inneren Marktes und Expansion in die unterentwickelten Länder.³⁵

Das US-Interesse an Italien ist seit Mitte der 60er Jahre vor allem von seiner Funktion als Investitionssphäre bestimmt. Zu den spezifischen Motivationen für private Kapitalexporte nach Italien (die aus Furcht vor der starken Linken lange gering blieben und nicht zufällig nach Bildung des centro-sinistra zunahmen) gehörten die niedrigen Löhne, die Möglichkeiten für Steuermanipulationen, niedrige Transportkosten nach Westeuropa und die Umgehung von EWG-Außenzöllen. Italien versprach sich von solchen Investitionen einen Beitrag zur Lösung seiner ökonomischen Probleme und begünstigte sie durch Gesetz im Februar 1956.

Beim privaten US-Kapitalexport nach Italien überwogen zunächst Jahre, die politisch weniger „riskante“ Portfolioinvestitionen (Beteiligungen ohne Kontrollrechte), die oft über Holdings in Drittländern abgewickelt wurden.³⁶ Erst 1963/64 nahmen die Direktinvestitionen (Mehrheitsbeteiligungen, Aufkauf und Neuerrichtung von Betrieben) einen steilen Aufschwung. Dow Chemical übernahm 72 % des größten italienischen Pharmaherstellers Le-petit und die 3-M-Company die Ferrania, über die sie fast drei Viertel des italienischen Marktes für empfindliches Fotomaterial beherrscht. General Electric kaufte den EDVA-Bereich des einzigen italienischen Computer-Herstellers Olivetti. Bis 1970 erreichten die amerikanischen Direktinvestitionen

³⁴ Vgl. Mayer S. 233 ff.

³⁵ P. Ranci, La battaglia del dollaro, in: *relazioni sociali* 9-10/71; A. Pesenti, La svalutazione del dollaro: il disegno di Nixon, in: *Politica ed Economia*, 1-2/72; G. A. Sacco, Italy and Monetary Events of 1971, in: *Lo spettatore internazionale*, 2/72

³⁶ So erklärt sich, daß noch 1961 unter den ausländischen Investoren in Italien die USA auf Platz zwei nach der Schweiz und vor Panama erschienen, s. D. Hickmann, *Die Wirtschaft des Auslandes*, I, Darmstadt 1964, S. 1125

in Italien 1521 Mio \$. Dagegen betragen die italienischen Direktinvestitionen in den USA nur 95 Mio \$, was die Einseitigkeit des Abhängigkeitsverhältnisses illustriert.³⁷ In den letzten Jahren ist allerdings ein merklicher Rückgang der US-Neuinvestitionen zu verzeichnen, was durch die zum Teil auffallend niedrig gebliebenen Gewinne motiviert sein dürfte.³⁸

Für die Finanzoperationen der USA in Italien spielt eine wichtige Rolle die Banca d'America e d'Italia, die von der Bank of America kontrolliert wird und unter den italienischen auf Platz 9 rangiert.³⁹ Die US-Monopole orientieren auch in Italien vor allem auf die sogenannte Wachstumsindustrien (Erdöl, Chemie, Elektronik). Der US-Marktanteil im Erdölbereich übertrifft mit 33,8 % den des einzigen italienischen Unternehmens (AGIP) noch um 7,5 %. Außerdem kontrollieren die USA fast die gesamte Erzeugung von Atomenergie.⁴⁰

US-Konzerne sind in nahezu allen Bereichen der italienischen Industrie tätig. Ihr Marktanteil beträgt bei EDVA über 90 %, in der Pharmachemie 37 % und der restlichen Sekundär- und Basischemie 20 %. Als Reaktion auf diese amerikanische Durchdringung konzipiert waren auch die Zusammenschlüsse italienischer Monopole untereinander (Montecatini/Edison) bzw. auf europäischer Ebene (Pirelli/Dunlop und FIAT/Citroen).⁴¹

Die PCI stand von Anfang an gegen das Eindringen des US-Imperialismus auch in Form des privaten Kapitalexports. Im Rahmen ihrer allgemeinen wirtschaftspolitischen Vorstellungen entwickelte sie die Forderungen nach Einbeziehung der ausländischen Unternehmen in ein System demokratischer Kontrolle und Programmierung der ökonomischen Entwicklung, nach Ausdehnung des staatlichen Sektors als Gegengewicht zur Expansion der internationalen Konzerne in Italien sowie nach verstärkter Koordinierung der gewerkschaftlichen Aktionen auf internationaler Ebene.⁴²

³⁷ Statistical Abstract of the U. S. 1972, S. 767; IMSF, Internationale Konzerne und Arbeiterklasse, S. 370

³⁸ Dazu: G. Ragazzino, Note sui profitti USA in Italia (e altrove) in: *Monthly Review*, Ed. Italiana, 7-8/72

³⁹ H. Magdoff, Das Zeitalter des Imperialismus, Frankfurt/M. 1970, S. 70

⁴⁰ Vgl. G. Centola e G. Ragazzino, Piccola industria, grandi padroni, in: CRES, Quaderno n. 1, Milano o. J.

⁴¹ Ausführliche Darstellungen der US-Direktinvestitionen in Italien: IMSF, Internationale Konzerne und Arbeiterklasse, S. 89 ff; Tendenze del capitalismo europeo, Roma 1966, S. 607 ff; SORIS, Effetti degli investimenti esteri in Italia, Milano 1968

⁴² Siehe E. Peggio, Die multinationalen Gesellschaften und die europäische Linke, in: IMSF, Internationale Konzerne und Arbeiterklasse, Frankfurt/M. 1971

Henry Winston Ein Kampf ums Leben

Vorsitzender der Kommunistischen Partei der USA

Genosse Winston, worin liegt die politische Bedeutung der Unterzeichnung des Friedensvertrags und welchen Einfluß hatte die sozialistische und demokratische Bewegung auf die Beendigung des Vietnamkriegs?

Winston: Die wichtigste Lehre, die man aus dem Kampf des vietnamesischen Volkes gegen den US-Imperialismus ziehen kann, ist die: das Volk Vietnams zeigt, wie unter heutigen Bedingungen ein Volk, das für eine gerechte Sache und die Verteidigung seiner nationalen Rechte kämpft, sich erfolgreich gegen das mächtigste der imperialistischen Länder behaupten kann. Gegen den US-Imperialismus, dessen Aggressionspolitik zum Ziel hatte, das Rad der Geschichte in ganz Indochina zurückzudrehen, also in Vietnam, Laos und Kambodscha. Der Kampf, den das vietnamesische Volk geführt hat, wird so zu einem bedeutenden Vorbild für Völker, die immer noch vom eisernen Stiefel des Imperialismus gedrückt werden. Er zeigt, wie man den Sieg erringen und ihn verteidigen kann, wie man ihn vorwärtsstretbt. So muß der umfassende Kampf für uneingeschränkte Selbstbestimmung auch von anderen Völkern, die immer noch in Kolonien und abhängigen Staaten mutlos werden, geführt werden, der Kampf um die Vertreibung des Imperialismus von ihrem eigenen Boden.

Die Beendigung der Feindseligkeiten in Vietnam ist ein bedeutender Fortschritt im Kampf für eine Art von Friedensvertrag, der den Sieg eines mutigen und heroischen Volkes widerspiegelt, das sich in einem 30jährigen Krieg mit französischen, japanischen und jetzt den US-Imperialisten herumschlagen mußte und das diese Schlacht gewonnen hat.

Der zweite Teil Deiner Frage bezieht sich auf die Rolle der sozialistischen Länder, der Demokraten und Anti-Imperialisten in der ganzen Welt. Der Mut und der Heroismus des vietnamesischen Volkes wurden durch den Beitrag aller sozialistischen Länder und vor allem durch den der Sowjetunion gestärkt. Die Erfahrung in den vergangenen Jahren bei der Verteidigung der gerechten Sache des Volkes von Vietnam – im Norden und im Süden – hat die organisierende Rolle der Sowjetunion als beständige Kämpferin gegen den Imperialismus, die aktive Unterstützung von ihrer Seite für die nationalen Befreiungskriege, sichbar gemacht. 80 Prozent des Materials wurde den tapferen Kämpfern von der UdSSR geliefert. Die praktische Unterstützung

durch die Sowjetunion bestand dazu noch darin, daß sie half, mehr als 5000 Piloten auszubilden, daß sie in einem großen Ausmaß mit Waffen, Nahrungsmitteln und Medikamenten half. Das vietnamesische Volk ist besonders stolz auf die Unterstützung durch die Sowjetunion bei seiner großen Aufgabe, den Kampf für Frieden und Selbstbestimmung zu führen. Aber dies gilt auch für die meisten anderen sozialistischen Länder.

Leider hat der Maoismus das Leninsche Prinzip verletzt, daß die Arbeiterklasse und die unterdrückten Länder gemeinsam den Kampf zur Vernichtung des Imperialismus führen müssen. Der Maoismus spielte eine Rolle, durch die Hindernisse für das vietnamesische Volk aufgebaut wurden, Unterstützung von allen Seiten zu bekommen. Ohne diese Behinderungen hätte die imperialistische Aggression in Vietnam viel früher abgewehrt werden können.

Von außerordentlicher Bedeutung war, daß zum erstenmal in der Geschichte der USA sich die Mehrheit des Volkes gegen diesen Bereich der US-imperialistischen Politik zusammenschloß. Wir hatten in den Vereinigten Staaten eine Mehrheit für den Frieden und gegen die Aggression in Vietnam. Dies war symptomatisch für die Volksbewegung in diesem kriegsführenden Land. Ich glaube, so etwas hat es in der Weltgeschichte zum erstenmal gegeben, Streiks, Demonstrationen, Resolutionen – Aktionen aller Art gegen den Imperialismus des eigenen Landes. Hier zeigt sich die praktische Anwendung eines weiteren Aspekts der Leninschen Theorie: das Bedürfnis des Volkes nach Frieden und Selbstbestimmung wird zur Triebkraft des Kampfes gegen den bei ihm herrschenden Imperialismus. Das ist hier geschehen. Die Bedeutung des Kampfes gegen den US-Imperialismus besteht also darin, daß hier eine Einheit der drei revolutionären Hauptströmungen in der Welt vorhanden ist: des realen Sozialismus, der nationalen Befreiungsbewegungen und der demokratischen Bewegung in den kapitalistischen Ländern. Wenn diese Kräfte ständig weiter gestärkt werden, können wir nicht nur sicher sein, daß Vietnam jede mögliche Hilfe für den vollständigen Wiederaufbau zuteil wird, sondern können auch einen umfassenden Frieden garantieren, durch den der Imperialismus restlos vertrieben wird und der für antiimperialistische Bewegungen auf allen Kontinenten von großem Nutzen sein wird.

Welchen Einfluß wird das Ende des Krieges auf die Innenpolitik haben? Was wird die Rüstungsindustrie, die von diesem Krieg profitiert hat, in Zukunft unternehmen?

Winston: Es gibt zwei Mächte in den USA. Da sind einmal die Rüstungsbosse, die vom Krieg profitiert haben und auch nach dem Krieg ihre Profite vergrößern wollen. Aber es gibt auch andere in diesem Land, die Mehrheit, die für den Frieden ist und die in der Lage war, sich in dieser Frage mit dem vietnamesischen Volk, den sozialistischen Ländern und den antiimperialistischen Bewegungen in allen Ländern Afrikas, Asiens und Lateinamerikas zu ver-

bünden. Sie werden ihre Bemühungen verstärken, die Vorhaben der US-Monopole zu vereiteln. Konkret gesagt: 1973 werden 5 Millionen Arbeiter von Tarifverhandlungen über Lohnerhöhungen und andere Forderungen betroffen, die unmittelbar auf den Lebensstandard der Arbeiterklasse in den USA Einfluß haben. Der Präsident der Vereinigten Staaten hat als höchstmögliche Lohnsteigerung etwa 5,5 Prozent angesetzt, andererseits gehen Preise und alle anderen Kosten hoch wie Raketen. Die offiziellen Gewerkschaftsführer, Meany und Lovestone, verfolgen eine Politik, die im Grunde die Politik der Nixon-Regierung unterstützt. Die Gewerkschaftsbewegung selbst geht davon aus, daß eine 15prozentige Lohnerhöhung einfach deshalb nötig ist, um die Preise, wie sie heute sind, wieder einzuholen. Aber morgen werden die Preise um vieles höher sein. Die gestiegenen Preise sind für die 5 Millionen Arbeiter, die dieses Jahr verhandeln, eine unmittelbare Herausforderung. Aber die Preise sind nicht das einzige Problem, von dem diese Arbeiter, wie auch das ganze Volk, betroffen sind. Wir haben eine wachsende Besteuerung. Und diese Steuern betreffen viele Lebensbereiche der Arbeiter. Das bedeutet zusätzliche Lohnkürzungen.

In nächster Zeit steht eine Verschärfung des Kampfes zwischen einem bedeutenden Teil der Arbeiterklasse in den USA und den großen Monopolen bevor – ein Kampf ums Leben.

Zur gleichen Zeit will die Nixon-Regierung mehr als 100 Programme streichen, die alle Bereiche der Bevölkerung unmittelbar berühren – unter anderem Tagesbetreuung von Kindern, Erziehung, Wohnungsbeschaffung und ähnliches. Gegen all dies, gegen diese Offensive der Nixon-Regierung wird der Widerstand von Millionen stehen. Und dieser wird sich mit dem der Gewerkschaftsbewegung vereinen. Man kann als eine Tatsache festhalten, daß wir uns am Vorabend gewaltiger Klassenkämpfe gegen das Monopolkapital befinden.

Ich glaube, es geht in der Richtung weiter, daß durch diesen Kampf die reaktionären und faschistischen Kräfte im Land zurückgedrängt werden.

Der Angriff auf den Lebensstandard des Volkes wird begleitet von einer rassistischen und antikommunistischen Kampagne. Der Kampf dagegen ist unerlässlich, wenn die Reaktion in unserem Land geschlagen werden soll.

Genosse Winston, welche Bedeutung hat der Kampf gegen den Rassismus für den Klassenkampf in den USA in den nächsten Jahren?

Winston: Diese Frage ist besonders wichtig, weil die Solidarität der Arbeiterklasse in den Vereinigten Staaten nicht erreicht werden kann, wenn nicht die schwarzen, weißen, mexikanischen und puertorikanischen Arbeiter, ob organisiert oder nicht, solidarisch den gemeinsamen Kampf gegen das Monopolkapital führen. Der Rassismus wird vom Nixon-Regime und allen ultrarechten, reaktionären und faschistischen Kräften im Lande bewußt und maßlos vorangetrieben. Der Grund dafür liegt auf der Hand. Sie kapieren, wie alle pro-

gressiven Kräfte auch, daß Einigkeit Sieg über die Monopole bedeutet, Un-einigkeit dagegen Sieg für das Monopolkapital.

Sehen wir uns New York an. Wir haben hier eine Stadtverwaltung, die als liberal gilt. Es ist für uns wichtig zu sehen und zu verstehen, daß die Existenz dieser Verwaltung der extremen Reaktion gewisse Schranken setzt. Die ultrarechten Kräfte versuchen jedoch eine gemeinsame Front mit dem New Yorker Gouverneur Rockefeller herzustellen, um eine eindeutig rechte Verwaltung zu schaffen. Was heißt es für eine Stadt wie New York, eine Verwaltung zu haben, die sich nach rechts bewegt? Das heißt, daß sich ein offener Kampf gegen schwarze und puertorikanische Menschen entwickeln wird. Dies läßt sich am besten illustrieren am Vorschlag des Chefs der „Police Benevolent Association“ (Polizei-Unterstützungs-Vereinigung), der an die 5000 ausgebildete rassistische Polizisten loslassen will, um die „Integrität“ der Stadt New York vor schwarzen und puertorikanischen Menschen zu „schützen“. Dieser Chef schlägt also konkret vor, alle gemäßigten Kräfte auszuschalten – eingeschlossen und beginnend mit der derzeitigen New Yorker Stadtverwaltung – um jene Menschen niederschießen zu können, die es wagen, für Bürgerrechte, für bürgerliche Freiheiten, für Wohlstand, für Arbeitsplätze und für ein Ende der Diskriminierung und Segregation im Erziehungssystem zu kämpfen.

Gleichzeitig gibt es eine zunehmende rassistische und profaschistische Entwicklung des Terrors innerhalb der Polizei, innerhalb des Verwaltungsapparates im ganzen Staat New York. Dies ist ein Warnsignal für die Demokratie. Mit Hilfe der reaktionären Polizei können weiße Eltern einen Boykott inszenieren, um schwarze Kinder am Schulbesuch zu hindern. Dies ist das Ergebnis einer bewußten, entschlossenen Kampagne gegen die schwarze Bevölkerung. Der Rassismus nimmt zu. Die Frage stellt sich daher, welche Bedeutung dem Kampf dagegen zukommt. Das ist das Herz des Kampfes für Demokratie. Das ist der Kampf für Gewerkschafts-Solidarität. Das ist der Mittelpunkt des Kampfes für die Einheit der Arbeiterbewegung mit allen demokratischen Kräften. Das ist die Grundlage für den Kampf, ein antimonopolistisches Bündnis zu entwickeln und Garantien zu schaffen, die den Sieg der Monopolpolitik nicht nur in dieser Stadt, sondern im ganzen Land verhindern. Der Rassismus entwickelt sich Hand in Hand mit dem Antikommunismus. Das sind die Zwillingswaffen des Monopolkapitals, und sie müssen als solche bekämpft werden. Fortschritte in diesem Kampf sind Fortschritte im Kampf für den Weltfrieden.

Wie wollen die sozialistischen und kommunistischen Kräfte in den USA ihre Basis in den Betrieben, in der Industrie und in den Gewerkschaften erweitern?

Winston: Ich kann hier für die Kommunisten sprechen. Sie werden mit allen Gruppen zusammenarbeiten, die an einer Ausweitung des Kampfes um den

Lebensstandard der Bevölkerung interessiert sind. In den Betrieben werden wir Kommunisten mit denen zusammenarbeiten und die unterstützen, die dazu beitragen, was wir *rank-and-file-movement* nennen (etwa: Mobilisierung der Arbeiterbasis. Anm. des Übers.). Diese *rank-and-file-Bewegung* wird sich auf die speziellen Bedürfnisse der Arbeiter in einem Betrieb gründen. Sie enthält Forderungen der Arbeiter nach Lohnerhöhung, die Entwicklung einer Kampagne gegen Produktionssteigerungen auf Kosten der Arbeitenden, den Kampf für Ruhepausen und saubere hygienische Einrichtungen und den Kampf für ein Vertrauensleute-System, durch das die Interessen der Arbeiter in den Betrieben vertreten werden.

Hand in Hand mit all dem läuft die Kampagne für mehr Demokratie für die Arbeiter in den Betrieben und in der Gewerkschaftsbewegung selbst. Wenn man die Arbeiter so einbezieht, wird sich der Kampf gegen Klassenverrat, Reformismus und die gesamte Politik von Meany und Co. in der AFL-CIO (American Federation of Labor-Congress of Industrial Organizations) verstärken.

Das heißt auch, gegen den Sozialdemokratismus vorgehen, der die Politik der Meanys unterstützt – eine Politik, die der *rank-and-file-Bewegung* diametral entgegensteht. Dies bedeutet, die ganze monopolkapitalistische Politik bekämpfen, wie sie vom Nixon-Regime verteidigt wird, das die Arbeiterbewegung dazu drängen will, ihren Widerstand gegen das Monopolkapital aufzugeben. Deshalb hat Nixon als Arbeitsminister Peter J. Brennan ausgesucht.

Peter J. Brennan ist Vorsitzender der Bauarbeiter-Gewerkschaft, einer der wichtigsten Gewerkschaften in der AFL-CIO und ist das Rückgrat des Rassismus im Gewerkschaftsverband. Brennan empfiehlt sich dadurch, daß er einer der hervorragendsten Rassisten dieses Landes ist. Seine Ernennung zum Arbeitsminister erfolgte mit Einwilligung von George Meany.

Deshalb heißt es für die gesamte *rank-and-file-Bewegung* in den Betrieben und für die demokratischen Kräfte im Lande, den Kampf gegen den Rassismus so weit wie möglich voranzutreiben, ein Kampf, der sich auch gegen den Rassismus in der Gewerkschaftsbewegung richten muß.

Wie schätzt die Kommunistische Partei der USA die Entwicklung in den westeuropäischen kapitalistischen Ländern ein? Welche Bedeutung hat diese Entwicklung für den Kampf in den USA?

Winston: Ich meine, daß die Entwicklung in Europa in eine sehr positive Richtung geht. Nicht nur für Europa, sondern auch für den Weltfrieden. Es zeigt sich eine wachsende Einigkeit unter den demokratischen und Friedenskräften in Europa und die zunehmende führende Rolle der kommunistischen und Arbeiterparteien, vor allem der Kommunistischen Partei der Sowjetunion. Für mich ist es besonders von Interesse, zu sehen, welch großartige Rolle

die Sowjetunion gemeinsam mit allen demokratischen Kräften spielt. Sehen wir uns die heutige Tschechoslowakei an und die CSSR unter den Bedingungen, als der Imperialismus versuchte, sie aus der sozialistischen Gemeinschaft herauszulösen. Er wollte sie als Basis benützen, von der aus er seine Kanonen auf das Herz der Sowjetunion, der größten Errungenschaft der Arbeiterklasse, richten wollte. Und betrachten wir andererseits die vereinigten Länder des Warschauer Paktes, die, gemeinsam mit dem tschechoslowakischen Volk, diese Aggression zurückgeschlagen haben. Zurückblickend können wir die großartige Entfaltung des proletarischen Internationalismus sehen, der einen bedeutenden Beitrag für die Weltgeschichte im allgemeinen und für Europa im besonderen geleistet hat. Die Maßnahmen, die hier vom tschechoslowakischen Volk und den Ländern des Warschauer Paktes ergriffen wurden, machten es nicht nur möglich, die Errungenschaften von 1949 zu erhalten, sondern haben darüber hinaus dazu beigetragen, dem Revanchismus in Westdeutschland eine Niederlage zu bereiten. Diese Entwicklung hat zweifellos dazu beigetragen, daß die Entstehung eines neuen Verhältnisses der beiden deutschen Staaten zueinander beschleunigt wurde und offizielle Verbindungen zwischen den beiden deutschen Staaten unterschiedlicher Gesellschaftsordnung entstanden sind.

Solche Schritte sind ein bedeutender Beitrag zum Frieden. Es ist von großer Bedeutung für Europa und die Welt, hier die Grundlage dafür zu legen, daß von deutschem Boden kein dritter Weltkrieg ausgehen wird, von jenem Boden, vom dem, wie die Menschheit hat erfahren müssen, der erste und zweite Weltkrieg ihren Ausgang nahmen. Die wachsenden Beziehungen zwischen den beiden deutschen Staaten und der BRD mit allen sozialistischen Ländern sind ein bedeutender Schritt vorwärts. Auch die Verträge über die Grenzregelungen in Europa, wie die Anerkennung der Oder-Neiße-Grenze, waren solche großartigen Schritte in Richtung Frieden.

Die zunehmende Zusammenarbeit von Sozialisten und Kommunisten in Frankreich ist ebenfalls ein bedeutender Fortschritt. Und so könnte man weiter aufzählen. Das Ergebnis dieser und vieler anderer Aktivitäten und Errungenschaften auf dem europäischen Kontinent sind jetzt Bestrebungen, die staatlichen Beziehungen in Richtung auf einen Frieden in ganz Europa hin zu entwickeln – 28 Jahre nach Beendigung des Zweiten Weltkriegs wurde hier eine wichtige Stufe erreicht.

Mit dem Frieden zwischen den Staaten kommt aber gleichzeitig auch die wachsende Einigkeit der Völker Europas. All diese Entwicklungen stärken die Kräfte für Frieden und sozialen Fortschritt und beeinflussen auch den Verlauf des Kampfes gegen den staatsmonopolistischen Kapitalismus in den USA.

Angela Davis Gegen unseren gemeinsamen Feind

Kannst Du den Lesern des „kürbiskern“ die gegenwärtig vorherrschenden Bedingungen erläutern und den Kampf, der unter dem Einfluß der wachsenden rassistischen Attacken und der politischen Unterdrückung der Nixon-Administration geführt werden muß?

Angela Davis: Zu diesem historischen Zeitpunkt erleidet der US-Imperialismus zahllose Rückschläge. Die Währungskrise, die Niederlage in Indochina, die zwischenkapitalistische Rivalität zwischen den westeuropäischen Ländern und den Vereinigten Staaten. Diese Krise hat die Monopole und Nixon dazu gezwungen, ihre Politik zu ändern. Die Speerspitze ihrer Attacken richtet sich nun auf das arbeitende Volk der Vereinigten Staaten, damit sie ihre Profite aufrechterhalten und vermehren können. Zur Realisierung ihres bösartigen Planes hat die herrschende Klasse zum Instrument des Rassismus gegriffen. Es ist der Rassismus, der vom Kampf der arbeitenden Menschen dieses Landes gegen den wirklichen Feind – den Monopolkapitalismus – ablenkt. Wir müssen diesen Anschlag abwehren. Die Arbeiter in der Industrie können mit dem Kampf um ihre eigenen Rechte nicht beginnen, dem Kampf um einen höheren Lebensstandard, gegen Lohneinbußen, so lange man sie glauben machen kann, daß die schwarzen Menschen die Ursache ihrer Misere seien. Die Nixon-Administration ist dabei, die Gewinne der Bürgerrechtskämpfe der 50er und 60er Jahre abzubauen. Nixon verfolgt nun den Kurs, indem er davon spricht, daß die schwarzen und braunen Menschen „zu weit gegangen sind“. Durch den Abbau der während der Bürgerrechtsbewegung erzielten Gewinne steigert Nixon die Unterdrückung der Gettos und Viertel in all den Kommunen, in denen unterdrückte Menschen leben. Tausende unserer Brüder und Schwestern werden auf Grund dieser rassistischen Offensive in die Gefängnisse verladen. Unsere Brüder und Schwestern sind in den Gefängnissen, weil sie das Opfer eines rassistisch inspirierten Angriffs wurden. Der Rassismus der Polizei, der Rassismus der Gerichte, der Rassismus unseres Gefängnis-Systems, das farbige Menschen für viel längere Zeiträume eingesperrt hält als weiße Menschen – wir müssen diesen ganzen Apparat nehmen, und ich möchte darauf hinweisen, daß wir jetzt eine nationale Organisation aufbauen, ein nationales Vehikel zur Koordinierung und Organisierung von Bewegungen, die den Regierungsattacken der rassistischen Unterdrückung, der von Klassenvorurteilen geprägten Repression entgegentreten.

Wir wollen all jene einbeziehen, die so nachhaltig für meine Freiheit gekämpft haben, alle, die für die Freiheit anderer politischer Gefangener kämpften; das gilt für fortschrittliche Organisationen und einzelne Menschen.

Das ist eine breite vereinigte Organisationsfront zur Verteidigung von Menschen im Kampf.

Wir hoffen, dazu fähig zu sein, unsere Genossen dahin zu bringen und unsere Schwestern und Brüder in der ganzen Welt, die so schnell auf den Ruf zur Unterstützung in meinem Fall reagiert haben. Wir hoffen, daß sie sich mit uns einlassen, in unserer Bewegung für die Befreiung der politischen Gefangenen. Und gleichzeitig antiimperialistisches Bewußtsein zu schaffen, denn wir sehen unseren Kampf auch als Bestandteil des Kampfes gegen imperialistische Unterdrückung, wo immer diese sich zeigt – hier oder in Afrika, in Lateinamerika, Europa und Asien.

Welche Rolle spielte die Massenbewegung – sowohl die nationale als auch die internationale – bei der Durchsetzung Deiner Freiheit?

Angela Davis: Die Bewegung für meine Freiheit, die sich von diesem Land durch die ganze Welt ausbreitete, war eine äußerst wichtige und mächtige Demonstration antiimperialistischer Solidarität – internationalistischer, anti-imperialistischer Solidarität.

Die Bewegung ging beinahe spontan aus den schwarzen Gemeinden im ganzen Land hervor, schon vom ersten Tag meiner Inhaftierung an. Noch während die Eintragungen in die Gefängnisakten vorgenommen wurden, konnte ich – hier in New York – die Rufe der Demonstranten hören, die wenige Minuten, nachdem sie die Nachricht erhalten hatten, gekommen waren, um gegen meine Inhaftierung zu protestieren.

Meine Genossen in der Kommunistischen Partei und fortschrittlich eingestellte Menschen im ganzen Land organisierten und koordinierten jene Bewegung, so daß sie zu einem organisierten Widerstand gegen die repressiven Anstrengungen der Regierung wurde.

Und natürlich ist es wichtig, die Beziehung anzuerkennen, die sich mit der internationalen Bewegung entwickelte, wenn wir über den Erfolg der Bewegung in diesem Land sprechen. Die internationale Bewegung war der kritische Punkt. Kritisch nicht nur, weil es den Widerstand gegen die Versuche der Regierung, mich zu verladen, verbreiterte und erweiterte, sondern auch wichtig, weil sie der Bewegung und ihrer Entwicklung hier in diesem Land einen noch größeren Impetus verschaffte. Als die Schwestern und Brüder hier erfuhren, was sich in den sozialistischen Ländern abspielte, in den kapitalistischen Ländern, in Afrika, Lateinamerika und Asien, wurde das für sie zu einem wichtigen Beweggrund, ihre Anstrengungen zu eskalieren und die Bewegung hier zu noch größeren Höhen zu bringen.

Global gesprochen wurde die Bewegung natürlich in erster Linie von den sozialistischen Ländern geführt. Es gab massenhafte Bewegungen in der Sowjetunion, in der Deutschen Demokratischen Republik, in Cuba, in Bulgarien und anderen sozialistischen Ländern.

Aber es gab auch riesige Massenbewegungen in den kapitalistischen Ländern Westeuropas – in Frankreich und Westdeutschland. Gewiß war es in diesen Ländern schwieriger zu organisieren, wo die Arbeiterklasse nicht die Macht hat. Deshalb spielten diese Bewegungen eine ganz besondere Rolle bei der Gewinnung meiner Freiheit.

Ich möchte deshalb diese Gelegenheit ergreifen, all denen in Westdeutschland zu danken, die an dem Kampf zur Erlangung meiner Freiheit aktiv teilgenommen hatten. Ich bin sicher, ihre Briefe, Telegramme und Postkarten haben die Ohren des Richters und der Geschworenen in San José erreicht.

Diese Solidarität von Seiten der fortschrittlichen Menschen der Bundesrepublik Deutschland hat aber auch noch eine andere Bedeutung. Es gibt eine besonders enge Verbindung zwischen den multinationalen Konzernen unseres Landes und den Monopolen in der Bundesrepublik – die Westinghouse, die General Electric, die Fords und viele andere. Es ist deshalb notwendig, daß die Arbeiterklasse und die Unterdrückten unserer beiden Länder ihre Bände festigen, um unseren gemeinsamen Feind zu bekämpfen. Das ist nach meinem Gefühl die besondere Bedeutung der Solidarität, die Menschen der Bundesrepublik im Kampf für meine Freiheit gezeigt haben. Ich bin gewiß, daß diese Erfahrung helfen wird, die internationalistischen Bindungen zwischen den arbeitenden Menschen der USA und der Bundesrepublik zu vertiefen.

Jarvis Tyner Arbeiterjugend und Studenten

Vorsitzender der *Young Workers Liberation League* (Befreiungsliga junger Arbeiter) und 1972 Kandidat der Kommunistischen Partei der USA für das Amt des Vize-Präsidenten.

Wie beurteilst Du das Verhältnis von studentischer und Arbeiterjugend?

Tyner: In den letzten 10 Jahren sind sich die Arbeiter- und studentische Jugend infolge der veränderten Produktionsbedingungen der wissenschaftlichen Revolution nähergekommen.

Trotzdem gibt es immer noch große Ressentiments der Studenten gegen die Arbeiterklasse, die oft durch „linke“ Phrasen überdeckt werden; zum Beispiel: Sie sagen, daß die Monopole unsere Feinde seien, behaupten das aber auch von den Gewerkschaften. Tatsache ist, daß mit dem Fortschreiten von Wissenschaft und Technik und den Anforderungen der hochindustrialisierten Gesellschaft, in der wir leben, eine Proletarisierung der Intelligenz im allge-

meinen stattfindet. 80 bis 90 Prozent der Intelligenz sind bereits Lohn- und Gehaltsempfänger.

Dies bedeutet, daß ihre Lebensweise, ihr Verhalten gegenüber den Produktionsformen denen der Arbeiterjugend sehr ähnelt. Eine große Anzahl von Beschäftigten aus dem Bereich von Wissenschaft und Forschung — Ingenieure, Rechtsanwälte, Professoren usw. — finden sich als Angestellte bei großen Monopolen wieder. Sie haben sich jetzt zu Gewerkschaften zusammengeschlossen und Streikaktionen gefordert. Lehrer, die lange als Angehörige eines „akademischen“ Standes betrachtet wurden, organisieren sich jetzt im Rahmen von Industriegewerkschaften. Es gibt jetzt die American Federation of Teachers. Wir hatten bereits mehrere Lehrerstreiks. Diese Streiks hatten einen gewaltigen Einfluß auf die gesamte Arbeiterbewegung. Kürzlich kam es beinahe zu einem Generalstreik in Philadelphia, Pennsylvania, weil sich dort die Stadtverwaltung weigerte, die Forderungen der Lehrer zu erfüllen, und so wurden sie Teil der Gewerkschaftsbewegung. Auf diese Weise ändern sich Haltung und Interessen der Studenten und nähern sich denen der Arbeiterjugend an. Die Jugend der Mittelschichten hatte viele Jahre die Möglichkeit zu studieren. Sie entwickelte deshalb eine eigene Art von Lebensstil — eine Art kleinklägerlicher Existenz. Sie sind dabei, diese Position zu verlieren; werden zunehmend proletarisiert. Hier sind die Wurzeln für die Entfremdung und die Ursache für den Aufruhr der Studenten in den 60er Jahren zu sehen.

Die Friedensbewegung, das allgemeine radikale Aufbegehren der Jugend – sowohl bei Studenten als auch bei jungen Arbeitern, eine Entfremdung, die sich unterschiedlich äußert – wurde durch den Krieg in Indochina verursacht und ist das Ergebnis der Nichtbeachtung von Problemen, der sich die gesamte Jugend gegenüberstellt. Schwarze Studenten und Studenten unterdrückter Minderheiten stellen die Verbindung zwischen sich und den jungen Arbeitern gleicher Nationalität her, weil sie gleichermaßen unterdrückt werden. Denn das Trennende zwischen Studenten und Arbeitern unterdrückter nationaler Minderheiten ist oft weniger offensichtlich.

Was hältst Du von der „Subkultur“, die in Teilen der Jugend der USA vorhanden ist?

Tyner: Zuerst einmal ist festzustellen, daß sich Entfremdung, wie ich vorhin erwähnte, in der Jugend unterschiedlich äußert. Woodstock, die Drogenszene, das spiegelt in erster Linie die Situation der weißen Jugend der Mittelschicht wider, deren Lebensbedingungen fließend sind, die sich aus der Mittelschicht herausbewegt – in Richtung Proletariat. Der Aufruhr äußert sich unterschiedlich.

Vielen ursprünglichen Forderungen der Studentenbewegung der 60er Jahre, die sich heute in der Subkultur widerspiegeln, lagen Slogans wie „control over one's life“ zugrunde: der Wunsch, über sein eigenes Leben uneinge-

schränkt bestimmen zu können, wird zu einer besonderen Forderung, speziell dann, wenn Menschen im Sinne von Unabhängigkeit und Kreativität erzogen wurden, sich jedoch als Klotz am Bein des staatsmonopolistischen Kapitalismus wiederfinden. Aus diesem Boden wächst der Wunsch nach kreativer Freiheit und Entfaltung der Persönlichkeit. Aber so kann man auch blindlings in die Arme der Monopole laufen.

Diese Forderungen finden sich auch in dem Slogan „Student Power“, der die utopische Wunschvorstellung darstellt, daß Studenten die von den Monopolen beherrschten Universitäten kontrollieren könnten. Außerdem spiegeln sie sich in der Frage des Lebensstils und in der Folgerung, in der Subkultur unterzutauchen. Aus unserer Sicht ist dies eine direkte Reaktion auf die Monopole, die zwar viele positive Ziele wie Frieden, Kampf gegen die Armut, Humanität hat, die aber zugleich viele Auswirkungen des Kapitalismus selbst verstärkt.

So findet sich etwa bei der Forderung nach absoluter Freiheit die Ablehnung jeglicher Organisation. Während auf der einen Seite die Weigerung steht, sich durch ROTC (Ausbildung für Reserveoffiziere an den Universitäten – Anm. d. Übers.) auf den Krieg vorbereiten zu lassen, weigert man sich andererseits, politischen Organisationen beizutreten. Zwar wird versucht, sich in der Musik frei zu entfalten, doch birgt dies gewisse anarchistische Momente in sich. Mit der Lebensweise verhält es sich ähnlich; auf der Suche nach freier Entfaltung neigt man dazu, Probleme anarchistisch anzugehen. Bei der Suche nach Freiheit tauchen oft nihilistische Inhalte auf – zu nichts wird ein politischer Standpunkt eingenommen.

Marcuse und seine Anhänger und andere sogenannte Theoretiker haben unter dem Deckmantel des Marxismus oder des „legalen“ Marxismus viele dieser Anschauungen gepredigt und verstärkt. Dies kommt in der Kampagne nach sexueller Freiheit, Nacktheit und anderen angeblich die bürgerliche Gesellschaft ablehnenden Formen zum Ausdruck.

Wir wissen, daß wir die Gründe für die jugendliche Subkultur im Monopolkapitalismus zu suchen haben, weil solche Bewegungen nicht in der Lage sind, die grundlegende ökonomische und politische Natur des Kapitalismus zu begreifen. Weil in ihnen die Revolution als eine ethische und keine sozio-politische Kategorie begriffen wird.

Daher kommt es, daß viele Ableger dieser Subkultur eine schädliche Auswirkung haben. Oft versteht es die herrschende Klasse sehr gut, durch ihre Medien die humanistischen Qualitäten der Subkultur, die sie haben mag, auszunutzen, und von Grund auf zu untergraben. Die herrschende Klasse hat – kurz gesagt – von dieser neuen Kultur Besitz genommen und eine Reihe ähnlicher alter bourgeoiser Philosophien – die Herausstellung des Individuellen, das Gefühl der Verlorenheit – aufgegriffen, aber keinen Ausweg aus

den Problemen aufgezeigt. Natürlich wurden auch rassistische Vorstellungen übernommen. Ich denke an die Rolling Stones und ihr Lied „Brown Sugar“, in dem schwarze und braune Frauen als Sexualobjekt beschrieben werden. Genauso wie die ganzen Vorstellungen über Freiheit und Nacktheit und „freie Liebe“ die Rolle der Frau verfälscht haben.

Beweis für die rassistischen Einflüsse in dieser sogenannten „Woodstock-Nation“ war ein Rolling Stones-Konzert in Kalifornien, bei dem ein schwarzer Jugendlicher in der vordersten Reihe der Band zujubelte und ein Mitglied der Hell's Angels – ein anderes Beispiel für die Subkultur in diesem Lande, diesmal ein faschistisches – den Bruder mit einem Messer angriff und tötete. Wenn diese Bewegungen auch einige humanistische und demokratische Aspekte haben, so spielt doch der Rassismus eine bedeutende und oft vorherrschende Rolle. Deshalb haben nur wenige schwarze Jugendliche diese Richtung eingeschlagen. Die schwarze und braune Jugend, ebenso wie die asiatischen Amerikaner und die indianische Jugend kommen aus dem Proletariat. Sie kämpfen eher in Massenbewegungen und für konkrete Forderungen. Deshalb haben die Angehörigen unterdrückter Nationalitäten andere Ausdrucksformen gefunden. So gibt es Leute wie Edwinn Starr, der „Stop the War“ singt, und Freda Payne mit „Bring the Boys Home“, Marvin Gays Lied „What's going on“, die sich mit der Krise auf allen gesellschaftlichen Ebenen befassen. Dies zeugt von einer demokratischeren und beständigeren Stoßrichtung. Aber das fand, weder weltweit noch in unserem Lande, keine vergleichbare Publizität. Trotzdem spiegelt sich hier ein ähnliches Phänomen, aber es handelt sich nun um eine beständigere und demokratischere Reflexion des gesamten „New Culture“-Phänomens. Wir verbringen einen großen Teil unserer Zeit damit, dies klarzumachen, schwarze Kultur aufzubauen und zu unterstützen, wo sie sich eine demokratische Stoßrichtung gibt, die jugendlichen Massen, sowohl schwarz wie weiß, in einer fortschrittlichen Bewegung zu organisieren und zugleich ihre Kultur neu zu formen und ihr den notwendigen Nachdruck zu verleihen. Dadurch untergraben wir die negativen Erscheinungen und lassen eine revolutionäre Kultur entstehen, eine Kultur, die sich an der Arbeiterklasse orientiert und demokratische Inhalte hat.

Was sind die unmittelbaren Aufgaben, wenn man die Lage der Jugend dieses Landes verbessern will?

Tyner: Im Augenblick sieht sich die Jugend einer sehr ernsten Krise gegenüber. Die Arbeitslosenrate unter der Jugend beträgt ungefähr 20 Prozent. Unter der unterdrückten Jugend, z. B. der schwarzen, beträgt sie etwa 40 Prozent in städtischen Gebieten. In einigen Gegenden liegt die Rate sogar noch darüber. Diese Zahlen sind ähnlich hoch unter den jungen Chicanos, der indianischen und puertorikanischen Jugend. Gleichzeitig haben wir auch eine Krise im Bildungswesen. In diesem Land werden 70 000 Klassenräume im Jahr

für das öffentliche Erziehungswesen gebaut, zur gleichen Zeit werden 20 000 Schulräume wegen Baufälligkeit geschlossen. Das bedeutet also nur noch einen Zuwachs von 50 000 Klassenräumen im Jahr. Schätzungen besagen jedoch, daß wir über 160 000 Klassenräume jedes Jahr benötigen, um die Klassenstärke von 30 bis 40 Jugendlichen pro Klasse auf eine erträgliche Zahl von zirka 25 herabzudrücken. Es gibt keine Pläne dafür. Mit den jetzt gebauten 50 000 und den von Nixon befohlenen Kürzungen wird es immer weniger neue Schulen geben, die Bildungskrise wird weiter verschärfen.

Das Bildungsprogramm dieses Landes besteht aus einem „System von Leitlinien“, durch das die Jugendlichen der Arbeiterklasse und der nationalen Minderheiten in unbefriedigende und niedrig bezahlte Berufe geschleust, während weiße Jugendliche über das College und in qualifizierte Berufe geführt werden.

Die eine Gruppe stellt dann die Arbeitslosen, die andere führt ein Leben mit sicherem Einkommen und gutem Lebensstandard. Dies ist eine bewußte Politik, die Jugend der Arbeiterklasse und der Minoritäten in diesem Land nicht zu bilden; Bildung bleibt ein Privileg der Reichen. Es fehlt das Geld für die Schaffung von Berufen, in denen die Jugend ausgebildet werden kann. Es gibt kein Geld für den Bau von Berufsschulen und all die anderen notwendigen Maßnahmen.

Die *Young Workers Liberation League* hat deshalb einen Gesetzesvorschlag für ein Bundesjugendgesetz ausgearbeitet, der vor allem zur Schaffung von Berufen und Berufsausbildung verpflichten und mehr Geld für die Ausbildung garantieren soll, um jedem Jugendlichen einen Beruf und ein Einkommen, Unterstützung für Jugendliche, die das erste Mal auf Arbeitssuche gehen, kostenlose Kinderkrippen für junge Familien usw. zu sichern. Dies ist ein umfassendes Programm, das den Lebensstandard heben und positive Zukunftsperspektiven für die Jugend dieses Landes schaffen soll.

Dies ist unter dem Aspekt der von Nixon verfügten Kürzungen an 115 Programmen auch des OEO (Office of Equal Opportunity – Amt für Chancengleichheit. Anm. d. Übers.), unter dem Aspekt der Versuche des Monopolkapitals, zu sehen, alle Fürsorgemaßnahmen, für die die Arbeiterklasse in den letzten 30 Jahren hart gekämpft hat, zu annullieren und die Lebensbedingungen der Jugend zu verschlechtern.

Wir glauben, daß wir durch die Kampagnen für ein derartiges Jugendgesetz ein breites Bündnis jener Jugend entwickeln können, die gegen die Nixon-Maßnahmen kämpft, um die von Nixon gewollte Entwicklung umzukehren und offensiv aufzutreten.

Wir haben in diesem Sommer vor, Aktionen in vielen Städten und Staaten für *Emergency Job Relief* (Nothilfe für Arbeitslose. Anm. d. Übers.) durchzuführen und Aktionen, die dem Bedarf nach einer Bundes-, aber auch Län-

der- und Kommunalgesetzgebung für Jugendfragen Ausdruck verleihen, mit dem Ziel, die Grundlage für eine Massenbewegung zu schaffen, die dann einen Marsch nach Washington organisiert, um die Bedürfnisse der Jugend zu artikulieren. Alles was unter einem umfassenden Gesetz liegt, wird den Bedürfnissen der Jugend nicht gerecht.

Natürlich ist der Sozialismus für die USA die optimale Lösung, aber auf dem Weg dorthin kann solch ein Programm helfen, die Basis unter den Jugendlichen herzustellen und die Bewegung der Jugend zu schaffen, für ihre Rechte einzutreten und sie zugleich auf ihren Kampf für den Sozialismus vorzubereiten.

Welche Meinung hast Du zu der Forderung, die Jugendlichen zu amnestieren, die sich weigerten, sich an Nixons Völkermord in Vietnam zu beteiligen?

Tyner: Seit die Vereinbarungen unterzeichnet wurden, hat die Regierung Nixon eine ungeheure Niederlage erlitten. Sie ist gezwungen worden, alle ihre Truppen aus Vietnam zurückzuziehen. Seitdem ist man noch härter gegen Rekruten vorgegangen, die nicht zum Dienst antreten, die ohne Genehmigung fortbleiben. Viele Menschen sind verhaftet worden, darunter zahlreiche Mitglieder der YWLL (Young Workers Liberation League). Ein Mitglied sitzt zur Zeit sechs Monate Gefängnis ab, weil er ohne Genehmigung dem Militärdienst fernblieb.

Jetzt wird eine Menge Propaganda über die Rückkehr der Kriegsgefangenen verbreitet, um Nixon zu unterstützen und die Macht der Monopole zu stärken, für die er spricht. Unter diesem Deckmantel versuchen sie, den Rüstungsetat zu erhöhen, die Mittel für die Bedürfnisse des Volkes zu beschneiden und den Boden zu bereiten für eine weitere Welle des „Super-Patriotismus“ in den USA. Die zurückkehrenden Kriegsgefangenen vertreten natürlich nicht die wahren Interessen der Jugend oder überhaupt des amerikanischen Volkes. Sie waren Partner im Völkermord, sie waren Agenten im verheerendsten Krieg des Imperialismus – und können deshalb keinesfalls Helden für das amerikanische Volk sein. Die wahren Helden waren diejenigen, die Widerstand leisteten und sich weigerten, bei dieser Barbarei in Vietnam mitzumachen – diejenigen, die nicht nach Vietnam gingen, und diejenigen, die hingingen, sich aber dann weigerten, zu kämpfen.

Jetzt versucht natürlich das Nixon-Regime die jungen Leute zu bestrafen. Die Kampagne für eine Amnestie hat zum Ziel, es jenen, die sich im Ausland befinden, zu ermöglichen, ohne Bestrafung oder Repression nach Hause kommen zu können.

Diese Kampagne findet breite Unterstützung. Die „Vietnam-Veteranen gegen den Krieg“ beteiligen sich an diesem Kampf, auch wir, die YWLL. Die Massen der Friedensbewegung sind ebenfalls einbezogen. Dies wird sicher entscheidende Folgen haben.

Ich darf hinzufügen, daß Nixon, der einerseits vorgibt, so stolz auf die Kriegsgefangenen und die Jugend zu sein, die bei diesem Völkermord mitkämpfte, gleichzeitig Maßnahmen zur Kürzung der finanziellen Unterstützung der Veteranen eingeleitet hat. Nixon ist eindeutig ein Demagoge. Er schenkt den Veteranen, den Kriegsgefangenen keinerlei Beachtung mehr, wenn sie nicht mehr als Kanonenfutter für den US-Imperialismus verwendbar sind.

Deshalb ist der Kampf um eine Amnestie für jene, die noch außer Landes sind, sowie der Kampf für die Rückgewinnung der materiellen Sicherungen für das Volk — wie der Veteranenrenten — ein wahrhaft demokratischer.

Nguyen Khac Vien ... den Imperialismus schrittweise zurückdrängen!

Nguyen Khac Vien, Direktor des Fremdsprachenverlages in Hanoi, Herausgeber des *Vietnam Courier* sowie der wissenschaftlichen Publikationsreihe *Vietnamese Studies*, die in Hanoi in englischer und französischer Sprache erscheint, besuchte Frankreich im Februar 1973, das erste Mal nach zehn Jahren: 1963 war er aufgrund einer äußerst wirksamen patriotischen Tätigkeit unter seinen vietnamesischen Landsleuten als „persona non grata“ aus Frankreich ausgewiesen worden und in die DRV zurückgekehrt. Angesichts der großen Arbeitsüberlastung war es uns eine besondere Freude, daß Nguyen Khac Vien zu einem Gespräch mit dem *kürbiskern* seine Zustimmung gab; *Gabriele Sprigath*, die auch das ausführliche Interview mit Frau Nguyen Thi Binh, Außenminister der Provisorischen Revolutionären Regierung der Republik Südvietnam, besorgt hatte (*kürbiskern* 3/69), führte dieses Gespräch in unserem Auftrag.

*Herr Nguyen Khac Vien, Ihre Aufsätze über Literatur- und Kulturgeschichte Vietnams, über aktuelle nationale und internationale Probleme sind grundlegende Beiträge für jeden, der sich mit Vietnam weitergehend beschäftigen will. Ich betone das an dieser Stelle, weil ich hoffe, daß Ihre in Frankreich unter dem Titel *Expériences vietnamiennes* erschienenen Aufsätze (Editions sociales 1970) auch bald in deutscher Sprache vorliegen werden. Nun aber zur aktuellen Lage. Nach der Unterzeichnung des Pariser Vietnam-Abkommens am 27. Januar 1973 feierte das vietnamesische Volk zum ersten Mal seit Jahrzehnten das Têt-Fest, das vietnamesische Frühlingsfest, als „Fest des Sieges und des Friedens“. Die US-Propaganda hingegen hatte es darauf angelegt, die Bedeu-*

tung des Abkommens herunter- und die Schwierigkeiten bei seiner Verwirklichung hochzuspielen.

Man muß sich die ganze Tragweite dieses Abkommens vergegenwärtigen. Besonders aber muß man dabei ganz klar sehen, daß die USA als erste imperialistische Weltmacht über zehn Jahre lang mit allen Mitteln versucht hatten, den Widerstand des vietnamesischen Volkes zu brechen, ihn zu zerschlagen. Um sich eine Vorstellung von den Ausmaßen dieser Mittel zu machen: bekanntlich hatten die USA über 500 000 Mann, 5000 US-Flugzeuge und Hubschrauber und die gesamte 7. Flotte mobilisiert. Nie zuvor hat es ein Expeditionskorps von solchen Ausnahmen gegeben, war es zum Einsatz eines derartigen technischen Potentials gekommen. Die Gesamtausgaben werden auf 200 Milliarden Dollar geschätzt: um ein kleines Land zu vernichten, ein kleines Volk.

Die Tatsache nun, daß die Unterzeichnung des Abkommens den Abzug der US-Interventionstruppen und das Ende der direkten Intervention festsetzt, das ist ein sehr gravierender Rückschlag für den Imperialismus, besonders für den amerikanischen Imperialismus. Das bedeutet vor allem, daß in unserer Epoche eine imperialistische Macht, selbst dann wenn sie über die größten Möglichkeiten verfügt, ein kleines Volk nicht zwingen kann, alle Bedingungen anzunehmen.

Ein zweiter Punkt: Jahrelang versuchten die USA, die revolutionäre Bewegung im Süden, und besonders die FNL und jetzt die Provisorische Revolutionäre Regierung (PRR) zu ersticken, vollständig zu zerschlagen. Nun ist im Pariser Abkommen die Existenz, die Anwesenheit der PRR, der Volksbefreiungsstreitkräfte, das Vorhandensein eines befreiten Territoriums verankert. Das ist also ein zweiter Sieg des vietnamesischen Volkes. Die Amerikaner wollten um jeden Preis während der Verhandlungen das Wort „Einheit“ heraushaben, die grundlegende Klausel des Abkommens.¹ Sie haben es nicht geschafft. Dann wollten sie um jeden Preis den „Abzug der nordvietnamesischen Truppen aus Südvietnam“ durchsetzen. Da haben wir gesagt: Wir sind in unserem Land bei uns, ob das nun der Norden oder der Süden ist. Und wenn ein Teil des Landes angegriffen wird, dann kann jeder, ganz gleich aus welcher Gegend, seinen in den anderen Gebieten bedrohten Brüdern zu Hilfe kommen. Da haben sie also auch nichts erreicht. Sie wollten um jeden Preis erreichen, daß die Thieu-Regierung die einzige legale Regierung im Süden sei. Auch das schafften sie nicht. Sie waren gezwungen, die Anwesenheit der PRR zu akzeptieren. Erst versuchten sie, uns mit der Drohung der B-52 zu erpres-

¹ Nguyen Khac Vien meint hier Abschnitt I und V (das, was schon da steht) des Pariser Abkommens: In Artikel 1 ist von der territorialen Einheit die Rede. Bei den nationalen Grundfragen ist in dem Zusammenhang wichtig, daß — wie schon 1954 — der 17. Breitengrad erneut als „provisorische militärische Demarkationslinie“ und nicht als Staatengrenze gekennzeichnet wird.

sen. Dann haben sie die B-52 tatsächlich geschickt. Sie haben ihre gewaltigen Bombenmengen abgeworfen, um uns in allen diesen Punkten zum Nachgeben zu bringen. Nun, wir haben trotz der B-52 nicht nachgegeben. So daß es schließlich zwischen dem Januar- und dem Oktober-Abkommen keinen Unterschied gibt. Aber es ist auch klar, daß ein kleines Land, das gegen den Imperialismus kämpft, nicht alles auf einmal haben kann. Man kann keinen hundertprozentigen Sieg erringen. Das Wesentliche ist, einen Schritt voran zu tun. Eine Etappe zurückzulegen. Und den Feind zu zwingen, diese Etappe mit zurückzulegen. Man kann nicht alles gewinnen wollen. Dann müßten wir in Washington landen. Oder wenigstens in Kalifornien. Darum geht es nicht. Es handelt sich um einen Kompromiß, aber um einen revolutionären Kompromiß in dem Sinn, daß er die nationale Bewegung und die revolutionäre Bewegung einen Schritt voranbringt. Es darf kein Kompromiß sein, der zurückwirft.

Warum hat die PRR zum Beispiel nicht auf dem Rücktritt Thieus bestanden? Das ist das grundlegende Zugeständnis, das den USA gemacht wurde: daß Thieu eben bleibt, als eine Seite in den Verhandlungen und ein Teil des gegenwärtigen Südvietnam. Man wird sich nun der Bildung einer vereinigten Regierung aus drei Komponenten zuwenden müssen.² Es handelt sich also um ein Zugeständnis. Am Verhandlungstisch kann man nur das erhalten, was man schon auf dem Terrain erobert hat. Wenn ein kleines Volk gegen die USA kämpft, dann muß es schrittweise vorgehen. Und unser Leitsatz lautet: „den Imperialismus schrittweise zurückdrängen und sein System Stück um Stück erschüttern“, bis zu seinem Sturz, und nicht ihn schlagen wollen wie etwa die Sowjetarmee Hitler geschlagen hat und dann in Berlin eingezogen ist. Darum kann es für uns nicht gehen. Und auch nicht darum, das gesamte imperialistische System mit einem Mal zu stürzen, — man kann auch nicht die ganze nationale Unabhängigkeit mit einem Mal gewinnen. Man muß seine Schritte genau berechnen, und es kommt nur darauf an, jeweils einen Schritt vorwärts zu kommen.

Welche Faktoren seit 1968 haben die USA gezwungen, zurückzuweichen?

Die USA unter Johnson haben versucht, Südvietnam, die gesamten befreiten Gebiete mit massivem Einsatz von US- und Saigoner Truppen zurückzuerobern. Das war 1965–1968. Das hat nicht geklappt. Nixon hat dann eine andere Strategie angewandt. Er hat die US- und Saigoner Truppen in die Städte und auf einem verhältnismäßig schmalen Streifen zusammengezogen, den sie mit 1 Million Mann und mehreren tausend Flugzeugen und Hubschraubern, dazu einer 200 000 Mann starken Polizei, fast vollständig kontrollieren konnten. Der Rest des Landes mit der Landbevölkerung wurde einer intensiven Bombardierung rund um die Uhr ausgesetzt. Jeder, der sich

² Hier ist die in Abschnitt IV des Pariser Abkommens Artikel 12 vorgesehene Bildung eines „Nationalen Rates zur nationalen Versöhnung und Eintracht“ gemeint, der aus drei gleichen gesellschaftlichen Komponenten bestehen soll und nach dem Prinzip der Einstimmigkeit funktionieren wird.

irgendwo blicken ließ, stand immer sehr schnell vor einem Maschinengewehr. Im Süden hatten wir nicht die Luftabwehr, über die der Norden verfügt, so daß die Bomber weitgehend unbehelligt im Einsatz waren. Dann haben sie das gesamte bebaute Land zerstört, alle Dörfer, so daß Millionen von Bauern gezwungen waren, in die Städte zu gehen, oder in den Flüchtlingslagern in den von den Amerikanern kontrollierten Städten zu leben. Und da sie dort keine Arbeit fanden, blieb ihnen nichts anderes übrig als sich für die Armee oder die Polizei zu verpflichten. So haben sie die Polizei und die Armee von Thieu aufgebläht. Die Polizei zählt jetzt 200 000 Mann, und ein vietnamesischer Soldat ist 15 Mal billiger als ein amerikanischer Soldat; so daß zur Zeit der massiven US-Truppen-Intervention der Einsatz der Bodentruppen rund 20 bis 30 Milliarden jährlich kostete, jetzt hingegen reichen einige Milliarden. Das macht sehr viel geringere Ausgaben. Und das nennen sie „Vietnamisierung“. Also einerseits Rekrutierung dieser Armee mit barbarischen Methoden, mit der Politik der „Zwangsurbanisierung“, wie sie das nennen, andererseits eine immer engere Polizeikontrolle in den Gebieten, die noch in ihren Händen sind und die darin besteht, ganz einfach alle Kämpfer oder alle Sympathisanten oder alle „Verdächtigen“, die sie in diesen Gebieten finden, zu ermorden, so daß die Jahre zwischen 1969 und 1972 sehr sehr hart waren für die nationale Bewegung in Südvietnam.

Wenn es der Offensive vom Frühjahr 1972 bis Ende 1972 gelungen war, diese Strategie zu vereiteln, so deshalb, weil sie die besten Saigoner Divisionen, die diese Gebiete kontrollierten, in die Randgebiete gelockt hatte, die damit in der peripheren Verteidigung blockiert waren. Die paramilitärischen Streitkräfte und die Polizei, die die Bevölkerung kontrollierten, hatten infolgedessen nicht mehr die Unterstützung dieser kriegsstarken Divisionen. Von dem Augenblick an konnte die Bevölkerung sich organisieren und allmählich die Oberhand gewinnen, und mit der Zeit hat sich das Kräfteverhältnis selbst in den von Thieu kontrollierten Gebieten umgekehrt. Andererseits hat Nixon versucht, den Norden 1972 in die Knie zu zwingen, indem er die Bombardierung intensivierte. Im Norden haben sie nun alle Städte restlos zerstört, bis auf das Stadtzentrum von Hanoi, das aus Gründen internationaler Politik ausgespart wurde. Dort liegen die Botschaften, es kommen internationale Besucher, internationale Journalisten. Sie haben also das Stadtzentrum von Hanoi ausgespart. Aber die Randgebiete und alle anderen Städte sind dem Erdboden gleichgemacht, die industriellen Einrichtungen in Nordvietnam zerstört, sie haben den Hafen von Haiphong, sie haben die gesamte Küste vermint, um jeden Nachschub zu verhindern. Sie haben die Deiche bombardiert in der Hoffnung, große Überschwemmungen auszulösen. Sie haben sogar das ganze Land mit falschen Geldscheinen überschwemmt, um zu versuchen, die Wirtschaft zu desorganisieren. Wir haben uns verteidigt, wir haben die Durch-

brüche in den Deichen repariert; darüberhinaus hatten wir auch noch Glück: 1972 war die Regenzeit nicht so stark wie gewöhnlich, so daß es nicht zu Überschwemmungen kam. Und Nixons Schlag ging daneben. Dann hat er als letzten Trumpf die B-52 herausgeholt, die Hanoi und die anderen dichtbesiedelten Zentren mit Bomben überschüttet haben. Sie dachten, sie könnten damit Panik unter der Bevölkerung auslösen und so die Regierung der DRV zwingen, alle Bedingungen anzunehmen. Die Bevölkerung blieb sehr ruhig und hat sich verteidigt – in Hanoi wurden allein 43 B-52 heruntergeholt. Und diese energische Verteidigung und gleichzeitig diese Ruhe der Bevölkerung haben Nixon gezeigt, daß nichts mehr dabei herauskommen kann. So hat er im Januar unterzeichnet.

Können Sie uns in großen Zügen ein Bild der Entwicklung der DRV von 1954 bis 1965 entwerfen, damit man sich eine Vorstellung vom Ausmaß der Zerstörungen, aber auch von den Kräften machen kann, die diesen siegreichen Widerstand ermöglicht haben?

Die DRV, d. h. Nordvietnam ist nach seiner vollständigen Befreiung 1954 sofort zum Aufbau des Sozialismus übergegangen. Nach der Agrarreform kam die Bauernkooperative. Eine staatliche Industrie und ein staatlicher Handel wurden geschaffen, und dies mit der Hilfe der anderen sozialistischen Länder, so daß wir von 1955 bis 1965 die ersten sozialistischen Strukturen – Bauernkooperative, staatliche Betriebe in Industrie und Handel, Erziehung und Bildung für das ganze Volk – errichten konnten. In der Zeit erfolgte auch die Ausbildung eines Kontingents von Technikern, Lehrern, Ärzten. Damit konnten wir der US-Aggression die Stirn bieten. Ohne die sozialistischen Strukturen wäre das wohl kaum möglich gewesen. Ich gebe ein Beispiel: der Preis für ein Kilo Reis vor den Bombenangriffen von 1965 und nach den Bombenangriffen 1972 ist immer noch genau der gleiche. Weil der Reishandel in den Händen des Staates ist. Wäre er in kapitalistischen Händen, dann hätten wir Preise erlebt! Sie wären sofort in die Höhe geschnellt und hätten die Menschen in eine Hungersnot getrieben.³ Trotz der Armut des Landes konnte also der sozialistische Staat die Preisstabilität für die Grundnahrungsmittel erhalten. Das Volk lebt arm, aber alle leben in der gleichen Weise. Es gibt soziale Gerechtigkeit. So können die Menschen auch noch kämpfen. Ich nehme zum Beispiel die Bauern, die die Masse der Bevölkerung ausmachen: Wenn der Mann bei individueller Bewirtschaftung an die Front muß, bricht der ganze Betrieb zusammen. Aber bei uns hatten wir die Kooperative. Man teilt sich die Arbeit, man organisiert sich anders, und das funktioniert immer. Oder etwa der Luftkrieg: Die Flugzeuge werden irgendwo abgeschossen, es gibt

³ 1944/45 hatten sich die Japaner einer derartigen Methode bedient: sie lösten eine Hungersnot aus, die noch durch große Überschwemmungen verstärkt wurde. Es kamen über 2 Millionen Vietnamesen ums Leben.

keine Front, es gibt kein Hinterland, ein Haus kann niedergebrannt werden, es gibt Verletzte. Wo nimmt man nun die Unterstände für die Verletzten her, wenn keine Kooperative vorhanden ist? Das „Hinterland“ wäre zusammengebrochen. Der Staat kann nicht für alles sorgen. So daß man wohl sagen kann, daß die sozialistischen Strukturen den Hauptfaktor für die Festigkeit des „Hinterlandes“ bildeten. Nun ist das „Hinterland“ von außerordentlicher Wichtigkeit in einem Krieg. Und Nordvietnam war nicht nur das „Hinterland“ der Kampffront gegen die US-Luftwaffe an Ort und Stelle, sondern auch das „Hinterland“ der nationalen Bewegung im Süden. Das ist wichtig. Wenn es nicht den Sozialismus im Norden gegeben hätte, wäre die nationale Bewegung im Süden wie im Norden gescheitert. Das ist die eigentliche Bedeutung des Sozialismus im Norden. Die Zerstörungen sind ungeheuerlich. Im Norden haben wir von 1955 bis 1965 eine Reihe von Industrieanlagen errichtet und einige Städte ausbauen können. Unter der Ära Johnson haben sie das teilweise zerstört. Wir haben dann von 1968 bis 1972 wieder aufgebaut, aber die Bombenangriffe 1972 unter Nixon haben wieder alles zerstört. Jetzt müssen wir wieder von vorne anfangen, wir gehen vom Nullpunkt aus – was das Material betrifft. Aber andererseits gab es Anlagen, die evakuiert worden waren, dazu kleine regionale oder lokale Betriebe, oft Handwerksbetriebe, die weiterarbeiten konnten. Vor allem aber haben wir inzwischen ein „Kapital“ an Technikern, qualifizierten Verwaltungsfachleuten, an Lehrern und Forschern, die seit 1955 ausgebildet wurden. Und das ist der große Unterschied zum Ende des ersten Krieges (1954).

Während die verschiedenen Aspekte der technologischen Kriegsführung im Zuge der US-Aggressionsphasen inzwischen im wesentlichen bekannt sind, wurde die gleichzeitig praktizierte ideologische oder psychologische Kriegsführung bisher weitauß weniger beachtet.

Man muß vor allem den systematischen Charakter der amerikanischen Politik beachten, der die US-Politik aller Präsidenten seit Truman und beider Parteien – Republikaner und Demokraten – kennzeichnet. Und die Pentagonpapiere zeigen das in aller Klarheit: das Ausmaß der Aggression hat mit dem Ausmaß der Niederlagen der Amerikaner immer mehr zugenommen. Sie haben wiederholt die Strategie geändert, um sich schließlich der grausamsten und blutigsten Strategien zu bedienen. Wir kennen ihre technologischen Mittel. Dazu kommen die ökonomischen: sie bauen einen Apparat auf, in dem sie über Offiziere, Politiker, Intellektuelle verfügen und diese zwingen, mitzumachen. Dazu die politischen Initiativen, die Bildung von pseudo-nationalen, pseudo-demokratischen, pseudo-revolutionären Bewegungen, die Verbreitung der Illusion einer vorhandenen Demokratie mittels Wahlen, Abstimmungen unter der Kontrolle der Polizei etc. Und dazu schließlich die ideologischen Mittel, die verschiedenster Art sind: von den grobschlächtigsten über

die blutigsten bis zu den raffiniertesten. Zum Beispiel die grobschlächtigen: die Propaganda – ein Plakat, das den Kommunismus darstellt: ein Mensch ist drauf und dran, einen anderen umzubringen; die Verbreitung von Gerüchten, Berichte über kommunistische Grausamkeiten, alles reine Erfindungen, um einfach Angst zu machen, um Angst vor dem Kommunismus einzuflößen. Es gibt in dieser Hinsicht die furchtbarsten Dinge: sie bombardieren ein Dorf, abends sind noch Verletzte im Dorf, die geflüchteten Dorfbewohner kehren zurück, um Reste ihres Besitzes aus den Ruinen zu holen; dann kommen Hubschrauber; Tonbänder spielen sanfte Musik ab in der Art der Klagelieder – das alles, um die Herzen weich zu machen, von Zeit zu Zeit wird die Musik unterbrochen mit Schreien von Gefolterten, um die, die noch im Dorf sind, endgültig zu entmutigen und zu zwingen, sich zu ergeben. Es gibt raffiniertere Mittel: die Verbreitung von Filmen, die Porno oder Gewalt propagieren – dies vor allem, um die Jugend zu demoralisieren, zu verführen. Sie versuchen, der Jugend eine Lebensweise aufzuzwingen, die sie ihr ganzes Geld kostet, und eines Tages holen sie sie ab und stecken sie in die Armee. Sie sind dann so weit, daß sie alles machen, ganz gleich was. Ihr Ziel ist es, Söldner zu rekrutieren, Folterknechte. Sie um jedes Nationalgefühl zu bringen, um jede Menschenwürde, um jeden Sinn für moralische und kulturelle Werte. Jeder Mann muß ein Polizist oder Soldat werden, der auf jeden schießt, auf seine Eltern, auf seine Freunde. Und schließlich die für das breite Publikum bestimmte Propaganda: „Frieden um jeden Preis, die Unabhängigkeit ist überholt, wir brauchen sie nicht. ... Nichts geht über den Frieden.“ Da werden zum Beispiel Musiker gekauft, die sich dazu verpflichten, die entsprechende Musik zu verbreiten. Und nicht zuletzt die philosophische Propaganda für Intellektuelle: vom Import der imperialistischen Subkultur bis zum Vertrieb der Werke von Camus in hoher Auflage, so geschehen in Saigon. Für das Volk, die Volksmassen bleibt die Religion, besonders die katholische Religion spielt da eine große Rolle in Südvietnam.⁴

Wie sieht das gegenwärtige Kräfteverhältnis zwischen den „drei Komponenten“ aus?

Was Südvietnam betrifft, so muß man zunächst die Absicht Washingtons sehen, die Verwirklichung des Abkommens zu sabotieren, um Südvietnam wieder unter seine Kontrolle zu bekommen — mit anderen als direkt militärischen Mitteln.⁵ Und das geeignete Instrument zur Sabotage ist eben dieser gewaltige Militär- und Polizeiapparat von 1,2 Millionen Mann in einem

⁴ Zu einzelnen Aspekten der „psychologischen US-Kriegsführung“: siehe „Etudes vietnamiennes“ Nr. 31, Le Neocolonialisme US au Sud-Vietnam: L'action idéologique et culturelle, von Nguyen Duc Dan, Phong Hien und H. N., Hanoi 1971. (Auch in englischer Sprache erschienen.)

⁵ Nach der Nixon-Thieu-Begegnung wurde bekannt, daß die USA das Saigonner Regime in diesem Jahr mit einer „Wirtschaftshilfe“ von rund 700 Millionen Dollar und einer Militärhilfe von rund 500 Millionen Dollar zu unterstützen gedenken (Humanité, 5. April 1973).

Land von 17 Millionen Einwohnern. Wenn man von dem Thieu-Regime spricht, so ist damit nicht etwa irgendein Teil Südvietnams gemeint – es handelt sich nicht um eine Fraktion der Bevölkerung; es handelt sich um eine politische Gruppe, nicht um eine bestimmte soziale Klasse, sondern um den Militär- und Polizeiapparat, der seit 1954 von den USA geschaffen wurde. Zum einen mit der Hilfe von Millarden Dollar, zum anderen durch die Zerstörung der Wirtschaft des Landes. Die Menschen waren gezwungen, Arbeit in der Armee anzunehmen. In einem sehr armen Land, dessen Nationalprodukt auf zwei bis drei Milliarden Dollar jährlich geschätzt wird, hat Washington eine Menge Möglichkeiten, mit einigen Milliarden Dollar einen gewaltigen Apparat aufzuziehen. Das ist einmal sicher. Dieser Apparat wird nun versuchen, die Verwirklichung des Abkommens zu verhindern. Auf der anderen Seite steht praktisch die Gesamtheit der südvietnamesischen Bevölkerung, die für Frieden und nationale Unabhängigkeit, für die Wiedervereinigung ist. Dieser Teil der Bevölkerung besteht nun aus zwei wesentlichen Gruppierungen: die erste umfaßt alle jene, die aktiv im Maquis oder in den Städten unter der Führung der FNL und der PRR gekämpft haben. Dieser Kampf ist sehr hart. In den Städten hat man es mit der Polizei zu tun; sie foltert und mordet, sowie sie einen Verdächtigen ausmacht. Und auf dem Land lebt man unter intensiven Bombardierungen. Nicht jeder kann an dieser Form des Kampfes teilnehmen. Aber es gibt andere Formen des nationalen Kampfes: Kampf für eine nationale Kultur, Kampf für die Rettung der Moral, der Sitten, für den Unterricht an den Universitäten in der Nationalsprache, Kampf für Freiheit der Religionen. Es gibt also diese dritte Kraft, die dritte Komponente, die alle diese Elemente zusammenschließt, alle diese Gruppen mit sehr verschiedenen Lösungen, die aber alle in einem Ziel zusammenlaufen: die Amerikaner sollen gehen, verschwinden, sie sollen Vietnam seine Unabhängigkeit belassen, die so grausame US-Aggression soll endlich ein Ende haben, denn sie hat Vietnam nicht nur materiell, sondern auch in seinen gesellschaftlichen Strukturen, seinen traditionellen Werten zerstört. Die erste Komponente ist die proamerikanische, die um jeden Preis den Krieg fortsetzen und die amerikanische Beherrschung aufrechterhalten will. Aber die Mehrheit der Bevölkerung steht hinter der PRR oder ist in den zahlreichen Organisationen zusammengefaßt, die man die „dritte Komponente“ nennt.

Wie wird es nun weitergehen?

Dieser Militär- und Polizeiapparat wird von den Amerikanern, nachdem sie nicht mehr da sind, weiterhin mit Dollars und mit Waffen beliefert werden. Die USA haben das vor der Unterzeichnung des Abkommens gegeben, und sie werden es weiter geben, sie werden zum Beispiel als Zivilisten getarnte Instrukteure liefern. Sie werden jeden Vorwand wahrnehmen, um ihre Stützpunkte zu halten.

punkte nicht abzubauen, wie es jedoch im Abkommen vorgesehen ist.⁶ Über den fehlenden guten Willen der Amerikaner braucht man sich nicht weiter zu wundern ... Aber was vermögen sie, was vermag dieser Militär- und Polizeiapparat noch? Kann er Provokationen auslösen und so allmählich den Krieg wieder entfachen und eine erneute amerikanische Intervention rechtfertigen, um die nationale revolutionäre Bewegung zu zerschlagen? Das ist die Frage, um die es geht. Nun, erstens ist dieser Militär- und Polizeiapparat inzwischen sehr viel weniger angriffsstark; er hat an Aggressivität verloren. Zwar wird er weiterhin versuchen, Vorfälle zu provozieren, sogar oft schwere Vorfälle, aber den Krieg erneut anzufachen — dazu ist er nicht mehr in der Lage. Er konnte seit langem große Schlachten nur mit der Unterstützung der US-Luftwaffe und der US-Marine liefern: zum Beispiel die Schlacht von Quang Tri (Frühjahr — Sommer 1972) — mehrere Wochen ging es um 500 qm, die Zitadelle von Quang Tri. Die USA mußten im Tagesdurchschnitt 200 bis 300 US-Bomber und die 7. Flotte einsetzen, die zirka 15 000 Granaten täglich auf dieses Gebiet abgeschossen hat. 1,2 Millionen Mann können zwar viele Vorfälle provozieren, und auch ernste Vorfälle, aber einen richtigen Krieg entfachen, das schaffen sie nicht mehr, trotz der Zahl der Bomber und der Waffen, über die sie verfügen.

Sie haben 2000 Kriegsflugzeuge, zwei Mal so viel wie Frankreich! Dann ist da aber die Anwesenheit der Volksbefreiungsstreitkräfte, die wie ein gewaltiger Bremsklotz gegen diesen aggressiven Apparat Thieus wirken. Auch das ist ein Unterschied zu 1954. 1954 waren wir gezwungen, den gesamten Süden aufzugeben, und dann machten sie dort, was sie wollten. Sie schlachteten die Bevölkerung ab. Wenn sie aber jetzt die Menschen niedermetzeln wollen, werden sie Kräfte vorfinden, die ihnen die entsprechende Antwort erteilen. Die Volksbefreiungsstreitkräfte versuchen nicht, Vorfälle zu provozieren. Aber sie können auch nicht dulden, daß diese Vorfälle gewisse Grenzen überschreiten. Es handelt sich da um eine wichtige Klausel im Abkommen, von der die Amerikaner nichts wissen wollten. Aber sie wurden gezwungen, sie zu akzeptieren. Es ist wie mit dem Waffenstillstand an Ort und Stelle: wohin führt das? Die Menschen werden von jetzt an einen sehr intensiven politischen Kampf führen in Südvietnam; sie werden der Polizei gegenüberstehen, den Soldaten, und ihnen sagen, daß sie nicht auf sie schießen sollen, um die „Bewegungsfreiheit“ anzuwenden und zu verwirklichen etc.⁷ Es wird zu Manifestationen kommen. Es wird Petitionen geben, die Bevölkerung wird Ab-

* Die US-Armee hat ihre letzten Stützpunkte dem Saigon Regime übergeben — was ein Verstoß gegen das Pariser Abkommen ist, das die Auflösung dieser Stützpunkte vorsieht.

⁷ Zur Form des Waffenstillstands an Ort und Stelle: Kapitel II des Pariser Abkommens: Einstellung der Feindseligkeiten — Abzug der Truppen. Zur Frage der Wiederherstellung der demokratischen Freiheiten: Kapitel IV Artikel 11.

ordnungen zu Thieu schicken. Die Soldaten und die Polizei werden wie eh und je auf die Bevölkerung schießen wollen. Aber jetzt ist da zuerst der Frieden, es sind keine Amerikaner mehr da, und die Volksbefreiungsstreitkräfte sind nicht weit weg. Sie werden es sich zwei Mal überlegen.

Und dann wird sich das Leben in den befreiten Gebieten allmählich neu organisieren. Wenn die Soldaten Thieus vorher nur schwer desertieren konnten — sie konnten nirgendwoanders leben — jetzt können sie es in dem Maß, in dem die befreiten Gebiete reorganisiert werden. Das wird sehr schwierig sein. Aber jetzt ist eine Basis vorhanden, auf die sich die Bevölkerung stützen kann gegen Thieu, so daß es einen sehr harten politischen Kampf geben wird. Aber auch Zwischenfälle, die von der anderen Seite provoziert werden.⁸ Das steht fest. Und es kann auch eine neue amerikanische Einmischung nicht ausgeschlossen werden, aber sie wird nicht von Dauer sein können. Das ist der Unterschied: 1964–65 intervenierten die USA für eine unbegrenzte Zeitdauer, mit unbegrenzten Mitteln, während sie jetzt, wenn sie nach der Unterzeichnung des Abkommens intervenieren, das höchstens ein bis zwei Wochen, nicht länger, durchhalten können.

Welche Bedeutung ist der internationalen Vietnam-Konferenz in Paris beizumessen, die die Garantie des Abkommens übernommen hat?

Was die Anwendung und die Garantie des Abkommens betrifft, so ist das in erster Linie und vor allem eine Sache des politischen nationalen und internationalen Kampfes, den das vietnamesische Volk zusammen mit den Völkern der Welt führen wird. Das ist das Grundlegende. Aber das heißt natürlich nicht, daß juristische Garantien durch das eine oder andere internationale Organ, die Unterschriften der Großmächte und anderer Länder unter dieses Abkommen ohne Wert seien. Das hat einen bestimmten politischen und juristischen Wert, der es dem vietnamesischen Volk und den Völkern der Welt ermöglicht, diesen Kampf zu führen. Es gibt also jetzt eine juristische und politische Grundlage für diesen Kampf. Die Tatsache, daß mehrere Großmächte und zahlreiche Länder dieses Abkommen garantieren, ist ein zusätzlicher Faktor der Hilfe in diesem Kampf.

Welches sind die Faktoren, die Ihrem Volk ein so unerschütterliches Vertrauen in seinen Sieg gegeben haben?

Es gibt zwei wesentliche Faktoren: Der erste Faktor ist ein nationaler, traditioneller. Vietnam ist ein Land mit einer langen Geschichte des Kampfes gegen

* Die bisherigen Provokationen sind sehr verschiedener Art: sie nehmen besonders die Form der Übergriffe auf die befreiten Gebiete an, die regelmäßig, fast mit der gleichen Intensität wie zur Zeit der Anwesenheit der US-Armee, von der Saigon Luftwaffe bombardiert werden. Das Thieu-Regime sabotiert systematisch, unter Zustimmung der US-Regierung, das Pariser Abkommen. Es handelt sich bei der gegenwärtigen Situation um nichts anderes als eine neue Phase der „Vietnamesierung“: die Saigon Clique soll jetzt den Krieg allein — ohne die massive Unterstützung der US-Armee weiterführen, um die befreiten Gebiete zu zerstören und den Widerstand der Bevölkerung zu brechen.

fremde Aggressionen. Dieses national-patriotische Gefühl wirkt in sehr starker Weise. Aber dieses Nationalgefühl konnte sich nur voll und in seiner ganzen Kraft entfalten, weil es sozusagen belebt, von einer neuen Gärung erfaßt wurde, und zwar durch die soziale Revolution. Sie gab dem traditionellen Nationalgefühl einen mächtigen Auftrieb, und zwar unter der Führung einer marxistisch-leninistischen Partei. Ohne den Marxismus-Leninismus wäre das Nationalgefühl auf einer nicht ausreichenden Entwicklungstufe stehen geblieben – nicht ausreichend im Hinblick auf den Kampf gegen die Aggression, den wir seit 30 Jahren führen. Man darf nicht vergessen: wir mußten gegen die Japaner, gegen die Franzosen und gegen die Amerikaner kämpfen. Und ohne die Mobilisierung aller nationalen Energien, besonders der werktätigen Klassen – der Arbeiterklasse, der Bauern, die die wesentlichen Triebkräfte der Bevölkerung bilden – hätten wir nicht die gewaltige Kraft der Imperialisten besiegen können.

Was hat der Marxismus-Leninismus Ihrem Land gebracht, das heißt einer Gesellschaft von bäuerlicher Struktur, deren Arbeiterklasse ebenso wie die Bourgeoisie kaum entwickelt war?

Es gab keine Bourgeoisie und eine nicht sehr zahlreiche Arbeiterschaft. Immerhin war die Arbeiterklasse vorhanden. Ihr Entstehen war direkt mit der kolonialen Eroberung verbunden: sie arbeitete in den kolonialistischen Betrieben. Die nationale Bewegung, die mit der Eroberung der Franzosen (1860) begann, hat mehrere Etappen durchgemacht. Da war die Etappe, in der die Bewegung von Gebildeten traditioneller Herkunft geführt wurde, das heißt von Konfuzianern. Diese Etappe führte zu einer Niederlage um 1900. Und von 1900 bis 1930 handelte es sich um bürgerliche Bewegungen, geführt von kleinbürgerlichen Elementen, und das scheiterte gleichfalls, so daß die nationale Bewegung sich 1930 in einer Sackgasse befand. Alle Bewegungen, alle Kampfformen, alle Aktionsformen scheiterten. Und zu diesem Zeitpunkt eröffnete der Marxismus-Leninismus der nationalen Befreiung einen neuen Weg.⁹ Er zeigte, daß sich die nationale Revolution in die Weltrevolution einordnet und dies ein Faktor des Erfolges ist. Damit wurde eine Perspektive des Erfolgs eröffnet: man kämpft nicht mehr alleine gegen den Imperialismus. Wenn ein kleines Land allein gegen den Imperialismus kämpft, dann hat es verloren, schon wenn es in die Schlacht zieht. Da sich aber der Imperialismus einer weltweiten revolutionären Bewegung gegenüberstellt, können ihm die kleinen Länder Widerstand leisten. Das ist eine sehr wichtige Lehre.

⁹ Gründung der Kommunistischen Partei Vietnams am 3. 2. 1930. Sitzung des ZK im Oktober 1930 beschließt Namensänderung: seither „Kommunistische Partei Indochinas“ bis zur Gründung des „Viet Minh“.

In dieser Perspektive ist Vietnam eine Art „Brennpunkt“ ...

Wir sagen, daß in unserem Land die grundlegenden Widersprüche der gegenwärtigen Epoche, Widersprüche zwischen den nationalen Befreiungsbewegungen und dem Imperialismus, zwischen Imperialismus und Sozialismus, Klassenwidersprüche innerhalb eines Landes auf das höchste zugespitzt sind. Es handelt sich um eine Art „Brennpunkt“, in dem die verschiedensten Widersprüche zusammenlaufen, die eben diesen Kampf so hart machen, so verbißt auf beiden Seiten. Vom Standpunkt Vietnams aus: Wir hatten es verstanden, das Nationalgefühl bis zu einem sehr hohen Niveau zu entfalten, die nationalen Energien wie nie zuvor im Verlauf unserer Geschichte zu mobilisieren, und das nur deshalb, weil wir uns in die revolutionäre Weltbewegung einordneten. Wenn es diesen Begriff der revolutionären Weltbewegung nicht gegeben hätte, wäre es nicht möglich gewesen. Das ist der erste Faktor. Der zweite Faktor: Der Marxismus-Leninismus ermöglicht eine Analyse, er befähigt, die verschiedenen nationalen Kräfte zu unterscheiden, die in der nationalen Front zusammengeschlossen sind und auf die man sich bei der Bildung der nationalen Front stützen muß – auf welche Kräfte, welche Klassen, welche gesellschaftlichen Schichten. Welche Kräfte sind die treibenden Kräfte in dieser nationalen Front? Welche sind die führenden? Keine andere Theorie ermöglicht eine so genaue, so feine Anatomie der Physiologie unseres Landes. Das setzte uns in stand, eine nationale Strategie zu entwickeln, während die erste Erkenntnis die Entwicklung einer internationalen Strategie ermöglichte. Ohne den Marxismus-Leninismus wäre die Korrelation zwischen dem nationalen Kampf und dem Klassenkampf sowie den vorzunehmenden gesellschaftlichen Reformen im Rahmen dieses nationalen Kampfes unmöglich gewesen. Deshalb waren alle anderen Gruppierungen und Parteien ein Jahrhundert lang angesichts der imperialistischen Macht gescheitert, weil sie nicht in der Lage waren, alle diese Energien freizusetzen, zu mobilisieren, diesen nationalen Kampf mit der sozialen Revolution zu verbinden.

Der dritte Faktor: Der Marxismus-Leninismus liefert Methoden und revolutionäre Aktionsprinzipien: wie führt man einen legalen Kampf, wie mobilisiert man die Massen, wie erobert man die Macht. Das sind sehr präzise, nützliche Methoden. Mit dem Marxismus-Leninismus vermag man eine wirksame Partei und eine nationale Partei aufzubauen. Alle vietnamesischen Patrioten, die in etwa darüber nachgedacht haben, sahen, daß das der einzige und wirkliche Weg der nationalen Befreiung war.

Der Konfuzianismus hat die gesamte vietnamesische Kultur geprägt. Gab es Strömungen, die die Herausbildung dieses Nationalgefühls in der historischen Entwicklung begünstigt haben?

Der Konfuzianismus war die offizielle Doktrin des monarchistischen vietnamesischen Staates, besonders seit dem 15. Jahrhundert. Er hat durch fünf

Jahrhunderte hindurch das kulturelle und ideologische Leben Vietnams beherrscht. Er war gleichzeitig auch die Doktrin der Mandarin-Bürokratie, die im Namen des Königs die Macht ausübt. Sie stellte im großen Ganzen die Klasse der Großgrundbesitzer im traditionellen Vietnam dar. Aber gleichzeitig bestand eine Art von Autonomie der Mandarine gegenüber den Großgrundbesitzern. In der Lehre selbst sind zwei Strömungen zu unterscheiden: einerseits die orthodoxe Strömung, in der die Treue zum König als erste Tugend galt. Andererseits die Strömung, die zwar auch die Autorität des Königs anerkennt, diese jedoch als vom Volk herrührend erachtet, und nicht vom Himmel. In der ersten Strömung erhält der König einen himmlischen Auftrag, mit dem das Volk nichts zu tun hat. In der zweiten Strömung ist der König Autoritätsperson, aber durch das Volk. Die berühmte Formel von Nguyen Trai, einem Schriftsteller, Staatsmann und Strategen des 15. Jahrhunderts, lautet: „Das Volk ist wie der Ozean, es kann Throne tragen, aber es kann sie auch zum Umpippen bringen.“¹⁰ Wenn ein König schlecht ist, hat man das Recht, sich zu erheben. Man darf den Konfuzianismus nicht nur unter einem Gesichtspunkt sehen. Der orthodoxe Aspekt wird von den die Macht ausübenden Mandarinen verteidigt und der volkstümliche Aspekt von den Gebildeten des Dorfes, die im Kontakt mit den Bauern leben.

Wo nimmt diese starke volkstümliche Strömung ihren Ursprung?

Sie hat ihren Ursprung in der Zweideutigkeit des Denkens von Konfuzius selbst. Für Konfuzius sind Gott und Himmel sehr unbestimmte Begriffe. Er hat es nie gewagt, sich von der Vorstellung eines Gottes zu lösen, der im Himmel herrscht, aber er hat auch nie ganz daran geglaubt. Jedem, der von ihm eine genaue Antwort erbat, entzog er sich, wenn man das so sagen kann. Er umging die Frage, so daß seine Anhänger, ausgehend von dieser Zweideutigkeit, gewisse Dinge entwickeln konnten.

Der Kern seiner Lehre ist dennoch die Idee, daß der Mensch durch seine gesellschaftlichen Verpflichtungen gebunden ist. Der Mensch ist zuerst ein gesellschaftliches Wesen, und es sind seine gesellschaftlichen Aufgaben, die an erster Stelle stehen. Was nach dem Tod kommt, das weiß man nicht. Das ist Konfuzius. Fragte man ihn, was aus dem Menschen nach dem Tode wird, so antwortete er nur: „Ihr wißt schon nicht, was Ihr im Leben zu tun habt – warum sorgt Ihr Euch also darüber, was nach dem Tod sein wird.“ Diese Zweideutigkeit hat also seinen Anhängern, entsprechend den gesellschaftlichen Positionen, entsprechend den von ihnen vertretenen Klassen, gestattet, in der einen oder in der anderen Richtung voranzugehen. Der am Begriff eines

¹⁰ Nguyen Trai ist der Verfasser der „Proklamation über die Befriedung der Ngô“, 1428 gedichtet, und angesichts der Ereignisse in Vietnam – dem Abzug der US-Armee – von großer Aktualität. Abgedruckt in: Nächte auf dem Marsch. Lyrik und Prosa aus Vietnam, hrsg. von Marianne Bretschneider, Vorwort von Kurt Stern, Berlin/DDR 1968.

himmlischen Gottes festhält, ist also für die Lehre des göttlichen Auftrags der Monarchie, für einen himmlischen Kaiser. Anders, wer die gesellschaftlichen Verpflichtungen betont – und woher kommen diese? Doch vom Volk, nicht wahr?

Der Konfuzianismus hat sozusagen nur die doktrinäre, lehrenhafte Seite der wirklichen Ereignisse und der historisch konkreten Entwicklung formuliert. Konkret hat sich das vietnamesische Volk durch zwei verschiedene Aspekte des Kampfes herausgebildet: Einmal im Kampf gegen die Naturkräfte. Es mußten Deiche gebaut werden, im besonderen gegen die Überschwemmungen. Im Lauf der Zeit entstand ein riesiges Deichnetz, das mehrere tausend Kilometer zählt. Diese ständige Notwendigkeit des Kampfes gegen die Überschwemmungen hat zur Herausbildung eines zentralisierten Staatsgebildes geführt, einer einheitlichen Zivilisation.¹¹

Der zweite Aspekt: Durch Jahrhunderte hindurch mußte das vietnamesische Volk gegen starke ausländische Aggressionen kämpfen und besonders gegen das chinesische Feudalreich. Die Notwendigkeit dieses Kampfes hat zur Konsolidierung eines nationalen Blocks geführt und auch zur Entwicklung besonderer Kriegsmethoden. Weil man – im Vergleich mit den eigenen Kräften – riesige Armeen bekämpfen mußte, ging es immer darum, das ganze Volk zu mobilisieren. Es gab Formen des Volkskrieges bereits im 13. Jahrhundert, im Kampf gegen die Armee der Mongolen, die stärkste Armee der Zeit.¹² Sie verfügte über die gesamte Streitmacht des chinesischen Kaiserreiches. Um dieser Armee die Stirn zu bieten, hatten wir die folgende militärische Organisation: zunächst die königliche Armee, gut ausgebildet, aber nicht sehr zahlreich; dazu gab es regionale Streitkräfte unter Gebietskommandeuren; und es gab die Dorfmiliz.

Man hat den Mongolen die Städte zur Besetzung überlassen. Der König und der Hof flüchteten in die Dörfer. Dann haben die regionalen Streitkräfte und die Dorfmiliz die feindlichen Truppen angegriffen. Das Klima hat auch eine Rolle gespielt. Nach einer gewissen Zeit war diese Armee dezimiert, verbraucht und demoralisiert. Zu diesem Zeitpunkt ist die königliche Armee zum Gegenangriff übergegangen. Sie hat schließlich den Aggressor in großen Schlachten aus dem Land gedrängt. Das hat sich in 30 Jahren drei Mal wiederholt! Das war ein sehr langer, sehr harter Krieg.

Aber diese Kriegsführung war nur deshalb möglich, weil es bereits die nationale Einheit gab. Bevor der König den Widerstand begann, hatte er eine Versammlung des Adels und der großen Würdenträger einberufen, die die

¹¹ Herausbildung eines zentralisierten, stabilen Staatsgefüges unter dem Geschlecht der Ly: von 1009 an. Diese Periode der Vereinigung und des nationalen Aufbaus dauerte mit dem Geschlecht der Tran an bis ans Ende des 14. Jahrhunderts.

¹² Der Kampf gegen die Mongolen wurde von dem General Tran Hung Dao siegreich geführt, der einer der ersten „Theoretiker“ des Volkskrieges wurde. Er starb 1300. Der Kampf gegen die Mongolen fällt in die letzten 30 Jahre des 13. Jhd.

regionalen Streitkräfte kommandierten. Er hat ihnen die Frage gestellt: „Die Mongolen sind da. Sollen wir kämpfen oder kapitulieren?“ Die Versammlung hat einstimmig den Kampf gewählt. Aber das reichte nicht aus. Der König berief eine Versammlung der Dorfgesandten ein und stellte ihnen die gleiche Frage. Die Antwort lautete: kämpfen. Erst in diesem Augenblick begann der Widerstand. Am Ende des Krieges, als die Mongolen vor die Tür gesetzt worden waren, gab es Leute, die sich dem König vorstellten mit Kisten und Dokumenten: „Das sind die Namen derer, die mit den Besetzern zusammengearbeitet haben. Man muß sie bestrafen.“ Der König antwortete: „Der Krieg ist zu Ende, das Land muß neu aufgebaut werden. Jeder muß arbeiten, in Ruhe, unbehelligt. Ich will diese Papiere nicht sehen, man soll sie mir verbrennen.“ Sie wurden vor seinen Augen verbrannt.¹³

Nguyen Khac Vien, Sie haben uns hier ein bereites Beispiel aus der Geschichte des vietnamesischen Volkes für die Politik der nationalen Versöhnung und Eintracht gegeben, die die gesamte Politik der FNL und der PRR in Südvietnam bisher ausgezeichnet hat. Es veranschaulicht in eindrucksvoller Weise die Bedeutung dieses Nationalgefühls für die Befreiungsbewegung, die in Südvietnam noch einen großen Weg zurücklegen muß, bis es zur Wiedervereinigung des Landes kommen kann.

Ja, in dem völlig von der US-Aggression verwüsteten Süden ist das dringlichste Anliegen jetzt, wieder ein Land aufzubauen, eine Nation, eine Gesellschaft, in der man leben kann. Das wird nicht der Sozialismus sein, noch nicht. Das Land liegt gegenwärtig in Ruinen da, nicht nur materiell, sondern gesellschaftlich, psychologisch, kulturell. Es geht darum, ein Land zu errichten mit den nationalen Traditionen, in dem Vietnamesen sich wieder zusammenfinden können nach all den von den Amerikanern verursachten Vernichtungen. Das ist die dringendste Aufgabe und das ist das Ziel der nationalen Eintracht.

Der Historiker Tran Quoc Vung hat bei den Terrorangriffen auf Hanoi an Weihnachten 1972 seine gesamten Archive verloren. Er sagte dazu: „Ich habe alle meine Archive verloren, aber ich habe mein Gehirn behalten.“ Wie können Intellektuelle unseres Landes beim Wiederaufbau den Intellektuellen Ihres so schwer geprüften und doch siegreichen Volkes helfen?

Die Intellektuellen Vietnams stehen vor gewaltigen Aufgaben, insbesonders technischer und wissenschaftlicher Natur. Denn das fehlt uns am meisten: eine entwickelte technische und wissenschaftliche Grundlage, von der aus wir das Land voranbringen können. Es steht auch die Aufgabe der Entwicklung einer volkstümlichen, fortschrittlichen nationalen Kultur. Und hier finden die

¹³ Es handelt sich um den König Tran Nhan Tong; siehe „Etudes vietnamiennes“ Nr. 21: Le Vietnam traditionnel. Besonders das Kapitel II: L'Etat féodal centralisé — la glorieuse résistance contre les Mongoles, S. 44-52.

vietnamesischen Intellektuellen ihre eigentliche Freiheit. Es geht nicht um die Freiheit, morgens am Zeitungskiosk zwischen 10 verschiedenen Tageszeitungen wählen zu können. Es geht um die Freiheit, etwas schaffen, aufzubauen zu können. Und das ermöglicht ihnen das neue Regime. Es ermöglicht ihnen, ihre Talente zu entfalten. Das ist ihre wirkliche Freiheit. Die Intellektuellen der ganzen Welt können uns helfen, besonders durch wissenschaftlich-technische, aber auch kulturelle Beiträge. Und wenn wir unsere Nationalkultur entwickeln wollen, werden wir keinen der Schätze der Kultur anderer Länder ablehnen. Unser Land war stets ein Land der Begegnung. Und ich denke, daß wir bereit sind, viele Dinge anderer Länder kennenzulernen. Besonders wichtig ist die gesamte wissenschaftliche und technische Dokumentation; technische und wissenschaftliche Materialien gleichermaßen, die wir für die Lösung bestimmter Probleme benötigen. Was die kulturellen Beiträge betrifft, in Literatur, Malerei und so weiter — wir sind gerade dabei, eine Reihe ausländischer Schriftsteller zu übersetzen.

Die wichtigste Hilfe, die uns jedoch die Völker bringen können, ist in erster Linie die politische Hilfe. Wir sind immer noch von der US-Intervention bedroht. Washington gibt noch Milliarden von Dollar aus, um unser Land wieder in seinen Griff zu bekommen. So bleibt die Wahrung des Friedens und der Unabhängigkeit Vietnams weiterhin ein aktuelles Problem. Man muß also gegen die Absichten der Amerikaner und Thieus kämpfen, gegen die Saigoner, die den Krieg erneut entfachen möchten. Man muß gegen die gesamte US-Propaganda kämpfen, die in allen Ländern mit gewaltigen Mitteln, wie Radio, Fernsehen, Presse, Verbreitung findet. Und es liegt natürlich bei Ihnen, geeignete Aktionsformen zu wählen. Eine solche politische Arbeit ist für uns die grundlegende Frage. Eine Delegation zu einer US-Botschaft oder eine Unterschriftensammlung — sie sind für uns genauso wertvoll wie irgend ein Gerät oder eine Maschine, die Sie uns schicken.

Wir wissen sehr wohl, daß uns in allen Ländern geholfen wird. Und wir sind uns völlig bewußt, daß wir ohne diese internationale Solidarität niemals hätten siegen können. Unsererseits sind wir auch der Überzeugung, daß wir, wenn wir für die nationale Sache kämpfen, damit auch für andere Menschen, für andere Völker in der Welt kämpfen.

V. P. Lukin Amerikanisch-chinesische Beziehungen

Konzeption und Realität

In der ersten vierjährigen Herrschaftsperiode der republikanischen Administration (1969–1972) gingen wesentliche Veränderungen in den Beziehungen zwischen den Vereinigten Staaten und der Volksrepublik China vor. Diese neue Beziehung der amerikanischen herrschenden Kreise zur VR China entstand nicht im luftleeren Raum. Sie war Resultat einer langjährigen, ständigen und zugespitzten Diskussion, die die einflußreichsten Kreise des politisch aktiven Teils der amerikanischen herrschenden Klasse und der breiten Öffentlichkeit der USA einbezog. Im Verlauf dieser Diskussion wurden die Grundlagen der China-Politik der Vereinigten Staaten nach dem zweiten Weltkrieg einer kritischen Revision unterworfen.¹

Der gegenwärtige amerikanische Präsident erklärte noch während des Wahlkampfes, es sei notwendig, die wichtigsten Ergebnisse dieser Diskussion in die Sprache politischer Aktion zu übersetzen. „Ich meine,“ sagte er im Wahlkampf 1968, „daß der Dialog mit dem kommunistischen China im Verlauf der zwei Amtsperioden des künftigen Präsidenten beginnen soll“.²

Von amerikanischer Seite begann die aktive Vorbereitung des „Dialogs mit China“ schon in den ersten Monaten der Regierung Nixon. Auf eine Reaktion Pekings mußte man durchaus nicht so lange warten, wie viele amerikanische politische Strategen angenommen hatten. Verallgemeinert man die grundlegenden Ereignisse der vergangenen vier Jahre, so drängt sich der Schluß auf, daß die Politik der „Normalisierung“ gegenüber der VR China zu den wesentlichen Spezifika der außenpolitischen Aktivität der Nixon-Administration gehört. Es gibt hinreichend Gründe für die Annahme, die Revision der USA-Politik gegenüber China wie auch die entgegenkommenden Gesten der maoistischen Führung seien keine zufälligen, sporadischen und kurzfristigen Aktionen, wenigstens nicht in der Absicht ihrer Autoren. Die Politik der Annäherung an die VR China ist vor allem an neue Momente der Einschätzung der amerikanischen herrschenden Kreise geknüpft, welches heute die optimalen Mittel zur Durchsetzung der eigenen Klasseninteressen in der Welt allgemein und besonders im Fernen Osten sind.

Gründe der Veränderungen

Offensichtlich wurde in diesem Zusammenhang die Erkenntnis der amerika-

¹ Siehe z. B. R. Blum, *The U. S. and China in World Affairs*, N. Y. 1966; „Asian Dilemma: U. S., Japan and China“, Ed. by E. Burnell, Santa Barbara 1969; „The U. S. and China: the next Decade, Ed. by D. Barnett and E. Reischauer, N. Y. 1970; D. Barnett, *A New U. S. Policy toward China*, Washington 1971.

² „Nixon on the Issues“, N. Y. 1968, S. 58.

nischen politischen Strategen sehr wichtig, daß die Entwicklung des außenpolitischen Kurses der VR China für sie günstig verläuft.

Wie bekannt, trat die VR China im ersten Jahrzehnt ihres Bestehens in der internationalen Arena solidarisch mit den anderen Ländern der sozialistischen Gemeinschaft auf. Unter diesen Bedingungen war die China-Politik der Vereinigten Staaten in den 50er Jahren eine integrale Komponente ihrer allgemeinen antikommunistischen Globalstrategie. Die Anfang der 50er Jahre von Washington verkündete Politik der „Eindämmung und Isolierung“ Chinas war nur eine regionale Erscheinungsform der amerikanischen Globalstrategie der „Eindämmung des Kommunismus“. Zu ihrer praktischen Realisierung wandte man allgemein die gleichen militärischen, politischen und wirtschaftlichen Mittel an wie auch im Kampf gegen die anderen sozialistischen Staaten. Die besondere Schärfe, die „volle Dosis“ der Anwendung dieser Mittel (Verzicht auf diplomatische und alle anderen Kontakte mit der VR China, vollständige ökonomische Blockade, periodische bewaffnete Interventionen) erklären sich hauptsächlich durch die scharfe und unmittelbare militärische Konfrontation der USA und der VR China in Korea und durch die aktive Einmischung Washingtons in das Taiwan-Problem. Jedoch wandelte sich an der Schwelle der 60er Jahre die allgemeine außenpolitische Orientierung der VR China grundlegend. Die frühere Politik der Einheit und festen Koordination der Handlungen und Ziele mit den Ländern des sozialistischen Weltsystems wurde stufenweise ersetzt durch einen chauvinistischen spalterischen Kurs, der begrenzte egoistische Interessen verfolgte. Von Anfang an nahm dieser Kurs eine militant antisowjetische Richtung. Infolge dieser außenpolitischen Wendung der Maoisten eröffnete sich den herrschenden Kreisen der Vereinigten Staaten die lockende Perspektive, zu ihren „nationalen“ Zwecken (und letzten Endes im allgemeinen Interesse des Weltimperialismus) das ganze Spektrum der Möglichkeiten auszunutzen, die durch den Übergang Pekings auf seine „besonderen“ Positionen und durch die neuen, von der sozialistischen Gemeinschaft abgesonderten „Machtzentren“ in der internationalen Arena entstanden waren.

Die verführerische Aussicht, die gegenwärtigen Besonderheiten der maoistischen außenpolitischen Orientierung maximal für die eigenen Ziele auszunutzen, brachte zweifellos die USA zur Ausarbeitung und Anwendung eines neuen politischen Kurses gegenüber der VR China. Von der zweiten Hälfte der 60er Jahre an beschäftigten die amerikanischen politischen Strategen sich ernsthaft mit der theoretischen Vorbereitung eines solchen Kurses und mit der Ausarbeitung seiner vielen Varianten.

Die Politik der Vereinigten Staaten gegenüber China wandelt sich auch durch das Bestreben des amerikanischen Imperialismus, die objektiven Veränderungen, die in den vergangenen 20 Jahren in anderen Gebieten Asiens vor sich gegangen sind, in Rechnung zu stellen und für die eigenen Interessen zu nutzen.

Nach Beendigung des zweiten Weltkrieges betrachteten die amerikanischen politischen Theoretiker Südostasien und den Fernen Osten als eine Art „Machtvakuum“, das in der Zone des Kampfes zwischen dem kapitalistischen und dem sozialistischen Lager entstanden sei. Die Rechnung auf ein schnelles und ungehindertes Fußfassen der Vereinigten Staaten in diesem Gebiet stützten sich vor allem auf das Fehlen ernsthafter gegengerichteter Kräfte innerhalb des kapitalistischen Lagers. (Bis zum zweiten Weltkrieg waren solche Kräfte vor allem Japan, England, Frankreich und Deutschland, denen gegenüber die Vereinigten Staaten mit mehr oder weniger Erfolg eine sogenannte Politik der „Balance of Power“ betrieben hatten, d. h. sie hatten manövriert und die Gegensätze der anderen ausgenutzt mit dem Ziel, sich die Position eines „Obervormunds“ in diesem Teil der Welt zu verschaffen.

Was die „inneren Kräfte“ angeht – die politisch unabhängigen Staaten, die an die Stelle des zerfallenden Kolonialsystems traten – so waren die Möglichkeiten ihrer aktiven Teilnahme an der „realen“ Politik (diese nach amerikanischem Verständnis, das eine durchaus definierte Machtbasis hatte) ursprünglich verschwindend gering.

So wuchs die Rolle einer so wichtigen Macht wie China, die der USA und ihrer expansionistischen Aktivität in diesem Teil der Welt entgegengrat. So bildete sich in dieser Periode der unmittelbaren Konfrontation bei den Vereinigten Staaten das Bestreben heraus, China vom übrigen Asien zu isolieren. Dabei hatten in dieser Periode die amerikanischen herrschenden Kreise keine andere Wahl, als ihre eigenen Kräfte und Mittel zur „Eindämmung und Isolierung“ der VR China zu gebrauchen. Dies alles führte zu einer besonders harten, frontalen militärisch-politischen Konfrontation. Die Besetzung – und als eine der Folgen der amerikanischen Politik der „Eindämmung und Isolierung“ – faktische Abtrennung eines Teils des chinesischen Territoriums (Taiwan und Pen Chu Le Dao) trugen wesentlich dazu bei, daß dieser Konflikt eine so große Schärfe gewann.

In der zweiten Hälfte der 60er Jahre zeigte sich deutlich, daß das „Vakuum“ in Asien, das die Vereinigten Staaten auszufüllen sich bemühten, langsam aber sicher von den asiatischen Staaten selbst ausgefüllt wurde. Die Stabilisierung der unabhängigen Politik Indiens und die Festigung seiner Autorität in der ganzen Welt, die stürmische ökonomische Entwicklung Japans und seine aktive Rückkehr in die politische Arena – diese und viele andere Ereignisse zeigten, daß die politische Szenerie Asiens von nun an kein „Vakuum“ mehr bildete. Der heroische und für Washington unerwartet heftige und beharrliche Widerstand des vietnamesischen Volkes gegen die ausländische Aggression erwies sich hier offenbar als der entscheidende Faktor. Das Leben selbst drängte die führenden politischen Strategen der Vereinigten Staaten immer energischer zu der Erkenntnis, daß in diesem Teil der Welt ein sehr wichtiger und nicht umkehrbarer Prozeß der Formierung neuer – stabiler und dynamischer – so-

zial-politischer Gemeinschaften vor sich geht, der der neokolonialistischen Expansion effektiv entgegenwirken kann.

Diese Veränderungen in Asien brachten die amerikanischen politischen Theoretiker und Praktiker dazu, die Notwendigkeit einer Überprüfung ihrer asiatischen Politik anzuerkennen, damit sie unter den neuen Bedingungen dem Schutz der eigenen Interessen maximal angepaßt würde.

Dieser Revision liegt die – mehr terminologische als inhaltliche – Rückkehr zur Politik der „Balance of Power“ zugrunde. In diesem Rahmen sehen die Vereinigten Staaten China weiterhin als ihren Konkurrenten in Asien an. Dennoch halten sie es im gegenwärtigen Moment für zweckmäßig, die unmittelbare Konfrontation zu ersetzen durch eine mittelbare, durch die wirtschaftliche, politische und militärische Unterstützung benachbarter und an China angrenzender asiatischer Staaten. Die Vereinigten Staaten selbst treten gleichsam in den Schatten, in die „zweite Linie“ hinter den Rücken ihrer asiatischen Verbündeten. Der vorliegende Kurs, der in der amerikanischen Literatur die Bezeichnung „Politik der Absonderung“ erhalten hat, soll einerseits die Effektivität und Haltbarkeit des „asiatischen Gleichgewichts“ erhöhen, zur Rohstoffbasis der USA bei Wahrung und Festigung der amerikanischen Interessen in diesem Teil der Welt beitragen und andererseits die unmittelbaren Gründe für die verschärften Konfliktbeziehungen zwischen den USA und der VR China abschwächen, die frontale Konfrontation, wenn auch nur formal, abbauen und so die gegenseitige Abklärung regionaler Interessen oder, wenn man den traditionellen Terminus bourgeoiser Politik verwendet will, die Aufteilung der Einflussphären ermöglichen.

Der Wandel der Politik gegenüber China ist verbunden mit einer in den 60er Jahren in Washington vorgenommenen grundlegenden Revision der Einschätzung der militärisch-strategischen Maßnahmen und Möglichkeiten der VR China (hauptsächlich in bezug auf die Vereinigten Staaten selbst und ihre asiatischen Verbündeten).

Unter den Bedingungen der 50er, Anfang der 60er Jahre, als die amerikanischen Experten daran zweifelten, daß ihre strategischen Reserven zu einer „zuverlässigen“ Atom-Raketen-Abschreckung ausreichen, betrachteten sie das chinesische Potential an Menschen als wesentlichen Faktor im Fall des Ausbruchs eines großen Krieges in Südostasien. Als effektivste Mittel zur Wahrung ihrer Interessen sahen die amerikanischen herrschenden Kreise hier die massierte und vielfältige Anwesenheit ihrer bewaffneten Streitkräfte an den chinesischen Grenzen an.

Heute betrachten die herrschenden Kreise der USA mit sehr viel weniger Sorge als vorher die Bereitschaft der Führer der VR China, die ungeheuren Menschenmassen in einem Krieg südlich der chinesischen Grenzen einzusetzen. Eine besonders wichtige Rolle bei dieser Umwertung spielten die bewaffneten Provokationen der Maoisten an der sowjetisch-chinesischen Grenze im Jahre 1969.

Ein gewisses, wenn auch relativ zweitrangiges Motiv lieferten Überlegungen wirtschaftlichen Charakters.

In den Nachkriegsjahren hatten die Vereinigten Staaten faktisch konkurrenzlos das Monopol an Kapital- und Warenexport inne. Deshalb konnten sie es nicht erlauben, den oder jenen potentiellen Markt zur Realisation politischer Ziele zu vernachlässigen. Gegen Ende der 60er, Anfang der 70er Jahre hat sich diese Lage durchaus geändert. Bei stark wachsender Konkurrenz auf den Weltmärkten wurden die Positionen der USA im Außenhandel beträchtlich eingeschränkt. Dies ist einer der Gründe für das ständig wachsende Zahlungsdefizit und die Unbeständigkeit des Dollars. Unter diesen Umständen können die amerikanischen Geschäftskreise den potentiell durchaus umfangreichen chinesischen Markt nicht leichten Herzens ihren hauptsächlichen ökonomischen Konkurrenten (vor allem Japan) überlassen. So entstanden die Voraussetzungen für die stufenweise Aufhebung des Handelsembargos gegen China.

Der aktivste Teil der amerikanischen herrschenden Klasse änderte im letzten Jahrzehnt seine politischen Ansichten über das heutige China und die wünschenswerten Beziehungen zu ihm. In der ersten Periode der Existenz der VR China bildete die ununterbrochen anwachsende militärische Präsenz der USA an den chinesischen Grenzen und die entsprechende antiamerikanische Linie der Führung der VR China die Grundlage zur Schaffung und Ausbreitung jenes psychologischen Klimas in den Vereinigten Staaten, das – streng genommen ein Nebenaspekt der allgemeinen Verschärfung der amerikanisch-chinesischen Beziehungen – trotzdem zu einem wichtigen selbständigen Faktor wurde. Dieses Klima schlug sich deutlich im Charakter und Schärfegrad der amerikanisch-chinesischen Beziehungen in den gesamten 50er und des größten Teils der 60er Jahre nieder.

Jedoch am Ende der 60er Jahre vollzog sich hier in der Stimmung des Hauptteils der amerikanischen herrschenden Kreise ein sichtbarer Umschwung. Buchstäblich innerhalb von zwei bis drei Jahren entstand eine Situation, in der sowohl der liberale wie der konservative Teil der amerikanischen herrschenden Klasse sich vom Feind Chinas in seinen „besten Freund“ verwandelte. Heute bemüht sich die Administration, in ihrer „neuen China-Politik“ fest auf den Hauptteil der politischen Elite gestützt, auch breitere Kreise der Gesellschaft der Vereinigten Staaten in diesem Punkt entsprechend zu bearbeiten.

So wird die gegenwärtige Politik der USA gegenüber China von einer Reihe komplizierter außen- und innenpolitischer Faktoren bedingt. Folglich ist die „Normalisierung“ offensichtlich mehr als ein einfaches Manöver der konkreten Administration, mehr als eine subjektive Entscheidung von kurzfristiger und vorübergehender Bedeutung. Im Gegenteil, es gibt gewichtige Gründe, die gegenwärtige Entwicklung der Ereignisse als erste Etappe im Rahmen eines sorgfältig ausgearbeiteten langfristigen Kurses anzusehen.

Prinzipien der „Dreiecks“-Diplomatie

Die amerikanischen Politiker bemühen sich auf jede erdenkliche Weise zu zeigen, daß von nun an die Beziehungen zur VR China keine Teilfrage, sondern eines der wichtigsten Probleme für die Vereinigten Staaten sind. Bisweilen versucht man das mit rein deklarativen Mitteln, indem man den maoistischen Chauvinismus ermuntert und die „globale Bedeutung“ Chinas für die Politik der USA unterstreicht. Daher die wohlbekannten, bei vielen Beobachtern so erstaunte Fragen hervorruhenden amerikanischen Erklärungen während der Gespräche im Februar 1972 über die gemeinsame „Lösung der Weltschicksale“. Offenbar beabsichtigt man hier, die Folgen der Periode der „niederen“, „absolut negativen“ Einschätzung auszubügeln, absichtlich und wohlüberlegt den Großmachtambitionen und dem Stil der Maoisten einige Schritte entgegenzukommen, um so einerseits die Entwicklung der bilateralen Beziehungen zu stimulieren und andererseits die Weltöffentlichkeit davon zu „überzeugen“, daß Washington Peking wirklich als einen „vollwertigen globalen Partner“ ansieht und bereit ist, mit ihm ein ernsthaftes Spiel unter Großmächten zu spielen.

Das Bestreben, die Globalisierung des „chinesischen Faktors“ zu fördern, ist eng verbunden mit der Annahme einer sogenannten außenpolitischen „Dreiecks“-Situation.

Die führenden amerikanischen politischen Strategen heben zur Zeit hervor, daß sich China sowohl in allgemein politischer wie in militärisch-strategischer Beziehung in die traditionelle, nach dem zweiten Weltkrieg entstandene Struktur der heutigen Welt hineinellt, sie verändert und einen neuen, zusätzlichen Koeffizienten der Komplikation in die entsprechenden außenpolitischen Berechnungen einführt. Im Ergebnis werde nach ihrer Meinung die gesamte außenpolitische Struktur der Welt in eine „Dreieck“-Struktur umgewandelt, in der die agierenden Hauptkräfte die Sowjetunion, die Vereinigten Staaten und China seien. Eine Reihe bedeutender außenpolitischer Strategen der USA ist heute geneigt, auch die grundlegenden globalen Probleme der gegenwärtigen Welt (das Problem der Bündnisse, der Balance der strategischen Rüstung usw.) sowie auch die konkreten international verschärften Situationen (Vietnam, Hindostan) unter Zuhilfenahme dieses neuen „Dreiecksystems“ zu betrachten.³

Entsprechend erstrecken sich die Hauptanstrengungen der amerikanischen außenpolitischen Theoretiker heute darauf, eine Linie des optimalen Gleichgewichts in der „dreieckigen“ Welt herauszufinden. Die Lösung dieser Aufgabe wird als außerordentlich schwierig angesehen. „Die Dynamik des Dreiecks ist neu für alle drei Mächte. Darin liegt einer der Gründe, warum es so

³ D. Zagoria, *The Sino-American-Soviet Triangle*, Princeton 1972. J. Stoessinger, *Nations in Darkness: China, Russia and America*, N. Y. 1971. E. Reischauer, *The Great Triangle*, „The New York Times Magazine“, September 19, 1971. G. Ball, *On Triangle*, „The New York Times“, August 9, 1971. „The Great Power Triangle“, Hearings ... U. S. Senate, Washington 1971.

schwer ist, die eigene Politik in diesem Rahmen zu formulieren“, bekräftigen R. Moorsteen und M. Abramowitz.⁴

In der ersten Periode der Ausarbeitung der „Dreieckskonzeption“ sahen die Rezepte ziemlich primitiv aus. Man glaubte insbesondere, daß die spalterische Politik der VR China automatisch die Position der USA gegenüber dem sozialistischen Lager verstärke und sozusagen spontan neue Möglichkeiten für Washington auf internationalem Felde schaffe.

Jedoch die konsequente Festigung der Macht der Sowjetunion und des ganzen sozialistischen Weltsystems, die Erfolge ihrer Friedenspolitik brachten die amerikanischen Strategen notwendig dazu, das wirkliche Kräfteverhältnis aufmerksamer und kritischer zu analysieren.

Gegenwärtig bemühen sie sich nicht mehr zu beweisen, daß die aus der spalterischen Politik Pekings entstandene Situation den Vereinigten Staaten automatisch ein sicheres diplomatisches Übergewicht verschafft. Heute befindet sich nach Meinung der amerikanischen Theoretiker diejenige Seite in der günstigsten Situation, die die größte Geschmeidigkeit und Kunst bei der Anwendung der „objektiven Regeln“ der „Dreiecksdiplomatie“ beweist.

Versuche, formalisierte Regeln dieser Art auszuarbeiten, sind z. B. charakteristisch für Z. Brzezinski: „Im Dreieckssystem der Beziehungen ist es am vorteilhaftesten, bessere Beziehungen mit den beiden anderen Teilnehmern zu unterhalten, als diese unter sich haben. Im Grunde war diese Regel die Richtschnur der Beziehungen Washingtons zu Moskau und Peking von der Entstehung des sowjetisch-chinesischen Konflikts an.“⁵

In dem Maße wie in der chinesischen Volksrepublik die maoistische Gruppierung die Macht usurpierte und dementsprechend die chauvinistischen und Großmachtstendenzen im außenpolitischen Kurs des Landes anwuchsen, veränderten sich Charakter und Inhalt der Gegensätze zwischen den USA und der VR China in einem wesentlichen Grad. Die Gegensätze zwischen der größten imperialistischen Macht und der VR China erinnern immer mehr an eine der Varianten (wenn auch an eine ganz spezifische) von Gegensätzen unter großen Mächten.

Die bemühte Anpassung Pekings an die diplomatischen Prinzipien und den Stil einer „respektablen“ Großmacht schafft die objektive Grundlage für die Versuche der bürgerlichen außenpolitischen Theoretiker, das Herangehen Pekings und Washingtons an wichtige internationale Probleme zu vereinheitlichen. Besonders eng damit verbunden ist das Auftauchen von verschiedenerlei Methodiken der „Dreiecksdiplomatie“, die sich auf die absichtsvolle Nivellierung der im Kern unterschiedlichen Ausgangsprinzipien der sozialistischen und der imperialistischen Außenpolitik gründen.

Besonders aktiv in dieser Richtung sind die Anhänger der klassischen Rich-

tung der amerikanischen außenpolitischen Theorie, der Schule der „Balance of Power“.

Nach Meinung der Vertreter dieser Richtung stellt die entstandene Situation eine Form des Übergangs von der „künstlichen“ Nachkriegswelt zu einer „normalen“ Welt dar, in der – wie auch in bestimmten Perioden des 19. und der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts – das Gleichgewicht der Kräfte zu erreichen ist durch vielseitigen Ausgleich, die Ausbalancierung des Macht-potentials einiger großer Mächte. Unter dieser Voraussetzung wird auf die Notwendigkeit geschlossen, in den nächsten Jahrzehnten die Politik der Vereinigten Staaten auf der Grundlage der „Balance“ zwischen der Sowjetunion und der VR China aufzubauen.

Es erscheint wichtig, daß bei weitem nicht alle Vertreter der erwähnten Strömung zu offen antisowjetischen Resultaten kommen. Besonders charakteristisch erscheinen die Überlegungen von William E. Griffith, dem Mitarbeiter des Center of International Studies am Technologischen Institut in Massachusetts. Griffith meint, wenn man von der traditionellen Politik der „Balance of Power“ ausgehe, müßten die Vereinigten Staaten „sich mit dem schwächeren Gegner“ (wofür in amerikanischen Kreisen die VR China gehalten wird) gegen „den stärkeren verbinden“.

Griffith weist ein solches Vorgehen aus den zwei folgenden Überlegungen zurück: erstens mache der gegenwärtige Charakter der Atom-Raketen-Rüstung die Ausgestaltung der Beziehungen zur Sowjetunion „wesentlich und wünschenswert“. Zweitens, fährt Griffith fort, sei „China keine Welt-, sondern eine Regionalmacht. Peking übt keinen nennenswerten Einfluß auf die europäischen Länder, die Länder des Nahen Ostens und Lateinamerikas aus. In allen diesen drei Gebieten stoßen die Interessen der Vereinigten Staaten mit den Interessen der Sowjetunion zusammen. Und hier erscheinen erfolgreiche Verhandlungen mit Moskau wichtig für die amerikanische Sicherheit. Daher sollten die Vereinigten Staaten in den chinesisch-sowjetischen Meinungsverschiedenheiten Neutralität bewahren.“⁶

Im Unterschied zu den wenigen, wenn auch hartnäckigen Befürwortern einer Ausnutzung der spalterischen Politik der maoistischen Führung zu unmittelbarem Druck auf die Sowjetunion ist sich die Mehrheit der seriösen und einflußreichen amerikanischen Außenpolitiker der äußersten Gefährlichkeit eines solchen Kurses für die Interessen der amerikanischen herrschenden Klasse selbst bewußt. Deshalb schlagen sie vor, realistischer an die bestehende Situation heranzugehen, unter Beachtung des faktischen Kräfteverhältnisses in der Welt.

Besonders diese letzte Linie beeinflußt gegenwärtig am nachhaltigsten die Politik der Vereinigten Staaten.

⁴ R. Moorsteen and M. Abramowitz, *Remaking China Policy, U. S. — China Relations and Governmental Decisionmaking*, Cambridge (Mass.) 1971, S. 49. ⁵ „Newsweek“, June 28, 1971, S. 64.

⁶ W. Griffith, *The Great Globe Transformed*, Cambridge (Mass.) 1971, S. 20-21.

Im Rahmen seiner augenblicklichen „Dreieckstaktik“ bemüht sich Washington um die Schaffung eines Systems paralleler und zweiseitiger Beziehungen sowohl mit unserem Land wie auch der VR China. In allen Sphären, wo das möglich ist, versuchen die Vereinigten Staaten eine Situation der „aktiven Teilnahme“ der VR China zu schaffen, wodurch eine ständige „Alternative“ zustandekommen würde.

Auf *politischen* Gebiet zeigt sich diese Linie vor allem in der Politik der Vereinigten Staaten gegenüber den Ländern Asiens. Der antiindische Kurs Washingtons Ende 1971 war nach Meinung amerikanischer Beobachter eng verknüpft mit den Vorstellungen der „Dreieckspolitik“, insbesondere mit der Schaffung von Voraussetzungen für eine künftige „Geographie der Zusammenarbeit“ mit Peking. Die spalterische Politik Pekings wird bei der Durchführung der Vietnamaggression aktiv ausgenutzt.

Auf *militärisch-strategischem* Gebiet geht Washington, indem es weiterhin alles Notwendige unternimmt, die eigene Macht und die seiner Bündnispartner in Asien zu stärken, immer mehr davon aus, daß in näherer Zukunft Handlungen Pekings, die sich ungünstig auf die amerikanischen Positionen auswirken könnten, äußerst unwahrscheinlich sind. Man kann also feststellen, daß die neue Einstellung der herrschenden Kreise der USA zur VR China einen unmittelbaren Einfluß auf das amerikanische militärisch-strategische Denken ausgeübt hat.⁷

Auf *wirtschaftlichem* Gebiet ist die Politik des „dreiseitigen“ Manövrierns besonders mühevoll für Washington, da die Basis zur Entfaltung systematischer ökonomischer Beziehungen mit der VR China ziemlich eng ist.

Bisher haben die zahlreichen Schritte der amerikanischen Administration zur Abschwächung der Beschränkung des Chinahandels nicht zu merkbaren Ergebnissen geführt. Nach den Daten des amerikanischen Handelsministeriums betrug der Umfang des chinesischen Exports in die USA von Juni 1971 bis Juni 1972 etwa 10 Mio. Dollar, der Import 3 Mio. Dollar.⁸ Während der Kantonen Frühjahrsmesse 1972 schloß die VR China Abkommen von einer durchschnittlichen Höhe von 1 Mrd. Dollar (davon 700 Mio. Dollar Export- und 300–400 Mio. Dollar Importverträge). Jedoch wurde nur ein sehr geringer Teil dieser Abkommen mit den amerikanischen Businessmen geschlossen. Die Orders der Amerikaner auf chinesische Erzeugnisse beliefen sich bei der Messe auf nicht mehr als 4–6 Mio. Dollar. Begreiflich, bisher ist

⁷ Die Maßnahmen Washingtons in den letzten Jahren wie die teilweise Demontage des „ersten Rings“ des Systems der militärischen Absicherung zur „Eindämmung der VR China“ (d. h. des Systems von Militärbasen und Zentren der Stationierung amerikanischer bewaffneter Streitkräfte unmittelbar an der chinesischen Grenze) und die entsprechende Befestigung eines „zweiten (geographisch weiter entfernten) Rings“ dieses Systems, das verstärkte Interesse an der sogenannten „Ozeanstrategie“, besonders was die Zone des Stillen und des Indischen Ozeans angeht, die Entstehung und beginnende Realisierung einer Konzeption des Übergangs von der Bereitschaft zu „2,5 Kriegen“ gleichzeitig zur Bereitschaft zu „1,5 Kriegen“ — alle diese langfristigen Maßnahmen auf dem Gebiet der militärischen Theorie und Praxis sind in bedeutendem Maße bedingt durch die neue Einstellung zur VR China und die Schaffung größerer Möglichkeiten der Ausnutzung der spalterischen Politik der VR China zur Verbilligung und Rationalisierung der eigenen Militärpolitik gegenüber dem sozialistischen Lager im Ganzen.

⁸ „The Christian Science Monitor“, June 14, July 12, 1972.

ja nur die Rede von Rekognoszierung. In Zukunft werden sich zweifellos die Handelsbeziehungen beider Staaten ausweiten. Schon jetzt ist praktisch eine Übereinkunft erreicht über den ersten wirklich großen Handelsvertrag zwischen den USA und der VR China: die Vereinigten Staaten erhielten die Lizenz zur Lieferung von 10 Passagierflugzeugen des Typs Boeing-707 an die VR China für die Gesamtsumme von 150 Mio. Dollar. Das erste Flugzeug dieser Lieferung soll im August-September 1973 in Peking eintreffen.

Washington bemüht sich, seine Prinzipien der „dreiseitigen“ Diplomatie auch auf die Geschäftsverbindungen auszudehnen. So wird in der amerikanischen Presse hervorgehoben, daß die staatliche Sanktionierung des oben erwähnten Abkommens der Firma „Boeing“ politisch verbunden sei mit Maßnahmen zur Entwicklung der Handelsbeziehungen mit der Sowjetunion. Auch auf diesem Gebiet bemühen sich die amerikanischen Strategen, so weit wie möglich die „dreiseitige“ Parität zu beachten.

Jedoch geben amerikanische Beobachter zu, daß die praktische Realisierung eines solchen Schemas auf handelspolitischem und wirtschaftlichem Gebiet besonders schwierig ist. Denn die erdrückende Mehrheit der amerikanischen Experten, die das Vorhandensein großer Perspektiven für die Entwicklung eines beiderseitig vorteilhaften amerikanisch-sowjetischen Handels unterstreichen, sind gleichzeitig überzeugt, daß das allgemeine Niveau des amerikanisch-chinesischen Handels in nächster Zeit nur langsam wachsen wird.

Im Juni 1972 veröffentlichte die Amerikanische Assoziation der leitenden Angestellten eine ausgedehnte Studie, die den Perspektiven der Handelsentwicklung zwischen den USA und der VR China gewidmet war. Nach Meinung der Autoren dieser Studie wird das Niveau des Handels 1980 etwa 300 Mio. Dollar erreichen.⁹

Die amerikanisch-chinesische „Normalisierung“ und Japan

Die Politik der augenblicklichen Administration gegenüber der VR China hat ernsthafte Veränderungen in den amerikanisch-japanischen Beziehungen hervorgerufen. Japan, der ökonomisch mächtigste Verbündete der USA, ein Staat, von dem das Schicksal des gegenwärtigen Kurses der Vereinigten Staaten in Asien weitgehend abhängt, war plötzlich überrumpelt und schockiert von den einseitigen Aktionen Washingtons auf dem Gebiet der Annäherung an Peking. Die Abneigung der USA, ihre China-Politik mit Japan zu koordinieren, war einer der wichtigsten Gründe für die Verschlechterung der amerikanisch-japanischen Beziehungen. Das ruft bei dem Teil der amerikanischen politischen Elite, die Japan für ein bedeutend wichtigeres Objekt der Politik Washingtons hält als China, sehr ernste Befürchtungen hervor.

Gegenwärtig wird Japan in politischer, wirtschaftlicher und militärisch-strategischer Hinsicht immer mehr zu dem Zentrum, in dem sich die amerika-

⁹ „The New York Post“, July 10, 1972. Siehe auch: J. Cohen, R. Dernberger, J. Garson, *China Trade Prospects and U. S. Policy*, N. Y. 1971.

nischen und chinesischen Interessen im Fernen Osten überschneiden und wo der grundlegende Knoten der Widersprüche zwischen Washington und Peking geschrägt wird. Der im Vergleich mit dem anderen Rivalen beherrschende Einfluß auf die Außenpolitik Japans wird sowohl von den Maoisten wie von den herrschenden Kreisen der USA als Schlüssel zur Wahrung und Festigung ihrer Positionen in Asien angesehen.

Selbstverständlich kann Japan weder jetzt und noch weniger in der Perspektive das passive Objekt von irgendjemandes Politik sein. Das schnelle Wachstum seiner ökonomischen Leistungsfähigkeit, die Vergrößerung der Streitkräfte führen unweigerlich zum Anwachsen der politischen Aktivität, zur Erhöhung der politischen Ambitionen der herrschenden Klasse des Landes. In diesem Sinne ist offensichtlich: wenn Japan sich künftig entscheidet, jemandes Partner zu sein, so wird es ein aktiver, „schwieriger“ Partner sein, der seine Kraft und seine Bedeutung kennt.

Nichtsdestoweniger rechnet man offenbar sowohl in Washington wie in Peking damit, daß unter bestimmten Umständen Japan eine lange Periode hindurch der „zweite Partner“ der Großmachtpolitik jedes der beiden Staaten bleiben kann.

Die Berechnungen der amerikanischen Strategen in dieser Hinsicht basieren auf einer „rationalistischeren“ Grundlage. Sie sind verbunden mit der Einschätzung der qualitativen Unterschiede in der realen Leistungsfähigkeit der Vereinigten Staaten und Japans bei allen grundlegenden Kennziffern. Deswegen glaubt man, wenn Japan seine proamerikanische Orientierung behält, werden die USA noch lange Zeit in diesem Bündnis die erste Geige spielen. Die Beunruhigung der amerikanischen politischen Strategen (die immer häufiger in ihren Äußerungen und Arbeiten der letzten Zeit durchklingt)¹⁰ ist daher hauptsächlich auf Zweifel an dieser Orientierung zurückzuführen.

Die Maoisten gehen bei ihren strategischen Hoffnungen in bezug auf Japan natürlich von völlig anderen Überlegungen aus. Sie begreifen, daß die ökonomische Schwäche der VR China sie in eine schwierige Lage bringt.

Dennoch rechnen sie allem Anschein nach damit, daß eine Reihe spezifischer Faktoren diese fundamentale Schwäche kompensieren kann. Diese Faktoren sind vor allem:

- die Existenz von Atom-Raketen-Waffen in China und ihre Nichtexistenz in Japan,
- das traditionelle Ansehen Chinas in Asien als eines politischen, historischen und kulturellen Zentrums für diesen Teil der Welt,
- bestimmte Möglichkeiten der VR China, auf die innenpolitischen Prozesse in Japan einzuwirken (durch Verstärkung der prochinesischen Stimmung in der linken Bewegung und auch innerhalb der herrschenden liberaldemokratischen Partei).

¹⁰ H. Kahn, *The Emerging Japanese Superstate. Challenge and Response*, Englewood Cliffs (N. J.) 1970, „Japanese-American Relations in the 1970's“, Ed. by G. Curtis, Washington 1970, Z. Brzezinski, *The Fragile Blossom Crisis und Change in Japan*, N. Y. 1972.

Alle diese und noch einige andere Faktoren schaffen offenbar bei der maoistischen Führung die Illusion, daß — wenn es ihnen gelingt, die proamerikanischen Kreise Japans zu isolieren und eine wirkliche Verbesserung der Beziehungen mit Japan zu erreichen — die VR China gegenüber Japan eine Rolle spielen könnte, die in vielem mit der übereinstimmt, die die Gauls Frankreich gegenüber der ökonomisch viel mächtigeren, aber mit einer Reihe von politischen Schwächen behafteten BRD gespielt hat.

Peking wird offensichtlich ermutigt durch die gegenwärtige Verschärfung der japanisch-amerikanischen Gegensätze. Ihr regelmäßiges Aufbrechen, das verbunden ist mit der schmerzhaften Reaktion Japans auf Washingtons Maßnahmen zur Rettung des Dollars, ist deutlich mehr als eine alltägliche Episode der japanisch-amerikanischen Finanz- und Wirtschaftskonkurrenz. Die einseitigen amerikanischen Beschlüsse haben zu ernsten psychologischen Veränderungen im Bewußtsein der japanischen herrschenden Klasse geführt. Wurden die USA früher als letzlicher Garant der Stabilität des kapitalistischen Japan angesehen, so ist dieses „Axiom“ heute längst kein Axiom mehr. „Auf die USA kann man sich in einem schwierigen Moment nicht verlassen“, „der Isolationismus zeigt sein wahres Gesicht“ — so lautet der dominierende Kommentar der früheren japanischen Ökonomen und Politiker. Die negative Wirkung der ökonomischen Maßnahmen Nixons übersteigt deutlich die Dividenden, die nach dem Vertrag über Okinawa ausgeschüttet wurden. Dazu sank innerhalb der herrschenden Partei die Popularität des politischen Trägers des proamerikanischen Kurses, der Gruppierung Sato-Fukuda, was eine nicht unwichtige Rolle bei ihrem Sturz und der Auswechslung durch eine neue Führung spielte.

Die Maoisten bemühen sich, für ihre Interessen die Gegensätze zwischen den USA und Japan maximal auszunutzen. Bestand früher ihre Taktik darin, mit den Vereinigten Staaten zu intrigieren und mit deren großer Wachstumsrate Japan zu „erschrecken“, so legt Peking heute, nach der Machtergreifung der Regierung Tanaka, Nachdruck auf die Annäherung an Japan, um dort ein Abgehen von der proamerikanischen Linie zu stimulieren.

In Washington verfolgt man mit offensichtlicher Besorgnis, wie die neue japanische Regierung sich bemüht, rasch das von den Vereinigten Staaten erreichte Niveau der politischen „Normalisierung“ mit der VR China einzuholen und zu überholen. Heute hat sich die japanisch-amerikanische Konkurrenz in allem verschärft, was die Politik der „Annäherung“ an Peking betrifft. Washington ist beunruhigt, weil Japan in dieser Beziehung über eine Reihe ernstlicher Vorteile verfügt. Erstens ist Japan der Haupthandelspartner der VR China, so daß die japanisch-chinesischen Kontakte sich im Unterschied zu den amerikanisch-chinesischen Kontakten auf einer soliden ökonomischen Grundlage entwickeln. Außerdem hat Japan bedeutend leichter als die USA die außenpolitischen Hindernisse gegen die Aufnahme diplomati-

scher Beziehungen mit der VR China überwunden. Diplomatische Beziehungen wurden im Anschluß an den Besuch des japanischen Premiers Tanaka in der VR China aufgenommen.

Für Japan ist die gegenwärtige Annäherung an die VR China ein neuer Trumpf in den Beziehungen zu den Vereinigten Staaten. Von nun an braucht Japan Washington nicht zu überreden, rechtzeitig über den einen oder anderen Schritt des amerikanisch-chinesischen Manövriertens informiert zu werden. Im Gegenteil, es kann geschehen, daß Tokio seine Zustimmung zur koordinierten japanisch-amerikanischen Politik gegenüber China gegen Konzessionen der USA auf dem Gebiet des Handels und der Wirtschaft „verkauft“.

Wie auch immer, heute ist offensichtlich, daß Washington für die Politik der Annäherung an Peking mit einer Verschlechterung der Beziehungen zu Japan bezahlen muß. Ist dieser Preis nicht zu hoch? Diese Frage wird immer häufiger von dem Teil der Theoretiker der amerikanischen Politik gestellt, die die Beziehungen zu Japan als eine der wichtigsten Grundlagen der Globalstrategie der USA ansehen.¹¹

Die nächsten Perspektiven der amerikanisch-chinesischen Beziehungen

Wenn man die Entwicklung der Beziehungen zwischen den USA und der VR China in der Amtsperiode der jetzigen amerikanischen Administration verfolgt, kann man sie in folgende drei Perioden der Annäherung einteilen:

Die erste Periode (Anfang 1969–Sommer 1971) war ein vorsichtiges, aber beharrliches Sondieren nach dem Gegenstand der Antwortreaktion Pekings. Diese Periode erhielt in der außenpolitischen Literatur die Bezeichnung der Diplomatie der „kleinen Schritte“.

Die zweite Periode (Sommer 1971–Frühling 1972) ist angefüllt mit „dramatischen“ Ereignissen, die mit dem Beginn realer amerikanisch-chinesischer Kontakte zusammenhängen. Die Erklärung über den Besuch des US-Präsidenten in der VR China, die drei vorbereitenden Besuche hochgestellter Berater des Präsidenten und schließlich der Besuch Nixons selbst, der mit der Unterzeichnung des „Communiqués von Shanghai“ endete – dies alles war geeignet, den Eindruck eines schnellen Wechsels in den Beziehungen zwischen den beiden Staaten zu erwecken. Offenbar hatten sich Peking und Washington entschlossen (unabhängig davon, wie die Dinge wirklich lagen), den Eindruck hervorzurufen, daß der Übergang zur Diplomatie der „großen Schritte“ vollzogen war.

Die dritte Periode (Frühling bis Herbst 1972) kann man als eine Periode relativer Windstille im Prozeß der amerikanisch-chinesischen Annäherung ansehen.

Gegenwärtig unterscheiden sich die Beziehungen zwischen den USA und der VR China merkbar von der Lage vor einigen Jahren. Der Umfang der Kon-

¹¹ „The U. S. and China. Implications for the Soviet Union and Japan“, Ed. by S. Carlson, Washington 1971.

takte hat stark zugenommen, die ersten direkten Handelsabkommen sind geschlossen, die zweiseitigen diplomatischen Konsultationen laufen faktisch ohne Unterbrechung. Dabei beginnen langsam die Faktoren in den Vordergrund zu treten, die verhindern, daß die Annäherung zwischen Washington und Peking in gleichmäßig schnellem Tempo weiterläuft. Dementsprechend wurde die „Normalisierung“ vom Frühjahr 1972 an wieder auf „kleine Schritte“ zurückgeschaltet. Im gegenwärtigen neuen Kontext wird dies von vielen Beobachtern schon als ein „auf-der-Stelle-Treten“ interpretiert.

Ein wichtiger Grund der gegenwärtigen verlangsamten Annäherung sind die Spezifität, die Maßstäbe und die Entwicklungsrichtung der politischen Beziehungen zwischen den USA und der VR China.

Es wurde schon erwähnt, daß eines der Ziele Washingtons darin bestand, den internationalen Status der VR China wesentlich mit anzuheben (natürlich im bürgerlichen Verständnis und Großmachtsverständnis dieses Begriffs). Nominal und deklarativ wurde diese Aufgabe durch häufige Erklärungen von der „Große Chinas“ u. ä. gelöst. Auf der Ebene der internationalen Vertretungen revidierten die USA ihre traditionell negative Haltung zur Wahrnehmung der Rechte Chinas in der UNO und zogen ihren Einspruch gegen Beschlüsse ihrer Verbündeten nach diplomatischen Beziehungen mit Peking zurück.

Dennoch kam die Sache nicht weiter über Fragen deklarativ-repräsentativen Charakters hinaus. Jetzt sieht sich eine immer größere Zahl amerikanischer Strategen gezwungen, als Anhänger der „Dreieckskonzeption“ mit Bedauern zu konstatieren, daß die Maoisten bisher auf große politische Ereignisse, die außerhalb der unmittelbaren geographischen Umgebung der VR China passieren, keine so effektive Wirkung ausüben können, wie es den Anforderungen der Schöpfer der „Dreiecks“-Kombinationen entspricht.

Eines der entscheidenden Ereignisse der letzten Zeit in diesem Zusammenhang wurden der Verlauf und die Ergebnisse der sowjetisch-amerikanischen Gespräche auf höchster Ebene. Das grundlegende außenpolitische Ziel der Maoisten bestand und besteht darin, die Realisierung des Friedensprogramms, das der 24. Parteitag der KPdSU entwickelt hat, zu verhindern und insbesondere keine Verbesserung der amerikanisch-sowjetischen Beziehungen zuzulassen. Und wenn Peking nicht über genügend gewichtige Argumente verfügte, um die konstruktive Entwicklung der Beziehungen unseres Landes mit den Vereinigten Staaten zu verhindern, dann bedeutet das unter anderem, daß einflußreiche Kreise in Washington den objektiven Unterschied in Rechnung stellen zwischen dem Großmachtstatus, den sie Peking zum Durchspielen der für sie günstigen Variante der „Dreiecksdiplomatie“ zuerteilen möchten, und den heutigen realen Möglichkeiten der maoistischen Außenpolitik.

Die Ereignisse der letzten Zeit zeigen, daß in dem Maße, wie die Sowjetunion realistische, konstruktive Initiativen gegenüber den Vereinigten Staaten entwickelt, die Versuche einiger politischer Strategen zur mittelbaren Erpressung zu greifen — etwa mit der These der „symmetrischen“ Verdoppelung der

Kontakte mit unserem Land durch allseitige und gleich intensive Kontakte mit Peking – immer hältloser und unrealistischer werden.

Bekanntlich tritt unser Land entschieden und konsequent für normale, konstruktive Beziehungen zwischen allen Staaten ein. Die sowjetische Öffentlichkeit hat sich seit dem Entstehen der VR China entschieden und konsequent gegen die amerikanische Politik der „Eindämmung und Isolierung“ Chinas eingesetzt und zeigt soweit Verständnis für die Normalisierung dieser Beziehungen, wie sie dritten Ländern nicht zum Schaden gereichen, selbstverständlich auch nicht der Sowjetunion. Ein Wechsel der Beziehungen zwischen den Vereinigten Staaten und der Chinesischen Volksrepublik, deren Politik eine so große Wirkung auf die Entwicklung der internationalen Lage im ganzen ausübt, vom Zustand scharfer Konflikthaltigkeit zu einer Ordnung im Geiste der Prinzipien der friedlichen Koexistenz würde von all denen mit selbstverständlicher Genugtuung aufgenommen, die an der Festigung des Friedens zwischen den Völkern interessiert sind.

Sollte die weitere Entwicklung der Ereignisse zeigen, daß die „Normalisierung“ zwischen Washington und Peking tatsächlich auf diesem positiven Wege vorangeht, dann würde das eine ernsthafte Niederlage der Kreise in den Vereinigten Staaten sein, die es immer noch für notwendig halten, ihre Politik anderen Staaten mit Gewalt aufzudrängen.

Nebenbei würde das den völligen moralischen Bankrott der maoistischen Ideologen anzeigen, die noch vor kurzem ganze Ströme von Schmutz auf die Politik der friedlichen Koexistenz ausgegossen haben, die unser Land betreibt. Allerdings ist allgemein bekannt, daß der manische Antisowjetismus der Maoisten einen der wichtigsten Impulse lieferte, daß Peking die Taktik des Spiels mit Washington aufnahm.

Nicht weniger wohlbekannt ist das antisowjetische Kalkül bestimmter Kreise in den Vereinigten Staaten. Wenn diese Motive im Prozeß der gegenwärtigen Entwicklung der amerikanisch-chinesischen Beziehungen vorherrschen, so könnte das zum Anwachsen der Spannungen in der Welt führen. Unser Land ist an einer solchen Entwicklung der Ereignisse nicht interessiert und rechnet damit, daß es in der Welt genügend Kräfte gibt, die solche Tendenzen behindern können.

Der 24. Parteitag der KPdSU billigte eine klare Programm des Kampfes um den Frieden, für die Milderung der internationalen Spannungen. Dieses Programm wird nun erfolgreich in die Wirklichkeit umgesetzt. Das Klima der allgemeinen Verhältnisse ist verderblich für alle Intrigen der „Verteidiger“ der amerikanisch-chinesischen Annäherung auf antisowjetischer Grundlage. Die Erkenntnis dieser Tatsache könnte die internationalen Beziehungen vor einer Komplizierung im Gefolge übereilter Schritte bewahren, die möglicherweise von bestimmten Kreisen gefördert werden, die den Abbau der internationalen Spannungen, die Festigung der Prinzipien der friedlichen Koexistenz zu stören beabsichtigen.

Die neuen Titel

Günter Wallraff/Jens Hagen
Was wollt ihr denn,
ihr lebt ja noch
Chronik einer Industrieansiedlung



Ein Lehrbuch mit Originallistungen, Dokumenten, Song und Graphiken sowie einem Plakat von Klaus Staeck

das neue buch
rowohlt

Ed Sanders
The Family Die Geschichte von Charles Manson und seiner Strand-Buggy-Streitmacht (14/DM 10,-)

Hartmut Lange
Theaterstücke 1960–72 (22/DM 8,-)

James Baldwin
Eine Straße und kein Name (23/DM 6,-)

Ronald D. Laing
Knoten (25/DM 4,-)

Paul Nizan
Für eine neue Kultur Aufsätze zu Literatur und Politik in Frankreich (27/DM 7,-)

John Barth
Ambrose im Juxhaus Fiktionen für den Druck, das Tonband und die menschliche Stimme (28/DM 7,-)

Lu Hsün
Der Einsturz der Leif-feng-Pagode Essays über Literatur und Revolution in China (32/DM 6,-)

Heinz Brüggemann
Literarische Technik und soziale Revolution Versüche über das Verhältnis von Kunstdokumentation, Marxismus und literarischer Tradition in den theoretischen Schriften Bertolt Brechts (33/DM 8,-)

Carl Einstein
Die Fabrikation der Fiktionen Gesammelte Werke in Einzelausgaben. Band 4. Hg.: Sybille Penkert. Eingeleitet von Helmut Heßenbüttel. Mit Beiträgen von Sybille Penkert und Katrin Sello (17/DM 10,-)

das neue buch
rowohlt die Reihe mit dem leuchtroten Rahmen. Herausgegeben von Jürgen Manthey

Anmerkungen

Unser von HORST SCHÄFER am 18. 3. 1972 aufgenommenes Bild (ADN-ZB) zeigt ANGELA DAVIS auf dem Weg zum Gerichtsgebäude in San José, Kalifornien. Auf Grund des weltweiten Protestes hatte man sie am 23. Februar 1972 gegen Kaution freilassen müssen. Sie ist hier in Begleitung zweier Beschützer der „Community Alert Patrol“ (CAP), einer gegen Polizeiübergriffe gegründeten Selbstschutzorganisation.

Deutsche Fassung der Gedichte: F. Hitzer

GUNTRAM VESPER (siehe kürbiskern 2/67); HARRY OBERLANDER, Jahrgang 1950, studiert seit 1969 Soziologie in Frankfurt; Veröffentlichungen in Zeitschriften und Anthologien („Wir Kinder von Marx und Coca Cola, Hammer, Beispiele, Raith“); MARTIN HAFNER, Jahrgang 1949, Lehre als Speditionskaufmann, über den 2. Bildungsweg Ausbildung zum Sozialpädagogen, z. Z. Praktikum im Altenheim, Westberlin; HARALD GRÜHLER, Jahrgang 1945, nach Psychologiestudium freier Autor in Köln, Veröffentlichungen — Theoretisches und Lyrisches — in Zeitungen und Zeitschriften, Sendungen im Rundfunk, im Februar 1970 Gründung der Gruppe Intermedia.

HENRICH BOROWIKS Porträts übersetzte Elvira Högemann-Ledwohn aus dem Russischen. „Der hundertprozentige Amerikaner in Hanoi“ erschien in Nummer 12 (23. 3. 73), „Mark Hallert“ in Nummer 42 (18. 10. 72) der sowjetischen Wochenzeitung „Literaturnaja gaza“.

KENNETH M. LEWAN, geboren 1925, Studium an der Harvard Universität, Associate Professor an der Indiana Universität, jetzt Lehrbeauftragter für Politische Wissenschaften an der Universität München. Veröffentlichungen u. a.: Der Nahostkrieg in der westdeutschen Presse, Pahl-Rugenstein Verlag, 1970. Deutsche Fassung: Hannalore und Kenneth M. Lewan.

FITZGERALD KUSZ, Jahrgang 1944, studierte Germanistik und Anglistik, Lehrer, wohnt in Forth; Veröffentlichungen in Zeitschriften, im Rundfunk, Gedichtbände, Mundarhörspiele (Studio Nürnberg des Bayerischen Rundfunks).

MICHAEL KOGON, geboren 1928 in Wien, Studium (Nationalökonomie, Sprachen) in Frankfurt, Genf, Paris, München; Dr. rer. pol., Bankbeamter in der Schweiz; veröffentlichte Gedichte, Kurzprosa, Reiseberichte in Zeitungen und Zeitschriften.

Den Text von Angela Davis' Antrittsvorlesung entnehmen wir mit freundlicher Genehmigung der Redaktion der Ausgabe „Autumn 1971“ des „American Dialog“, New York. Übersetzung aus dem Amerikanischen: Tom Knoth.

HYMAN LUMER, Herausgeber der „Political Affairs“, marxistische Monatszeitschrift, New York; Übersetzung aus dem Amerikanischen: Conrad Schuhler; AMADEO RICHARDSON, früher aktives Mitglied des Münchner Angela Davis-Komitees, ist heute Mitarbeiter der „Daily World“, Tageszeitung der KPUSA. Übersetzung aus dem Amerikanischen: Conrad Schuhler; RONALD TYSON, Mitarbeiter der „Daily World“.

KASPAR MAASE (siehe KÜRBISKERN 2/70)

WINFRIED ROTH, geboren 1952, zur Zeit Westberlin, Studium der Volkswirtschaft, Zeitschriftenveröffentlichungen.

Die Gespräche mit HENRY WINSTON, ANGELA DAVIS und JARVIS TYNER führte für den KÜRBISKERN AMADEO RICHARDSON, dem wir für seine Mitarbeit herzlich danken. Aus dem Amerikanischen: Angela und Ernst Antoni, Friedrich Hitzer.

V. P. LUKINS Beitrag entnehmen wir der von der Akademie der Wissenschaften der UdSSR herausgegebenen Monatszeitschrift „USA, Ökonomie, Politik, Ideologie“, Februar 1972. Aus dem Russischen: Elvira Högemann-Ledwohn.

Beilagenhinweis:

Wir möchten unsere verehrten Leser auf zwei Beilagen in diesem Heft aufmerksam machen: Spendenaufruf der „UZ“ und die Karte vom Röderberg-Verlag.

kürbiskern. Zeitschrift für Literatur und Kritik. Verlegt von Hannes Stütz (GBR). Herausgeber und Redaktion: Walter Fritzsche, Friedrich Hitzer, Oskar Neumann, Conrad Schuhler, Hannes Stütz. Verantwortlich im Sinne des Pressegesetzes: Friedrich Hitzer. Erscheinungsweise vierteljährlich (März, Juni, September, Dezember). Einzelheft DM 4,80, Jahresabonnement DM 16,— zuzüglich Porto. Bestellungen über den Buchhandel oder direkt bei Verlag und Redaktion: 8 München 40, Hohenzollernstraße 144, Telefon 30 37 83. Druck: F. C. Mayer, 8 München 40, Kunigundenstraße 19. © Copyright kürbiskern. Alle Rechte, auch das der Übersetzung, vorbehalten. Postscheckkonto München 333 81. Deutsche Bank, Zweigstelle Kurfürstenplatz, Konto Nr. 35/00832. Nachdruck nur mit Genehmigung der Redaktion. Bestellungen bitte an Redaktion kürbiskern, 8 München 40, Hohenzollernstraße 144 (nicht an Verlagsanschrift).

Studienliteratur. Wissenschaftliche Informationen zu Taschenbuch-Preisen.

Literatur- und Sprachwissenschaft

Udo Gerdes/Gerhard Spellerberg
**Althochdeutsch –
Mittelhochdeutsch**
Grammatischer Grundkurs zur
Einführung und Textlektüre
178 Seiten, DM 7,80 (FAT 2008)

Ekkehard König/
Lienhard Legenhausen
Englische Syntax 1
Komplexe Sätze
120 Seiten, DM 7,80 (FAT 2009)

Ekkehard König
Englische Syntax 2
Die Struktur des einfachen Satzes
120 Seiten, DM 7,80 (FAT 2048)

Gerhard Nickel
**Reader zur
kontrastiven Linguistik**
186 Seiten, DM 9,80 (FAT 2010)

Karl-Dieter Bünting
**Einführung in die
Linguistik**
220 Seiten, DM 8,80
(FAT 2011)

Norbert Dittmar
Soziolinguistik
408 Seiten, DM 14,80 (FAT 2013)

Wolfgang Klein/
Dieter Wunderlich (Hg.)
Aspekte der Soziolinguistik
340 Seiten, DM 9,80 (FAT 2017)

Helen Leuninger/Max H. Miller/
Frank Müller
Psycholinguistik
Ein Forschungsbericht
244 Seiten, DM 8,80 (FAT 2018)

Diese Titel sind gleichzeitig in einer
Leinenausgabe im Athenäum Verlag,
Frankfurt, erhältlich.

Weitere Titel bieten wir in den
folgenden Fachbereichen an:

Erziehungswissenschaft,
Sozialwissenschaften,
Wirtschaftswissenschaft,
Rechtswissenschaft und
Grundlagenforschung.

Ausführliche Verzeichnisse
erhalten Sie in Ihrer Buchhandlung
oder direkt beim Verlag.

**Athenäum Fischer
Taschenbuch Verlag
6 Frankfurt am Main
Postfach 2829**